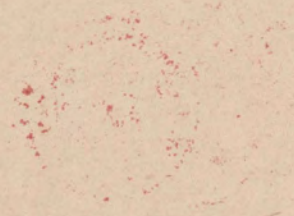


Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtchlesischen Raume

3. Jahrgang
1930/31

Breslau
Verlag von Wilh. Gottl. Korn





Boidol

Holzkirche, Leschegin, Krs. Rybník

P. 8^{te} M. Runde o. s. M.
 Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
 im gesamtschlesischen Raume

Herausgegeben und geleitet

vom

Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen

★

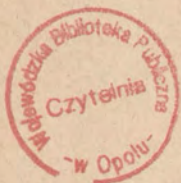
3. Jahrgang

1930/31

★

1930

Verlag von W. G. Korn / Breslau



058/061.2) : 930.85(43:438) SL
1 830-8(438) : 39(43:438)

Schl. Jahrb

3336 D/III

1933

7373 „D“

Inhalt

	Seite
Leitsätze der Schlesischen Stammeskulturarbeit	5
Dr. Richard Patscheider: Stammland-Bewegung	6
Die 6. Schlesische Kulturwoche in Gablonz a. N.	9
Rudolf Staffen, Prag-Lannwald: Bündische Jugend und schlesische Stammesbewegung	11
Erwin Winkler-Mildeneichen: Geburtenrückgang und Wanderungsbewegungen	12
Karl R. Fischer-Gablonz a. N.: Von der Glasindustrie zu beiden Seiten des Gebirges	16
Un.-Prof. Dr. D. Reche-Leipzig: Rassenkundliche Probleme der Sudetenschlesier	24
Viktor Kauder-Kattowitz: Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien	31
Dr. L. Knopp: Über die Erdgeschichte des gesamtschlesischen Raumes	42
Un.-Prof. Dr. Karl Bornhausen, Breslau: Der Arnauer Heidenstein	49
Un.-Prof. Dr. Josef Strzygowski, Wien: Die Kreuzung der Kunstkreise in Schlesien	52
Dr. Alfred Schellenberg-Breslau: Oberschlesien und seine bildenden Künstler	62
Un.-Prof. Dr. Hermann Aubin-Breslau: Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume	70
Un.-Professor Dr. Josef Nadler-Königsberg i. Pr.: Die schlesische Dichtung der Gegen- wart	88
Paul Bartsch: Meteor	98
Nicht lange mehr	99
Schach	100
Der Krieg an der Sandgrube	101
Fritz Walther Bischoff: An die Heimat	105
Hugo Gnielczyk: Mutter und Kind im Volksglauben des Kreises Leobschütz	106
Dr. Emil Hadina: Vom deutschen Volksminnesang zu Walther v. d. Vogelweide	111
Alfred Hein: Im Land der heiligen Berge	120
Erwin Heine: Fremde	129
Robert Hohlbaum: Das Grammophon	134
Hans Christoph Kaergel: Wir vom Ostland	137
Robert Kurpiun: Aus dem oberschlesischen Volksleben	138
Georg Langer: Böhmisches Legende	145
Erwin Ott: Zwei Gedichte	147
Hugo Scholz: Ein heimlicher König	148
Maria Stona: Ho! Ein Straßenbild	150
Gustav Willsher: Was ich sein möchte!	152
Bruno Hanns Wittek: Als ich am Abend durchs Korn gegangen	154

Leitsätze der Schlesischen Stammeskulturarbeit

I.

Es ist gesamtdeutsche Kulturaufgabe, in der Ursprünglichkeit, Triebkraft und Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme das unerschöpfliche Ackerland des Volks-
werdens zu erkennen und auf dieser natürlichen Grundlage zu bauen und zu bilden.

2.

Der schlesische Stamm hat seine besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung für die deutsche Kulturaufgabe im Osten; je mehr ihm diese Sendung bewußt wird, um so segensreicher wird sein Schaffen für die deutsche Gesamtheit.

3.

Im Sinne der gesamtdeutschen Kulturaufgabe und der besonderen Sendung des schlesischen Stammes muß die wissenschaftliche und heimatliche Arbeit auf allen Kulturgebieten in Innererschlesien und Grenzlandschlesien in- und aufeinander wirken.

4.

Diesem Zweck dienen alljährliche Kulturtagungen an wechselnden Orten, die die Aufgabe haben, durch Vorträge und Aussprachen, Führungen und Ausstellungen, Bühnenspiele und Kunstabende die schlesische Heimat darzustellen und die deutsche Volksbildung zu fördern.

5.

Zur entsprechenden Aufklärung der gesamtschlesischen Öffentlichkeit ist nicht nur die Mitarbeit der Presse und der Stammlandzeitschriften notwendig, sondern auch die planmäßige Herausgabe von einwandfreien Darlegungen auf landschaftlicher, sprachlicher und geschichtlicher Grundlage. Diesem Zweck dient vor allem das Schlesische Jahrbuch.

6.

Tages-, Partei- und staatspolitische Fragen bleiben von der schlesischen Kulturarbeit und den für sie bestimmten Tagungen unbedingt ausgeschlossen.

7.

An die gesamte deutsche Jugend des Stammlandes ergeht der Ruf, an den hier vorgezeichneten Aufgaben mitzuwirken.

Das am spätesten fertig werdende von allen Völkern Europas" nennt W. H. Kiehl die Deutschen. Und mit unwiderleglicher Schärfe arbeitet er „die nie zu übersehenden Altersunterschiede unter den deutschen Stämmen" heraus. „Unser Volk ist im Westen älter als im Osten." Damit ist schon der Abstand der Altstämme von den Neustämmen aufgezeigt. Die Neustämme haben sich im Osten ausgebildet „und sind noch heute in der Neubildung durch Vermischung deutschen Blutes mit slawischem und litauischem begriffen".

Aber auch die Altstämme wandeln sich. Da unser Volk nicht fertig ist, sind auch seine Stämme in wechselweiser Durchdringung mit den Gliedlandschaften des deutschen Volksbodens im steten Werden. Stammlandbewegung der Niederfranken wird allmählich die flämische Bewegung, die im Sommer 1930 so gewaltige Flutwellen in dem künstlichen Staatsgebilde „Belgien" aufwarf. Das Feldgeschrei des flandrischen Löwenbanners ist: Blut zu Blut; und der flämische Aufbruch nimmt den Boden mit, der zum Blut gehört. Flandern läßt sich von Holland nicht mehr trennen. Es zeigt sich gerade an dieser Stelle, wie der Staats- und Nationsgedanke des romanischen Westens dem deutschen Staats- und Volksgefühl gegenüber hoffnungslos versagt. Ja, es wird immer deutlicher, daß bis tief hinein in die jungdeutsche Volks- und Staatsbewegung unserer Zeit das Losringen vom Westen die Stammlanderkenntnis und das Stammlanderlebnis freimacht, und daß dies das neue Volk- und Staatswerden entscheidend vorwärts treibt.

Gegen das im Geist des Westens erstarrte Preußen reißt sich elementar die Niedersachsenbewegung auf:

Stammlandbewegung als Element der dem Westen entsagenden Volks- und Staatserneuerung.

In ihrem Dienste steht auch die innere Bewegung im Nordosten (Pommern, West- und Ostpreußen), wo ein noch unfertiger Neustamm mit bewußtem Abstand vom Westen seine Stammeszüge formt und um die Landnahme im Dienste des deutschen Volks- und Kulturbodens ringt.

In Mitteldeutschland bereitet sich ein bedeutsamer Wandel zu einem Großstammland Thüringisch-sachsen vor; er hat seine Beweggründe in der Bindekraft der Landschaft und in einem innern Werdetrieb, der von Westen nach Osten drängt und zum Teil auch in einem mundartlichen Gleichstrom derselben Richtung zum Ausdruck kommt. Dieses Werden von Thüringisch-sachsen ist ein Beispiel für neues Stammwerden auf einem wenigstens teilweise altstammlichen Boden. Für den deutschen Osten ist dieses Stammlandwerden von ganz außerordentlicher Bedeutung; es führt ein starkes Stammland der Mitte über die Lausitz in die Ostfront ein.

Auch in Oberdeutschland, also im Süden des deutschen Volksbodens, sehe ich Stammlandbewegung kommen. Bayern ist Altstammland, Österreich Neustammland. Man erkennt die österreichische Lage, solange man Österreich als Neustammland nicht erkennt. „Anschluß" wird darum so lang als Phrase wirken, bis man in Abwendung vom Geiste des Westens das Neustammwesen Österreichs erkennt.

Ansätze zur Stammlandbewegung gab es schon vor Jahrzehnten in Alemannien. Diese Ansätze sind weiter entwickelt worden und können bewegende Triebkräfte werden. Im Briefwechsel Hans Thomas

mit Professor E. Höm, dem eifrigen Verfechter der Einheit alemannischen Sprachgebietes begeistert sich der Künstler an dem alemannischen Stammland; Schwaben, Schwarzwald, Bodensee, deutsche Schweiz, Elsaß und Burgund gehören ihm zu. „Läßt sich die Ganzheit des materiellen Seins nicht als Staatsform erhalten, so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß sich das unvergängliche Deutschtum zu seiner Erhaltung in die Stämme des Volkes, gewissermaßen wie in die Familie retten und zurückziehen muß — auf seinen tiefsten Ursprung zurück." Hier ist ganz deutlich die Absage an den Westen gegeben, an die „Ganzheit des materiellen Seins als Staatsform" und an seine Stelle der Aufbauboden der Herkunft und der natürlichen Gliederung des „unvergänglichen Deutschtums" bezogen als Ausgangsstellung für neues Werden — und zwar mitten im trostlosesten Zusammenbruch (28. 10. 1918). Hans Thoma erlebt hier für seines Stammes Heimat, was Lagarde und Stein an Wegen gewiesen haben zur Wiedergeburt der Gemeinschaft, deren Elemente in den Anfängen unseres Volkes aufzusuchen sind, damit aus ihnen Volk neu entwickelt werde.

Mit diesen Hinweisen ist neuerdings allen Mißdeutungen Trost geboten, denen Stammlandbewegung und Stammeskulturarbeit noch ausgesetzt sind. Vom Geiste oder Ungeiste des Westens her wird man sie stets mißdeuten. Dieser Geist und Ungeist steckt aber so tief in der deutschen Gegenwart, daß selbst solche, die sich zu einer jungen Front bekennen, von ihm unbewußt und leicht gefangen werden. Sie kommen sich recht jung vor, wenn sie „liebesselige Stammesromantik" und „altväterische Brauchtumspflege" und „historische Befangenheit" sagen und damit die Stammlandbewegung meinen; und sie kommen

sich auch sehr staatsmännisch vor, wenn sie genau so wie die „Westler" naturhafte Aufgliederung mit Absonderung oder — intellektualistischer ausgedrückt — mit „Partikularismus" verwechseln. Volkneuerwerden setzt Neustammwerden voraus. Das ist in jeder Hinsicht entscheidend: in Hinsicht auf die Vergemeinschaftung des Einzelnen, in Hinsicht auf neues starkes Sippenwerden aus triebfrohem Familiensinn, in Hinsicht auf die Bindung von Blut und Boden, die gegen die Entwurzelung einsetzt, in Hinsicht auf jungen kulturschöpferischen Aufbruch, der alle Machenschaften der „emanzipierten" Vernünftetelei verwirft, in Hinsicht auf den Gliederbau des deutschen Volksbodens, in Hinsicht auf das Verlangen nach neuem Staatswerden und in Hinsicht auf die unerfüllten Aufgaben im Nahen Osten. „Die politische Gestaltung ist nicht der erste, sondern der letzte Schritt." Dieses prächtige Wort des Stürmers Ernst Jünger sei der gesamten jungen deutschen Front eindringliche Warnung! Die Stammlandbewegung ist eine seelisch-geistige Landnahme. Sie drängt den deutschen Menschen dazu, wieder Fuß zu fassen auf der deutschen Erde und sich irdisch, seelisch und geistig neu zu binden mit seiner angestammten oder ersiedelten Landschaft. Dies wird um so bedeutsamer, als in den anhaltenden Fieberschauern einer weltaufrühlenden Wirtschaftskrise sich ein Zusammenbruch der beweglichen Wirtschaft und der uferlosen mechanischen Industrialisierung ankündigt.

Das schlesische Stammland ist eine erdgeschichtlich gewachsene Einheit,¹⁾ eingeordnet in den unfertigen deutschen Volksboden, vorstoßend im Osten des deutschen Kulturbodens.

Tschechisch-Schlesien — Preussisch-

¹⁾ Siehe den Beitrag von Dr. Leo Knopp.

Schlesien — Polnisch-Schlesien: so stellt es sich heute staatspolitisch dar.

Oberschlesien — Mittelschlesien — Niederschlesien: so stellt es sich volkskundlich, sprachkundlich und erdkundlich dar. In beiden Beziehungen ein kennzeichnendes Widerspiel der Gesamtlage des Deutschtums in Mitteleuropa. Stammlandbewegung und Stammeskulturarbeit offenbaren hier gangbare Wege eines bündischen Aufbaues. Das tschechische Stammland — Kleinwölfern geschieht kein Unrecht, wenn man sie als Stämme anspricht — liegt eingebettet zwischen dem schlesischen Stammland, Thüring Sachsen, Bayern und Österreich. Künftige Entwicklung wird solche Zusammenhänge, die man vergeblich zu sprengen versucht, den Völkern zum Segen werden lassen.

Der sudetendeutsche Osten, also Sudetenschlesien, hat in seiner natur- und kulturhaften Verbundenheit mit Gesamtschlesien eine Schlüsselstellung inne für die Lösung der deutsch-tschechischen Frage. Diese ist im scheinbar wirren Knäuel der Ostfragen beschlossen. Schlesien als Kulturaufgabe berührt nicht nur die deutsch-tschechische, sondern auch die deutsch-polnische Spannung und bietet außerdem — Mährische Pforte! — eine Brücke zum Donauland dar. Schlesien hat mit Sudetenschlesien Anteil an dem Raumkern jenes europäischen Herz-Raumes, der des deutschen Volkes Schicksalsraum ist. So gehören Böhmen, Mähren und Schlesien zusammen und das Gewicht Gesamtschlesiens verbürgt das deutsche Mitbestimmungsrecht im mitteleuropäischen Raumkern. Dies alles macht die schlesische Stammeskulturarbeit deutlich. Stammesgefühl und -erkenntnis macht Grenzen auf, läßt größere Zusammenhänge erleben, überwindet den Kirchturms- und Kantönligeist, an dem die

Sudetendeutschen ganz besonders leiden, befreit von Minderheits- und Minderwertigkeitsfesseln durch die Bewußtheit der deutschen Stellung in Mitteleuropa, der deutschen Sendung im innereuropäischen Osten und überwindet allerlei Gemächte des Westens, der natürlich durch seine Geisteskinder die Stammlandbewegung als „Sonderbündelei“ abzutun versucht. Sie wird trotzdem wachsen und wirken, weil sie elementare Untergründe hat; sie wird natürliche und kulturelle Bindungen, die fast preisgegeben schienen, nicht weiter auflockern, sondern trotz mechanischer Gemarkung wieder stark werden lassen; sie wappnet unser Volk auch im Grenzland gegen gefährliche Selbsttäuschungen und gegen verderbliche Lockungen des Westens — „Sudetendeutsche Nation“, „Sudetendeutscher Stamm“ —, Selbsttäuschungen, die im Sinn einer müden Entsagung wirken und im Dienst einer fremdgeistigen Konstruktion die wohlthätige Wirkenskraft natürlicher und kultureller Bindungen zerstören.

Der Sudetenschlesier J. Nadler verweist in seinem Beitrag über die schlesische Dichtung auf die Tragweite der Entwicklung in Schlesien für die gesamtdeutsche Stammesbewegung. Die schlesische Stammeskulturarbeit hat vorbildlich gewirkt.

Was er vor Jahren in Frommanns philosophischen Taschenbüchern (Die deutschen Stämme) zusammenfassend über die Ostmitteldeutschen sagte, war aus tiefer Zusammenschau der Dinge gesagt. Er sah „das ostmitteldeutsche Siedelwerk zu Deutschlands Verderben gehen und zum Bruchstück verdammt“ und weiter: „Dieses Bruchstück ist heute der Prüfstein für den politischen Verstand, für die geschichtliche Reife und für die Fähigkeit der Deutschen zu einem großen, das Verderben der Zukunft

bannenden Wurfe.“ Damals war der Stammlandreigen der schlesischen Kulturwochen bereits eröffnet. Seither ist die Prüfung vom Osten an das deutsche Volk drohender und fordernder herangetreten. Besonders das junge Geschlecht fühlt triebmäßig den inneren Blutsaufruf zur Entscheidung im Osten. „Das alte, weit nach Osten reichende Gotenland“ — Lagarde hat es den Kleindeutschen gezeigt. Das Volk ohne Raum wird

Siedelland suchen oder untergehen. Nicht draußen auf den Weltmeeren entscheidet sich das deutsche Geschick, es fordert von seinem Volk ein irdisch-seelisch-geistiges Ringen um das alte Gotenland. Und die Prüfung kann es nur bestehen, wenn es zum Neustammwerden Lebensmut, Zeugekraft und Kampfesfreude gewinnt. „Die Geschichte nimmt den Vormarsch dort wieder auf, wo wir unser Wachstum einst abbrachen.“

Die 6. Schlesische Kulturwoche in Gablonz a. N.*

Der Sachbestand des natürlichen und kulturellen Zusammenhangs von Sudeten-Schlesien, Preussisch-Schlesien und Polnisch-Schlesien und die aufschlußreichen Grundzüge der Gliederung dieses ostelbischen Mittelraumes wurden in der sechsten Jahrestagung der gesamt-schlesischen Kulturgemeinde neu gewürdigt, vielfach erweitert und kritisch vertieft. Bedeutende Forscher haben an dieser in jeder Hinsicht grundlegenden Geistesarbeit gewissenhaft und begeistert mitgewirkt. Von der Rassenkunde her Reche-Leipzig, vom Standpunkt der Volks- und Kulturbodenforschung Volz-Leipzig, aus geschichtlicher Zusammenschau Lubin-Breslau und Wostry-Prag, literaturwissenschaftlich Nadler-Königsberg und von der Warte kulturkundlich vertiefter Kunstgeschichte Strzygowski-Wien, durch seinen Schüler

Dr. Klaudy. Zu diesen allgemeinen, für den stammeskundlichen Sachbestand entscheidenden wissenschaftlichen Beiträgen kamen noch die Vorträge, welche in die wirtschaftlichen, heimatkundlichen und soziologischen Teilgebiete vorstießen: Fischer-Gablonz, Streit-Gablonz und Lehmann-Reichenberg; der Bürgermeister des Tagungsortes gab einen geschichtlichen Aufriss der weitbekannten Gablonzer Glasindustrie in ihrer Verflechtung mit der Industriewirtschaft zu beiden Seiten des Gebirges; sein treuer Helfer, Stadtbuchwart Streit — dem Bürgermeister und Stadtbuchwart danken wir die flaglose Vorbereitung und Durchführung der Kulturwoche —, ließ in einer Fülle auslesener Lichtbilder die Schönheit, die Kraft und den Reichtum seiner engeren Heimat ausleuchten; Lehmann-Reichen-

berg vermittelte tiefe Einsichten in die kulturellen Nöte und Kämpfe der Sudetendeutschen.

Das vorliegende Jahrbuch bringt einen großen Teil der Vorträge; auf Wunsch des Verfassers wird „Schlesien und die Prager Universität“ der nächsten Folge vorbehalten, eine Arbeit mit ganz neuen Aufschlüssen über den Anteil der Schlesier, die in alter Zeit in der „polnischen Nation“ der Prager Studentenschaft auftraten, an dem kulturellen Leben von Prag und an dem Geschick und Werk der ältesten deutschen Hochschule.

Die Jugendtagung im Rahmen der Kulturwoche — verdienstvoll wirkten mit Süßemilch, Lehmann, Janßen, Staffen und Bornhausen — brachte außer einer sehr eindringlichen Aussprache der Jugendführer neue Werte lebensvoller Festgestaltung im Morgen- und Abendsingen, in den Wettkämpfen und Spielen der von Nordostböhmen zusammen aufgerückten bündischen Scharen. Es war ein feierlicher Augenblick, als die Stafetten-Urlaube mit dem begeisterten Bekenntnis zur Stammlandbewegung von einem jungen Kampfläufer im Festsaal dem Vorsitzenden der Festversammlung überreicht wurde. Wie alljährlich so begrüßten auch in Gablonz die hohen Schulen — Breslau, Leipzig, Brünn, Prag — durch ihre Vertreter die Tagung, der das Stadtoberhaupt so gastlichen Empfang bereitet hatte. Die Festgemeinde stand bald im Bann des Festvortrages, in dem Kühnemann-Breslau den erschütternden Schicksalsgang des deutschen Vol-

kes im ewigen Zwiespalt zwischen dem Geist treuer Artverfüllung und dem Ungeist selbstvergessener Entartung mit befeelter Meisterschaft zum Bewußtsein und ins Erleben der Hörer brachte. Volk zu werden, eingeborene Sendung zu erfüllen, das bleibt deutsche Aufgabe! Die akademischen Sängerschaften von Breslau, Brünn und Prag stellten den Liedrahmen für diesen Höhepunkt der Tagung.

Erkenntnis, Gefühl und Wille müssen von der Stammesbewegung ergriffen werden. Der Mitwirkung heimischer Gesangsvereine und Singgemeinden sei besonders gedankt. Eine reiche Gabe stellte der Dichterabend dar, dessen Gestalter Kaergel, Leutelt und Wildner Gefühl und Willen zu packen verstanden. Ihn ergänzte sehr glücklich die Ausstellung heimischer Künstler. Mit Bedacht und Zurückhaltung, mit bewußter Selbstbescheidung sprachen sich die Vertreter der Zeitschriften über die verdienstvolle Sammel- und Gestaltungsarbeit in einer engeren Arbeitstagung aus; ihr Ziel bleibt die Zusammenfassung der Kräfte, der Ausbau wechselseitiger Fühlung zur Überwindung des Chaos. Um alle Teile der Tagung, um ihre Vorbereitung, Durchführung und Leitung waren Bornhausen-Breslau und Schneid-Breslau rastlos und treu bemüht. Ihnen ist es nebst den Führern des Ortsausschusses zu verdanken, daß die sechste Kulturwoche ein frischer Schritt vorwärts war auf dem Wege, den Schlesische Stammesgemeinschaft sucht zu deutschem Volkwerden.

Rudolf Staffen, Prag-Lammwald:

Bündische Jugend und schlesische Stammesbewegung

Die Jugendbünde des Stammlandes entsandten zur Schlesischen Kulturwoche nach Gablonz a. N. ungefähr die gleiche Anzahl Jugendlicher wie im Vorjahre zur Braunauer Kulturwoche. Während es in Braunau darum ging, Teile der Jugendbünde mit dem von Führern der älteren Generation getragenen schlesischen Stammesgedanken vertraut zu machen, nahm in Gablonz bereits stammesbewußte, bündische Jugend teil, die, unabhängig von jenen Führern der älteren Generation, aus sich selbst heraus zum schlesischen Stammesgedanken vorgestoßen ist. Die Tatsache, daß dieser nicht wenig umstrittene Gedanke unabhängig von den Auswirkungen der schlesischen Kulturwochen schon vor Jahren in Teilen der bündischen Jugend lebendig wurde, spricht für ihn.

Die sechste Schlesische Kulturwoche wurde nicht zuletzt aus diesem Grunde für Gablonz gefordert, für eine Stadt jener Landschaft, aus welcher unter Führung Siegfried Fischers der Kern der stammesbewußten bündischen Jugend, der Nordkreis des Wandervogels herauswuchs. Dieser Kreis stellte sich zunächst auf die Landschaft um das Quellgebiet der Hegerbirgsflüsse ein. Durch das tiefere Erfassen dieser Landschaft und ihrer Menschen, von dessen Ernst die Gablonzer Ausstellung Erwin Winklers Zeugnis gab, wurde in diesem Kreise der schlesische Stammesgedanke nach und nach lebendig. Als der Kreis eine sichtbare Geschlossenheit erreicht hatte, suchte er Fühlung mit stammverwandten Kreisen und fand diese besonders im Niederlandkreise des Wandervogels. Diese bei-

den Wandervogelkreise sind die ersten stammesbewußten bündischen Einheiten Böhmens. Auf Prager Hochschulboden fanden sich ihre Menschen in der „Nordböhmisches Freischar“ zusammen, der auch bereits Burschen aus dem Riesengebirge zugehörten. Obwohl man anfänglich im „Bunde der Freischaren“ aus Gründen, die für die damalige Zeit durchaus berechtigt waren, bestrebt war, Landschaftsscharen zu vermeiden, ist heute die landschaftsweife und stammliche Gliederung dieses Bundes in den Vordergrund gerückt.

Die Stammeszugehörigkeit ist wohl dem Menschen im allgemeinen nicht bewußt und wirkt sich durch ihn unbewußt aus. Bewußt wird sie ihm durch den sichtbaren Vergleich mit Menschen anderer Stammeszugehörigkeit, am besten wohl innerhalb der anders gearteten Stammlandschaft selbst, aber auch durch den sichtbaren Vergleich mit räumlich entfernteren Stammesverwandten. So sind auch Menschen, die aus ihrem Stamm und ihrer Stammlandschaft herausgerissen wurden und inmitten eines andern Stammes leben, vom Stammesgedanken im allgemeinen stärker erfaßt, als Menschen, die innerhalb ihres Stammes leben. Die mitten in der schlesischen Stammlandschaft lebenden Schlesier sind sich im allgemeinen ihrer schlesischen Stammeszugehörigkeit nicht oder nur schlecht bewußt. Es ist unsere Aufgabe, dieses fehlende Stammesbewußtsein zu erwecken; denn die Erfüllung der größeren Aufgaben verlangt stammesbewußte Schlesier.

Die Voraussetzungen für das gegen-

seitige Stammeserkennen waren in der Jugendbewegung seit jeher gegeben. Besonders auf sudetendeutschem Gebiet und da wieder besonders in Böhmen, wo sich vier deutsche Stämme eng berühren und eine Schicksalsgemeinschaft bilden, waren jene Voraussetzungen in höherem Maße gegeben. Es ist ganz natürlich, daß gerade hier bündische Jugend aus sich selbst heraus zum Stammesgedanken vorstieß. Allerdings verdichtet sich aber auch gerade hier jene von Osten nach Westen zunehmende, durch die sudetendeutsche Lage bedingte sudetendeutsche geistig-seelische Enge. Die konstruierte Gegenüberstellung von politisch-völkischer zu stammlich-kultureller Erziehung bleibt den Sudetendeutschen, die sich mit der gesamtdeutschen Ostfront verbunden fühlen, unverständlich.

Der stammesbewußten sudetendeutschen Jugend geht es vor allem um die Bildung der mit der gesamtdeutschen Ostfront verbundenen sudetendeutschen Kampffront.

Es geht ihr also nicht um die Bildung eines sogenannten „Sudetendeutschen Stammeskörpers“ jener sudetendeutschen Enge, die zu überwinden ist. Die werdende sudetendeutsche Kampffront ist Frontabschnitt der gesamtdeutschen Ostfront, die sich auf sudetendeutschem Gebiet weit nach Westen zurücklehnt und dort dem thüringisch-sächsischen und dem bayerischen Stamm eine deutliche Ostbeziehung gibt. Während diese beiden Stämme die Gürtelstellung verteidigen, suchen der schlesische und der österreichische Neustamm die beiden deutschen Halbinseln Großschlesien und Österreich durch das historische Durchgangsland Mähren-Schlesien in lebendiger Verbindung zu halten.

Der Einbau der jungen Generation in die gesamtdeutsche Bewegung ist auf sudetendeutschem Gebiet im letzten Jahre ein gutes, sichtbares Stück vorwärtsgelommen. Wir wollen hoffen, daß die reichsschlesische Jugend den sudetendeutschen Vorsprung im kommenden Jahre einholt.

Erwin Winkler-Mildeneichen:

Geburtenrückgang und Wanderungsbewegungen**

Die Kenntnis der bevölkerungspolitischen Lage unserer einzelnen Stammesgebiete ist hinsichtlich ihres künftigen Gedeihens von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das verschiedene Wachstum an Volkszahl einzelner Landschaften ist daher keineswegs gleichgültig.

Es wurde erkannt, daß ein Stammesbewußtsein blutsmäßige Zusammengehörigkeit zur Grundlage hat. Zu beach-

ten ist ja auch, daß die möglichst restlose Entfaltung einer bodenständigen Bevölkerung eben durch seine blutsmäßige Einheitlichkeit bestimmt ist. Diese blutsmäßige Einheitlichkeit ist die Voraussetzung einer optimalen Stammeskultur, worunter die harmonische Gestaltung des stammeseigenartigen Lebens verstanden werden kann.

Unter diesen Erkenntnissen ist es ein-

leuchtend, daß eine fremde Zuwanderung in ein einheitliches Stammesgebiet über einen gewissen Grad, etwa noch bei einer gleichzeitig bestehenden teilweisen Abwanderung bodenständiger Bevölkerungsmassen aus dem Stammesraum hinaus eine Gefahr für die blutsmäßige Einheitlichkeit des Stammesgebietes bedeutet. Damit besteht jedoch auch die Gefahr, daß einer Stammeskultur die größtmögliche Höhe der Entfaltung versagt ist, daß dies mindestens einer Verwischung der kulturellen Eigenart gleichkommt, im stärkeren Maße eine Verkümmern zur Folge hat oder haben kann.

Unter diesen Gesichtspunkten ist das verschiedene Wachstum an Volkszahl einzelner Landschaften, in noch größerem Maße einzelner Völker oder gar ganzer Rassen der daraufhin möglichen Wanderungsbewegungen von Bevölkerungsmassen halber von besonderer Wichtigkeit.

Hier können diesbezüglich natürlich nur Hinweise gegeben werden.

Das verschiedene Wachstum einzelner Stammesgebiete an Volkszahl ist also durch die Gefahr von dadurch möglichen Wanderungsbewegungen, sei es Zuwanderung Ortsfremder oder Abwanderung bodenständiger Bevölkerungsmassen, in größeren Ausmaßen für die Zukunft eines Volksstammes von ganz besonderer Wichtigkeit.

Die Feststellung einer verschiedenen Geburtenhäufigkeit, die Bestimmung der Fruchtbarkeitsziffern einzelner Landschaften, welche uns gleichsam die verschiedene vitale Wurzelgesundheit der einzelnen Stammesgebilde bloßlegen, setzt uns in die Lage, bei genügender Dauer des Beobachtungszeitraumes hinsichtlich des künftigen Gedeihens einzelner Stämme vom unmittelbaren Leben aus Schlüsse zu ziehen.

Hier ist wesentlich für den Sudetenraum, daß der bayerische Stammesteil

der Böhmerwälder und der Egerländer Stamm die hinsichtlich der Geburtenhäufigkeit des Stammesganzen wurzelgesündesten Volksteile darstellen. Anders kennzeichnet sich diese Lage für den schlesischen und ober-sächsischen Stammesraum wenigstens des tschechoslowakischen Staatsgebietes. In letztgenannten Räumen haben wir es heute schon fast mit einer Stagnation des Bevölkerungswachstums zu tun und es ist für diese Gebiete in den nächsten Jahren ohne den Zuzug von außen sogar mit einem Schwinden an Volkszahl zu rechnen. Wenn nach Burghörfer die Fortpflanzung des deutschen Volkes als eines Ganzen durch den Geburtenrückgang schon nicht mehr ausreicht, um nur seinen Bestand an Volkszahl zu erhalten, so ist dies für den schlesischen und ober-sächsischen Stammesraum hier im beobachteten tschechoslowakischen Staatsgebiet¹⁾ im besonderen Maße der Fall. Der deutsche Nordosten Böhmens besitzt in dieser Hinsicht die Tiefelage dieses gesamten Staatsgebietes. Für das schlesische und ober-sächsische Stammesgebiet auf reichsdeutschem Boden, für das mir augenblicklich leider keine in gleicher Weise bearbeiteten Daten zur Verfügung stehen, dürfte sich eine ähnliche Lage ergeben.

Daß die Lage sich so darstellt, hat der schlesische Stamm einmal vornehmlich seinen Industrieräumen zu verdanken, in denen im Abbau befindliche Textilindustrie vorherrscht.

Im Verhältnis zum Stamm der Egerländer und Böhmerwälder scheint sich andererseits das stärkere Verwurzelte in dieser Stämme in Tradition und Sitte, eine noch stärkere konfessionelle Gebundenheit in ihrer größeren Geburtenfreudigkeit

¹⁾ Siehe sudetendeutsches Jahrbuch 1930 E. Winkler, „Der Geburtenrückgang in den Sudetenländern“, dort auch entsprechende kartographische Ausarbeitung.

gegenüber dem schlesischen und ober-säch-
sischen Stamm widerzuspiegeln.

Ob außerdem die Verschiedenheit der Stammescharaktere hier noch eine Rolle spielt, ist wohl schwer festzustellen. Tatsache ist, daß sich gegenüber andern Stämmen im schlesischen Stamm eine gegenwärtig größere Fortpflanzungsmüdigkeit zu erkennen gibt. Diese vermag jedoch für den schlesischen Stamm, sollte sie dauernden Charakter tragen, zu einer schon für absehbare Zukunft bedeutenden Gefahr aus seiner geopolitischen Lage heraus zu werden.

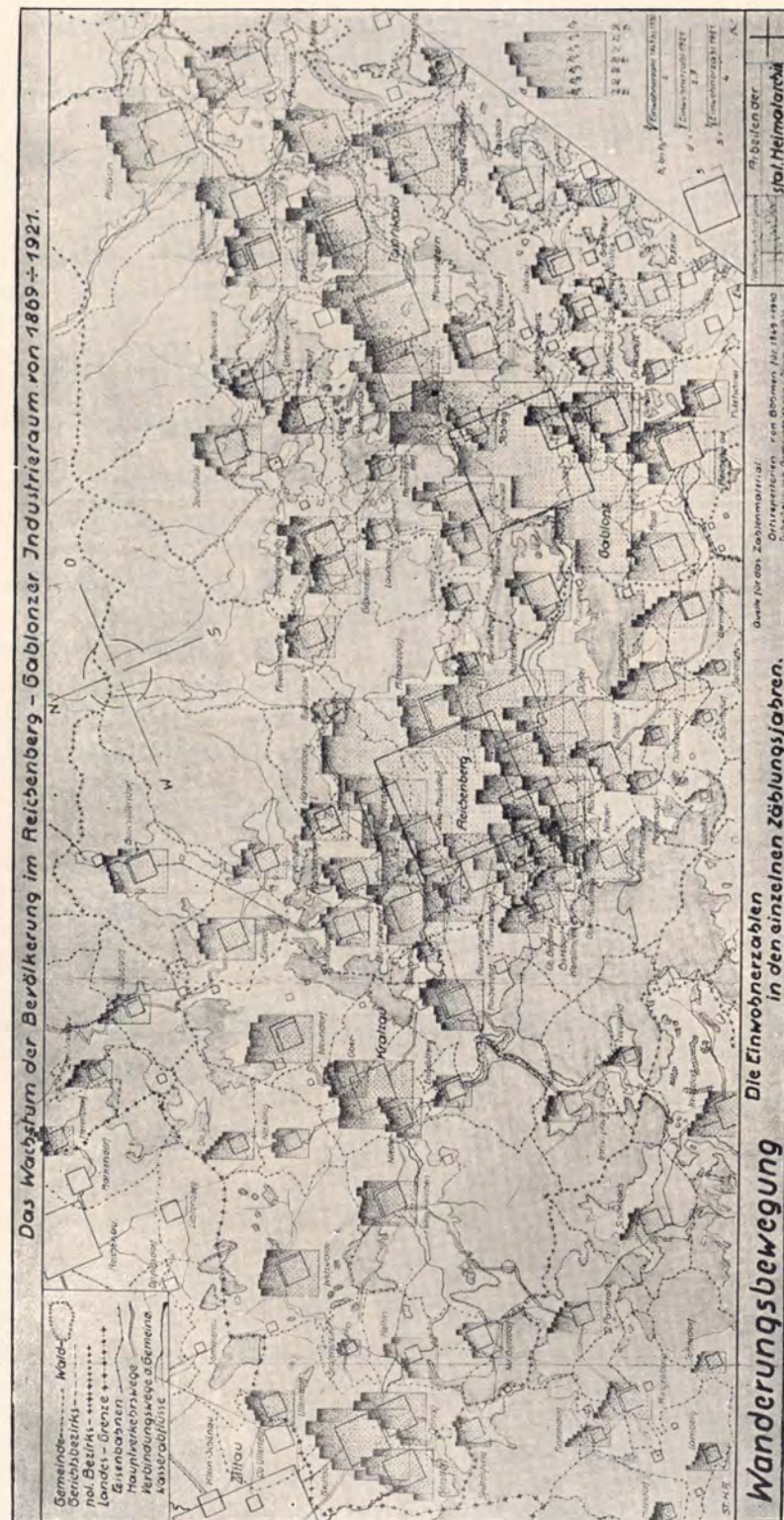
Der schlesische volksdichte Teil des nordböhmisches Industriegebietes z. B. besitzt kein eigentliches Volkswachstum mehr und steht knapp an der Schwelle, unter der die Volkszahl auch absolut sinkt, hat diese stellenweise auch bereits übertreten. Dieser Raum braucht jedoch Menschen und saugt sie in wirtschaftlich frequenten Zeiten heran, wo er sie bekommen kann. Eine starke Zuwanderung hauptsächlich aus dem Böhmerwald, Egerland, Adlergebirge und dem tschechischen Innern Böhmens ist bereits seit Jahren festzustellen gewesen. Die Gefahr einer stammlichen Entwurzelung dieses Raumes wird dadurch von Jahr zu Jahr drohender. Dauert ein derartiger Wanderungsprozeß an und sobald keine Industrieabwanderung stattfindet, muß das durch den Rückgang der Geburten zu erwartende Schwinden an Volkszahl zwangsläufig nur noch daraufhin beschleunigend wirken, so haben wir in absehbarer Zeit kaum mehr noch eine bodenständige Oberschicht, da dieser Vorgang nicht nur eine Unterwanderung darstellt.

Wie stark sich Wanderungsbewegungen innerhalb verhältnismäßig sehr kleiner Räume in einer Zeitspanne von nur 50 Jahren ausgewirkt haben, zeigt uns eine diesbezüglich nähere Untersuchung. (Siehe Bild.)

Knapp neben den aufschießenden Industrieorten des Reichenberg-Gablonzer Kreises mit einem Wachstum an Einwohnerzahl von oft mehr als des fünffachen von 1869 sehen wir Gemeinden mit einer gleichzeitigen Abnahme der Volkszahl bis zu 50%. Dieser Vorgang erlaubt uns eines theils eine Vorstellung, in welcher starkem Maße schon bereits zugewanderte Bevölkerungsmassen im beobachteten Raum vertreten sein dürften. Tatsache ist ja auch, daß das eigentlich bodenständige Element der Bevölkerung z. B. Reichenbergs schon stark im Verschwinden begriffen ist. Der geschilderte Prozeß in seiner stark entwurzelnden Wirkung kann wohl in fast allen industrialisierten Gebieten mehr oder weniger vorausgesetzt werden. Der Vorgang gibt uns aber noch über eine in diesem Zusammenhang sehr wichtige Tatsache Aufschluß. Während sich Industriegegenden durch starken äußeren Zuzug füllen, entvölkern oft schon knapp daneben ländliche Siedlungen derart, daß der furchtbaren Arbeitslosigkeit unserer Industrielandschaften ein starkes Arbeitsangebot auf dem Lande knapp daneben gegenübersteht. Letzterem Umstand entgegen findet in der bodenständigen Landbevölkerung trotzdem die willentliche Beschränkung der Kinderzahl immer verheerenderen Einfluß. Die Folge davon ist z. B. in Mähren¹⁾, daß die deutsch-mährische Bauernschaft gezwungen ist, einer polnischen Unterwanderung aus den starken Überschußdruck aufweisenden polnisch-schlesischen Distrikten die Tore zu öffnen.

Im Prinzip dürften derartige Vorgänge in ihrer stark entwurzelnden Wirkung für das gesamte schlesische Stammesgebiet vorausgesetzt werden können. Leider ist es mir augenblicklich noch nicht

¹⁾ Dr. Preibsch, „Die Zukunft Deutschmährens“, Brunn 1930, Mährisch-Schlesische Heimathefte, Heft 1.



Zum Beitrag Ervin Winkler-Milde: "Geburtenrückgang und Wanderungsbewegungen"

möglich, in dieser Beziehung konkreter auf die einzelnen Landschaften des gesamt-schlesischen Lebensraumes einzugehen.

Zusammenfassung:

Hinsichtlich der Grenzlage des Schlesierlandes ergibt sich folgende Sachlage: Der schlesische Stammesteil zumindest des tschechoslowakischen Staatsgebietes steht knapp vor der Stagnation seiner Volkszahl, wo sie nicht schon erreicht oder gar unterschritten ist. Ein Andauern dieses Prozesses enthält die Gefahr von Verkümmerscheinungen im eigenen Stammeskörper. Die Kaufkraft vermag zurückzugehen.¹⁾ Das Kleid seiner Volkswirtschaft²⁾ wird dem Schlesier vielleicht einmal zu groß werden. Sich entvölkernde Landgebiete sind in Gefahr zu veröden. Intensive Landwirtschaft wird dort mindestens fraglich. Damit besteht auch die Möglichkeit der Verkleinerung des eigenen Nahrungsspielraumes³⁾ (in Frankreich bereits eingetreten, Ostpreußen hart daran).

Von polnischer Seite besteht ein dau-

¹⁾ Fr. Burgdörfer, „Geburtenrückgang und seine Bekämpfung“, Berlin 1929.

²⁾ H. Harmsen, „Bevölkerungsprobleme Frankreichs unter besonderer Berücksichtigung des Geburtenrückganges“, Berlin 1929.

³⁾ P. Mombert, „Weltwirtschaftliche Auswirkungen einer abnehmenden Volkszahl“, Jena 1930, Weltwirtsch. Archiv.

ernd starker Überschußdruck, wie überhaupt vom slawischen Osten dem übrigen Europa gegenüber. Ein allerdings weit geringerer Überschuß wirkt von der tschechischen Seite.

Aus all dem ergibt sich die sehr nahe liegende und vielfach bereits unabwendbar erscheinende Gefahr einer starken Unterwanderung, vornehmlich polnischerseits. Das Ende dieses Vorganges könnte der Schlesier als eine immer unbedeutender werdende Oberschicht sein.

Vermag das schlesische Stammesbewußtsein nicht auch in der vitalen Sphäre des Lebens fruchtbar zu werden, indem es die Zellkrankheit des Stammeskörpers, die Beschränkung der Kinderzahl unter die eigene Familienerhaltungszahl, zu ändern vermag, so muß die geschilderte Zukunft eines Tages hoffnungslos eingetreten sein.

Wir wollen glauben, daß des Schlesiers zähes Verwurzelte sein mit seinem Heimatboden diese Gefahr noch abwenden kann. Sie wäre der Tod von innen heraus. Der schlesische Stamm und damit natürlich auch seine kulturelle Geltung könnte sonst nur noch der Erinnerung angehören, denn Schwinden an Volkszahl heißt letzten Endes auch Schwinden an Volkskraft.



Karl K. Fischer-Gablonz a. N.:

Von der Glasindustrie zu beiden Seiten des Gebirges ♦ ♦ ♦

Die Glasmacherei ist keine Sonderbetätigung des schlesischen Stammes. Wie in andern Gegenden lockten die Wälder seines Wohngebietes Glasmacher herbei, weil hier im Überfluß Holz zum Feuern der Schmelzöfen, zum Aschesieden wie zum Bau der Glashütten selbst vorhanden war. Auch Rieslager wie z. B. am weißen Flins waren als Rohstoff zum Glaschmelzen willkommen. Einmal eingewurzelt, hat sich dann die Glasindustrie im Siedlungsraume des schlesischen Stammes hervorragend entwickelt. In seiner Predigt vom Glasmachen erwähnt der bergkundige Pfarrer Johann Mathesius zu St. Joachimsthal im Erzgebirge, daß Schlesien in der Glasindustrie des 16. Jahrhunderts eine wichtige Rolle gespielt habe.

Mit der Zähigkeit, die dem Schlesier eigen ist, hat er hüten wie drüben an der Glasindustrie festgehalten und in den schwierigen Techniken, zu denen nicht nur Kunstfertigkeit, sondern Geduld und Ausdauer nötig sind, wie im Gravieren, das man Glaschneiden nennt, besondere Meisterschaft erlangt.

Schlesien war ehemals ein Nebenland der Krone Böhmens. Bis zu Beginn der preussischen Herrschaft nach dem ersten Schlesischen Kriege 1741 gab es keine fremdenden Grenzen zwischen beiden Ländern und die Glasindustrie hat sich wohl bis dahin auf beiden Seiten des Gebirges annähernd in gleicher Weise entwickelt. Dazu trug außer der benachbarten Lage der rege Austausch der immer wanderlustigen Glasmachergefallen sowie der Hüttenmeister bei, die es gern einmal hüten, einmal drüben versuchten. Die neuen

politischen Verhältnisse wirkten auf die schlesische Glasindustrie zunächst nicht eben günstig ein. Der Schwerpunkt des Glashandels lag in Böhmen, wo Männer wie Georg Franz Krepisch, auf den ich noch zu sprechen komme, wertvolle Pionierarbeit geleistet hatten. Die Wiener Regierung suchte den Verlust Schlesiens einigermaßen wettzumachen, indem sie die wirtschaftlichen Kräfte der Stammländer zur Entfaltung brachte, und förderte diesen Handel geflissentlich, so daß das „böhmische Glas“, das allerdings ein deutsches Erzeugnis war, Weltruf erlangte, während Schlesien zunächst durch die Errichtung der neuen Grenzen von seinen bisherigen Verbindungen abgeschnitten wurde. Friedrich II. verbot nicht nur die Einfuhr des Böhmisches Glases, sondern beschränkte auch den Absatz des schlesischen Glases auf die neue Provinz, während er, um die Isolierung vollkommen zu machen, die Einfuhr in die älteren preussischen Länder untersagte.

Damit wurde natürlich der Unternehmungsgeist der schlesischen Glasindustrie, die ganz wohl mit der übrigen preussischen hätte in Konkurrenz treten können, vollends herabgedrückt. Böhmen erreichte dadurch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen Vorsprung, den Schlesien erst in der neuesten Zeit durch die hervorragenden Erzeugnisse der Josefinenhütte eingeholt hat.

Schlesische Gläser sind daher auch meist nur in Schlesien selbst zu finden, in der hervorragenden Sammlung des Museums Schlesischer Altertümer, in den Museen einzelner schlesischer Städte wie



Walther Sturm-Gablonz

Aus dem Erzgebirge

in Privatsammlungen, dann aber auch in den Museen Berlins.

In Böhmen gibt uns ein Fortsetzer des Cosmas, der Mönch von Sazawa, zum Jahre 1162 von seinem Abte Reginhard aus Meß die Nachricht, daß er malen, Bilder aus Holz und verschiedenen Metallen herstellen konnte, der Schmiedekunst und jeglicher Zusammensetzung aus Glas kundig war. Wenn wir die Nachricht des Mönches auf die Herstellung von Kirchenfenstern beziehen dürfen, die tatsächlich aus verschiedenfarbigen Glasstücken zusammengesetzt und mit Schwarzlot schattiert wurden, wissen wir doch nicht, ob das Glas dazu ein heimisches Erzeugnis war oder aus der Fremde bezogen wurde. Bezeichnenderweise heißt in Breslau ein Glasmaler noch 1496 „Maler oder Glasfeger“, welche Bezeichnung sich 1511 auch in Görlitz findet. Im Jahre 1374 kommt ein „Conradus glaser alias Moler de Legnicz“ vor.

Aus dem Alexanderliede Ulrichs von Eschenbach wissen wir, daß in der Weinschenke seines Freundes Konrad von Meissen in der Stadt Leitmeritz an der Elbe um 1287 durchsichtige Trinkgläser in Gebrauch waren. Nicht in den Helmen wurde das edle Getränk verabreicht: „Man treit ez in glasen, die sin liecht.“ Vielleicht waren es schon heimische Erzeugnisse, wahrscheinlicher ist allerdings, daß es eingeführte venetianische Gläser waren, denn noch 1511 gab es in Görlitz eine Niederlage venetianischen Glases und in Budweis sowie Prag wurden auch die Märkte mit venetianischem Glase beschickt. Im Iser- und im Riesengebirge wie im Erzgebirge haben sich verschiedene Erinnerungen an die Wälen erhalten, unter denen welsche Edelstein- oder Goldsucher (und Schmelzer) zu verstehen sind. Hatte das Sprichwort recht, das lautete: „Wenn ein Hirt einen Stein nach der Ruh wirft, ist

dieser oft wertvoller als die Ruh,“ dann werden sie gute Beute gemacht haben. Manche dieser Wälen mochten wohl geradezu aus Venedig stammen und zur Glaserzeugung Beziehungen haben.

Indessen war das einheimische Glas schon im 14. Jahrhundert allgemeiner Bedarfsartikel und gewöhnliche Marktware. Herzog Boleslaus III. verkaufte 1317 der Stadt Liegnitz das Marktrecht für 500 Mark, dabei werden Gläser ausdrücklich erwähnt, ein gleiches erfolgt 1328 in der Bestätigung der Zollgerechtigkeit zu Liegnitz durch denselben Herzog. Aus dem 14. Jahrhundert haben wir aber auch schon verbürgte Nachrichten über den Bestand von Glashütten in Schlesien wie in Böhmen. Diese Nachrichten reichen im Böhmerwalde zurück bis 1359, im Zadenthal des Riesengebirges bis 1366, auf der böhmischen Seite des Isergebirges bis 1376 und im Erzgebirge bis 1399. Wenn man bedenkt, daß die Aufzeichnungen mehr oder weniger zufällig, zumeist erst aus Gründen der Besitzübertragung erfolgten, und wenn es dann noch, wie etwa bei Schreiberhau, heißt, „alß die Hütte von aldirn gelein,“ scheint dies ausdrücklich bereits auf längeren Bestand hinzudeuten; man kann wohl annehmen, daß diese Glashütten schon länger im Betrieb waren als die Jahreszahlen angeben und daß die Zahl der damaligen Glaschmelzstätten mit der vorigen Namenreihe keineswegs erschöpft ist. Dafür sprechen auch die vielen Orts- und Flurnamen, die auf den Bestand alter Glashütten hinweisen.

Im Gebiet des schlesischen Stammes liegen sowohl Schreiberhau im Riesengebirge wie Hochstadt im Isergebirge. Die Hütte in Schreiberhau hatte ursprünglich ihren Standort ungefähr dort, wo der Hauptkamm des Riesengebirges mit dem Isergebirge zusammenstößt, sie wurde mehrfach verlegt und rückte allmählich

dem Isergebirge zu. Im Jahre 1366 war sie im Besitz eines gewissen Spdil Molssteyn. Dieser verkaufte in dem genannten Jahre „die glashütte in dem Schribirshau, an den alden Sunczen glaser in Hirschberg“. Der Glaser oder Glasmacher Suncze verkaufte 1371 die Glashütte weiter an Thomas Regil, kaufte sie aber schon im nächsten Jahre 1372 wieder zurück.

Aus einem deutschen Vertrag im Jahre 988 des Prager Stadtarchivs erfahren wir, daß Nyclas Duerpffer glazer von Hohenstat 1376 dem ehrbarn Manne Hamus von Glogaw 32 hundert Glas zu liefern hat. Unter Hohenstadt ist Hochstadt auf der Semiler Herrschaft im Isergebirge zu verstehen, der Ortsname Glasersdorf, das unmittelbar bei Hochstadt liegt, erinnert noch an die ehemalige Glashütte. Es handelt sich hier um den Lieferungsvertrag eines Glashüttenmeisters mit einem Glaser, der das zu liefernde Glas wahrscheinlich in Prag verarbeitete. Diese Nachricht fällt noch in die Regierungszeit Karls IV., der die Pracht der Glasfenster in Frankreich kennengelernt hatte und gewiß auch in den böhmischen Ländern die Glasindustrie wie andere Handwerke und Künste förderte.

Das 15. Jahrhundert gibt uns nur spärliche Nachrichten. Wir wissen, daß bei Kreibitz eine alte Glashütte bestand, die 1514 „in alder gerechtigkeit und freiheit vihe sihe vor hundert jaren“ schon damit begnadet war, verkauft wurde. Wenn schon die hundert Jahre nicht wörtlich zu nehmen sind, handelt es sich wahrscheinlich doch um einen alten Bestand, der schon über zwei oder drei Generationen zurückreichte. Auf dieselbe Hütte weist anscheinend ein Bericht über den Überfall in Kessel 1475 hin, wonach eine Abteilung Reissige von „Kempnicz (Kamnitz) vff dy glasse hutte...“ zog.

Kurze Zeit nach den hussitischen Wirren sind 1443 in die Prager Grundbücher zwei Urkunden eingetragen, von denen die eine das Vorhandensein einer Glashütte in der Nähe des Prager Stadtores beim Pulverturm mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten läßt, während die andere von zwei Kramstellen zum Verkauf von Glas in der Stadt Prag berichtet, wobei das Zusammentreffen bei der Nachrichten im gleichen Jahre beachtenswert ist. Einer Glashütte im Daubitzer Walde, auf den Besitzungen der Herren Berka von Dauba und Tollenstein, wird im Jahre 1457 zweimal gedacht.

Wenn in Orten, die leichter zugänglich waren, als die böhmisch-schlesischen Gebirge, die Glasindustrie durch die Hussitenkriege nicht ganz ausgerottet wurde, müssen wir für diese zumindest ein gleiches voraussetzen, auch wenn wir arm an unmittelbaren Nachrichten bleiben.

Im 16. Jahrhundert schießen die Glaswerke im schlesischen Raume sozusagen wie Pilze aus dem Waldboden. Da ist Grünwald 1548, Labau 1558 (beide in nächster Nähe von Gablonz), Reiditz 1577, Rochlitz 1574, Friedrichswald 1598, wobei zu bemerken ist, daß die Jahreszahlen immer nur die erste urkundliche Nennung bezeichnen, die mit dem Gründungsjahre nicht zusammenfallen muß; im schlesischen Gebiete sind aus jener Zeit drei Hütten bekannt, eine davon lag im Machtbereiche des Stiftes Grünau. Diese Glashütten sind alle unter den gleichen Voraussetzungen und auf die gleiche Art gegründet worden, deshalb sei es gestattet, ganz kurz dabei zu verweilen.

Der Grenzwald hatte seine strategische Wichtigkeit verloren, die Waldbesitzer suchten ihn dort, wo der Bergsegen fehlte, durch Glasmacherei ertragsfähig zu machen. Im sächsischen Erzgebirge

mußte die Glasmacherei seit dem Aufblühen des Silberbergbaues um das wichtigste Betriebsmittel, das Holz, das nun auch die Schmelzhütten brauchten, einen schweren Kampf führen, der meist zu Gunsten des kurfürstlichen Bergregals endete. Es soll noch Bergwerke geben, denen der Name Glashütte geblieben ist. Die Schürer von Waldheim sind aus diesem Grunde nach Böhmen gekommen, wo unternehmende Glasmacher gern aufgenommen wurden. Freilich, mitten in den herrschaftlichen Wäldern durften sie sich auch nicht ansiedeln, denn die Glashütten fraßen in kurzer Zeit ganze Waldgebiete kahl. Wir finden ausnahmslos die Glashütten an den Herrschaftsgrenzen gegen die Landesgrenze zu angelegt. Dort wurde dem Glasmeister meist ein größerer Waldbezirk zur freien Holzung überlassen, während seine Landwirtschaft zwei bis drei Bauernwirtschaften umfaßte. Wegen der abgeschiedenen Lage war sie so eingerichtet, daß der Hüttenmeister für alle Lebensbedürfnisse seiner Familie und der Arbeiterschaft sorgen konnte. Er hatte also das Mühlrecht, er durfte backen, schlachten, Bier brauen, Salz verkaufen und genoß, als kleine Herrenfreude wie zur Kostaufbesserung, auch noch die niedere Jagd und Fischerei auf seinem Gebiete, während die hohe Jagd der Herrschaft vorbehalten blieb. Fast immer waren der Hüttenmeister und sein Personal frei von Robot, dafür zahlte er einen angemessenen Hüttenzins. Damit fand der Grundherr die erwünschte Gelegenheit, aus entlegenen Waldgebieten größeren Nutzen zu ziehen, als ihn die Jagd und der unmögliche Holzverkauf boten (noch 1740 galt die Kloster Holz in Josefsthal nur 14 Kreuzer). Auf vielen Herrschaften hatte diese Art der Waldverwertung, die allerdings einer Vernichtung gleichkam, damals den Cha-

rakter gewohnter Forstwirtschaft angenommen.

Die Gleichartigkeit damaliger Glashüttengründungen war ebenso durch die natürlichen Verhältnisse bedingt wie durch den Umstand, daß die Glasmacherfamilien, die von Böhmen über das Erzgebirge, das Lausitzer, Iser- und Riesengebirge hinüber bis nach Schlesien miteinander verwandt waren und durch die Betriebsgeheimnisse eine Interessengemeinschaft bildeten. Sie verlangten von jedem Grundherrn zunächst ihre Existenz durch einen Freiheitsbrief gesichert. Was gaben dabei die Grundherren her? Ein entferntes Waldgebiet, von dem sie keinen Nutzen hatten. Und was erhielten sie dafür? Klingenden Zins und ein paar Schock Gläser für den eigenen Bedarf. Das größere Risiko trug der Glasmeister, aber für seine Erzeugnisse gab es im trinkfrohen 16. Jahrhundert eine Zeit der Konjunktur, die es ermöglichte, daß alle die neugegründeten Glashütten zu tun hatten.

Das Beispiel der Grünwalder Glashütte in der Nähe von Gablonz, die 1548 bis 1734 bestand, zeigt, wie sich eine solche Hüttengründung auswirkte. Als die Grünwalder Hütte gegründet wurde, gab es nördlich von Gablonz keine Ortsgründungen. Die „Moosheide“, auf der sie angelegt wurde, gehörte zur Ortsflur von Gablonz. Ein paar Jahre später hatte die kleine Glasmachersiedlung bereits den Namen Grünwald und im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde sie ein selbständiges Dorf, das heute noch als blühender Industrieort besteht. Viele Ortschaften in den Randgebirgen verdanken in gleicher Art ehemaligen Hüttenansiedlungen ihr Entstehen. An Zins leistete 1552 die Glashütte 4 Schock, 1608 jedoch 22½ Schock böhmische Groschen und 3 Schock Gläser, während Gablonz mit der Glashütte

32 Schock böhmische Groschen zinst, das war Dreiviertel der Zinse des ganzen Gerichtes Marschowitz mit elf Ortschaften, zu denen Gablonz gehörte. Die Erträgnisse wuchsen noch während des 17. Jahrhunderts, denn im Jahre 1687 trug das Gericht Gablonz, bestehend aus dem Dorfe gleichen Namens, der Glashütte Grünwald und dem Orte Lautschnei, fast ein Viertel der Herrschaftseinnahmen aus fünf Gerichten mit 21 Ortschaften. Außer der Erhöhung des fiskalischen Erträgnisses, zeigt uns die Industrialisierung von Gablonz noch das Moment der Übervölkerung. Wir erinnern uns daran, daß damals die Dorfflur in Huben, hier waren es meist nur Viertelhuben, eingeteilt war, die eine Familie schlecht und recht ernährten. Wollte jemand durch einen andern Beruf, denn als Bauer, sein Fortkommen finden, konnte er nur als Häusler leben. Die Häusler hatten keinen Grundbesitz, sondern erbauten ihre Häusel auf den Bauerngründen. Während Gablonz 1608 auf 26 Wirtschaften nur 4 Häuslerhäusel hat, finden wir 1687 auf 32 Bauernwirtschaften nicht weniger als 56 Häuslerhäusel, also fast die doppelte Zahl von Einwohnern, für die kein Grundbesitz mehr vorhanden war oder mit andern Worten: Das Personal der Glasindustrie konnte nur in Wohnhäusern untergebracht werden, die auf den vorhandenen Bauernwirtschaften oder auf Herrschaftsgründen erbaut wurden.

Auf schlesischer Seite hören wir, daß der Abt von Grünau das Dorfwerk Rindelsdorf 1545 einem Glasmeister Christoph Friedrich überließ, der dort eine Glashütte anlegte. Die Friedrich waren Glasmeister in Kreibitz und stammten vermutlich aus Freiberg in Sachsen. Außer ihnen waren es noch zwei Familien, denen hauptsächlich die Ausbreitung der Glasmacherei im schlesischen Siedlungsraume

zu verdanken ist, nämlich die Preißler und die Schürer von Waldheim. Bei den Preißlern, die wir auch in den übrigen Randgebirgen als Glasmeister finden, war eine Familienüberlieferung lebendig, nach der sie eine uralte Glasbläserfamilie aus Böhmen waren, in der neben dieser Überlieferung auch ein gläserner Krug, der angeblich aus dem 14. Jahrhundert stammte, in Ehren gehalten wurde. Wolfgang Preißler, der die Glashütte an der Weißbach bei Schreierbau 1617 erbaute, stammte aus Witkowiz, außerdem saßen Preißler in Böhmen auf Reiditz und Sahlbach und gründeten die Hütte in Wurzelndorf oder St. Antonienwald an der Iser, in Schlesien saßen sie überdies auf Karlsthal und Hoffnungsthal. Die Schürer von Waldheim breiteten sich hauptsächlich in Böhmen aus und wurden von einem Unternehmungsgeiste beherrscht, der geradezu an die Fugger erinnert. Ihr Ahnherr Paul war 1504 in Sachsen geboren und erbaute 1530 die Glashütte zu Falkenau in Böhmen. Er erreichte ein Patriarchenalter und erlebte noch, daß er selbst und drei seiner Vetter als Rudolfinische Hofglasmacher 1592 mit dem Prädikate von Waldheim in den Adelsstand erhoben wurden: Valentin auf Krombach im Lausitzer Gebirge, Kaspar auf Labau und Sahlbach, Dominik auf Hoflenz sowie des Valentin Sohn, der Rosenbergsche Sekretär Martin. Die Schürer saßen im schlesischen Siedlungsraum auf Labau, Grünwald, Reiditz, Hoflenz, Rindelsdorf und Hausdorf.

Die Erzeugnisse der damaligen Hütten bestanden aus Bußenscheiben und den verschiedenen Formen des Hohlglases, wie sie die trinklustige Zeit begehrte, als Becher, Rufen, Paßgläser, Humpen, Krüge, Angster und Gutterolf aus grünlichem Waldglas, auf welche in bunten Emailfarben Figuren, Wappen,

Pflanzen- und Blumenornamente und verschiedene Sprüche, am Fuße wie am Mundrande Linien oder Punkte gemalt waren. Die Gläser wurden durchwegs in der Hütte geblasen. Das älteste Statut der Glasmalerzunft in Kreibitz 1661 verlangt als Meisterstück, den Reichsadler samt allen seinen Gliedern in eineinhalb Tagen zu fertigen und die sieben freien Künste aus dem Kopfe mit freier Faust auf Papier zu entwerfen.

Als es gelang, den Glaskörper reiner darzustellen, ging man von der bunten Emailmalerei ab. Auf einem prächtig angerauchten Humpen im Schlosse Buchlau, anscheinend dem Erzeugnis einer schlesischen oder mährischen Hütte, sind neben den Emailfarben auch schon Arabesken mit der Diamantspitze eingerissen, eine Technik, die in Holland zu großer Vervollendung gelangte. Man hatte sich an den Emailfarben sattgesehen, eine neue Bearbeitungsart setzte ein, die in dem reineren Kristall, der zunächst in Böhmen gefertigt wurde, sehr wirksam zur Geltung kam: der Schliff und die Gravur oder der Glaschnitt. Am kunstsinigsten Hofe Rudolfs II. wurde das Gravieren in Bergkristall oder der Kristallschnitt durch den Kammeredelsteinschneider Kaspar Lehmann aus Ulzen in Lüneburg auf Glas übertragen. Die neue Kunst, die durch Georg Schwanhardt nach Nürnberg verpflanzt wurde und sich dort zu besonderer Blüte entfaltete, gedieh in Böhmen und Schlesien zunächst nur unvollkommen. Die Gravuren sind bis etwa zum Jahre 1680 nur oberflächlich und qualitätslos, erst nach diesem Jahre, die Erfindung des durchsichtigen Kreidenglases war vorangegangen, entstehen die Schiffschen und Pokale aus böhmischem Kristall, fein verziert mit eingravierten Landschaften, Porträts, Wappen und Emblemen. Sie fanden in der ganzen Welt Anklang, sie waren es haupt-

sächlich, die, unterstützt durch den ruhigen Handel, der nach dem Dreißigjährigen Krieg infolge des gesteigerten Bedarfes mit erneuter Kraft einsetzte, die den Namen Böhmens durch ein Erzeugnis deutschen Gewerbesleißes am meisten in der Welt bekannt machten. In Schlesien war es die Kunst des Relief- oder Hochschnittes, die Friedrich Winter mit seltener Meisterschaft übte. Der Sohn des Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch, Graf Johann Christoph Leopold, stellte ihn 1685 als Korporal mit wöchentlich einem Taler Gehalt auf der Burg Rynast an, in Wirklichkeit war er dort Glaschneider. Er stammte aus Rabishau am Abhange des Isergebirges und schnitt, wie sein Bruder Martin und sein Vetter Gottfried Spiller, letztere beide in Berlin arbeitend, herrliche Reliefpokale mit schweren aufgerollten Akanthusranken, die einen Tannenbaum umgeben, Zierstücke der Museen von größtem Werte. Er arbeitete auch in Tiefschnitt und nicht nur in Glas, sondern auch in Bergkristall. Mit dem Amtschreiber Seiz stand er nicht immer gut, dieser berichtet schon nach einem Jahr, 1686, daß sich jener im Weinhaufe zu Warmbrunn gewohnheitsmäßig besoffen und einen Erzeß im Burghofe verübt habe.

Bei uns und auch sonst in Schlesien wurde die gewöhnliche Handelsware hergestellt, doch hielten sich die Glaschneider für Künstler und es ist gewiß bezeichnend, wenn in den Satzungen für die Zunft in Gablonz verlangt wird, daß sie nicht barfuß, nicht ohne Halstuch und nicht ohne Stock gehen dürfen.

Hier sei es gestattet, eine kurze Bemerkung über den Glashandel einzuschalten. Auf der Herrschaft Schludenenau in Böhmen wurde bereits nach der Zollordnung des Jahres 1560 von Scheibenglas und Glastrinngeschirr Zoll erhoben. Ein Bahn-

brecher des böhmischen Glashandels war Georg Franz Kreybich (1662—1736?) aus Steinschönau, der 1682—1721 nicht weniger als 34 Geschäftsreisen unternahm, die ihn von Stockholm bis Rom und von London bis an den Hellespont führten. „Manche Ereignisse von geschichtlicher Bedeutung — die Türkenbelagerung Wiens, die Entthronung Jakobs II. durch Wilhelm von Oranien, die Thronbesteigung Peters des Großen und die Feldzüge des Prinzen Eugen, Ereignisse, deren Augenzeuge er auf seinen Reisen war — erinnern daran, daß es keine Zeit tiefen Friedens war, in welcher unsere Altvordern dem böhmischen Glase seinen Weg in die Welt bahnten.“ Ungefähr zur gleichen Zeit legten andere Glashändler ihre Zweigniederlassungen in den Hafemplätzen an, von wo aus sie dann die überseeischen Geschäfte machten. Für die Gablonzer Gegend kennen wir aus etwas späterer Zeit den Glashändler Johann Franz Schwan und seinen Sohn Franz Wenzel, von dem sich das Itinerar einer Reise nach Italien erhalten hat.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts zeigte sich deutlich eine gewisse Altersmüdigkeit in den Hüttenmeisterfamilien auf der böhmischen Seite. Sahlenbach-Seifenbach löst aus 1720, Labau 1717, Grünwald 1734, Reiditz 1754. Diese Meisterfamilien waren in der alten Betriebsform zu sehr erstarrt, als daß sie sich den Anforderungen der neuen Zeit hätten anbequemen können. Diese Forderungen trafen besonders in der Gablonzer Gegend mit jedem Tage deutlicher hervor.

Während im schlesischen Gebiet und in den deutschböhmischen Gebieten zu Haida, Steinschönau und im Böhmerwald die Hohlglasindustrie sich weiterentwickelte, erfolgte im Gablonzer Gebiet ein beachtenswerter Umschwung. Die

rührigen Kaufleute hatten schon längst bemerkt, wie die Venetianer bestrebt waren, Glasperlen, Paternosterkugeln, kleine Kreuzchen, verschiedene Knöpfe, Anhänger, Petschaste und andere Säckelchen, die aus Halbedelsteinen gemacht wurden, in Glas herzustellen und auf den Markt zu bringen. Es war durchaus begreiflich, wenn für derartige Waren auch die hiesigen Erzeuger Interesse hatten, um so mehr, als die Sturzkraft der Gebirgsbäche eine Kraftquelle für die Schleifmühlen bildete. Unter den günstigen Faktoren, die diesen Umschwung förderten, muß auch die heimische Schmuckherzeugung genannt werden, welche allenthalben Glassteine verarbeitete, ebenso auch die Lusterindustrie, welche die Schleifmühlen mit vielen Artikeln beschäftigte, vor allem aber die Erfindung der Druckzange, durch welche Knöpfe, Glassteine, Perlen u. dgl. aus der halbflüssigen Glasmasse gepreßt werden konnten.

Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts entstand also jene Glaskleinindustrie, die für das Gablonzer Gebiet so charakteristisch ist und eine Fülle von Artikeln hervorbringt, die man nicht ganz zu treffend mit dem Namen Glaskurzwaren zusammenfaßt. Erst seit jener Zeit besteht die große volkswirtschaftliche Bedeutung der Gablonzer Industrie, weil durch die verschiedenen Herstellungsverfahren und Veredelungsgewerbe wie das Drucken, Malen, Schleifen, immer weitere Kreise der Bevölkerung der Industrie zugeführt wurden, diese dadurch aber immer mehr mit ihrem Standort verwurzelte. Wir haben gehört, daß die meisten unserer Glashütten sich diesem Umschwung nicht anbequemen konnten. Es wurden statt geblasener Gläser aus dem Hafen gearbeitete Lusterbestandteile und Glasstangen in verschiedener Stärke für die Druckhütten und für die Lampenarbeiter verlangt. Ich bin der

Meinung, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts für die Gablonzer Industrie eine große Krise bestand, und zwar nicht so sehr eine der Absatzgebiete trotz der schlesischen Kriege als vielmehr eine Produktionskrise. Diese vermochte ein tüchtiger, junger, unternehmungslustiger und wagemütiger Mann namens Johann Leopold Kiedel, der im Jahre 1752 die alte Zinkerhütte in Josefsthal gepachtet hatte, zu bekämpfen, indem er die Glasherzeugung den neuen Verhältnissen anzupassen verstand. Johann Leopold Kiedel war aus der Branche, er hatte im Rannitzer Gebiet bei seinem Vetter Johann Josef Rittel als Hüttenschreiber gedient. Am Anfang hatte er auch mit Schwierigkeiten zu kämpfen, aber es gelang ihm, sie dank der Beschließung von Zittau im 7jährigen Kriege, die seine Glashütte ein Jahr lang mit der Herstellung von Fensterscheiben beschäftigte, glücklich zu überwinden, er erbaute außer der Pachtütte in Josefsthal die Karls- hütte an der Blattnei und die Hütte in Christiansthal, das übrigens 1775 die letzte Gründung aus grüner Wurzel im Isergebirge ist, und erwarb die Glashütten in Neuwiese und Friedrichswald. Er legte damit den Grund für den Aufstieg der Hüttenmeisterfamilie Kiedel, die noch gegenwärtig in der Rohglaserzeugung des Isergebirges tonangebend ist.

Diese Ausbreitung der Betriebe zeigt aber auch, wie sehr die neue Richtung ein-

schlug und wie lebhaft sich die charakteristische Gablonzer Industrie entwickelte.

Die Glasindustrie steht unter dem wachsenden Einfluß der Maschine. Sie wird dadurch auf andere Grundlagen gestellt, wie sie immer wieder neuen Zwecken zu dienen berufen erscheint. Wenn auch manche Veredelungsarten zeitweise weniger geschäftig sind und in den Leistungen nachlassen, im allgemeinen schreitet die Glasindustrie fort. Ob es sich um Gegenstände des täglichen Bedarfs handelt, ob sie technischen, ob sie optischen Zwecken oder dem Schmuckbedürfnis dient, überall sehen wir die Glasindustrie am Anfang einer neuen Entwicklung.

Literatur: E. v. Ezhak, Schlesische Gläser, Breslau 1891; Karl R. Fischer, Beiträge zur Geschichte der Gablonzer Glas- und Schmuckindustrie, Gablonz a. N. 1912; derselbe, Von der Glasindustrie im Isergebirge, Prag 1914; derselbe, Die Schürer von Waldheim, Prag 1924; derselbe und Rudolf K. Lang, Das Gablonzer Gürtlergewerbe, Gablonz a. N. 1925; Gustav Lange, Die Glasindustrie im Hirschberger Tal, Leipzig 1889; Gustav E. Pazarek, Die Gläserammlung des Nordböhmer Gewerbemuseums in Reichenberg, Leipzig 1902; Edmund Schebek, Böhmens Glasindustrie und Glashandel, Prag 1878; Robert Schmidt, Brandenburgische Gläser, Berlin 1914; derselbe, Das Glas, Berlin 1922; Bezügliche Aufsätze in „Schlesiens Vorzeit“, im „Wanderer im Riesengebirge“, in den „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, in den „Mitt. des Nordböhmer Vereines für Heimatforschung und Wanderpflege“ (vorm. Nordböhmer Exkursionsklub), in den „Mitteilungen des Vereines für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues“ u. a.

Prof. Dr. D. Reche-Leipzig: Rassenkundliche Probleme
der Sudetenschlesier * *

In den letzten Jahrzehnten hat das Interesse für Rassenfragen erfreulicherweise außerordentlich zugenommen, und zwar ganz besonders im deutschen Sprachgebiet und in den skandinavischen Ländern, aber fast ebenso stark auch in den Vereinigten Staaten von Amerika, die durch das Vorhandensein einer zahlreichen Neger- und Mischlingsbevölkerung und durch die Einwanderung unerwünschter Rassenelemente gewissermaßen gewaltsam auf diese Fragen hingestoßen werden. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl derer, denen es zum Bewußtsein kommt, daß es sich hier um Dinge von außerordentlicher Wichtigkeit handelt, daß wir es hier überhaupt mit einem der Kernpunkte der Menschheitsfragen zu tun haben, und zwar deshalb, weil sich die menschlichen Rassen z. T. außerordentlich stark voneinander unterscheiden, und zwar nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung — also in den sichtbaren Formen und Farben —, sondern auch durch physiologische und seelische Eigenschaften. Und so beruhen die jedem aufmerksamen Beobachter sofort in die Augen fallenden großen Unterschiede der Rassen — und der aus ihnen hervorgegangenen Völker —, die sie im Temperament, in ihren angeborenen Talenten und Fähigkeiten, in ihrer Kultur und vor allem in ihrem Charakter aufweisen, zwar zu einem Teil auf Einflüssen der Umwelt und der Geschichte, bei weitem in der Hauptsache aber auf den Erbeigenschaften der Rassen.

Wir wissen heute infolge der in mehreren Jahrzehnten durchgeführten Untersuchungen, daß es keinen einheitlichen Typus des „Europäers“ gibt und daß die leider immer noch in manchen Büchern spukende Bezeichnung der europäischen

Bevölkerung als „Kaukasier“ völlig unsinnig ist; aus dem Kaukasus stammt nicht eine einzige der europäischen Menschenformen. Wir wissen weiterhin, welche Hauptrassen in Europa leben; es sind im wesentlichen vier: die „nordische“; sie ist groß und schlank gewachsen, hat einen länglich gebauten Kopf, ein längliches Gesicht, schmale gut profilierte Nase und helle Farben von Haut, Augen und Haar. Die zweite ist die „Mittelmeer-Rasse“ (auch „westliche“ genannt); sie ist kleinwüchsig, hat einen länglichen Kopf, ein ziemlich langes Gesicht, bräunliche Haut, schwarze Augen und schwarzes Haar. Die dritte Rasse ist die sogenannte „alpine“ (auch „östliche“ genannt); sie ist kleinwüchsig, ziemlich plump, rundköpfig, breitgesichtig, hat bräunliche Haut, schwarze Augen und ebensolches Haar. Die vierte Rasse endlich ist die „dinarische“. Sie ist großwüchsig, stark kurzköpfig, hat meist ein langes Gesicht, eine große oder sehr große gebogene und oft plumpe Nase; die Farben auch dieser Rasse sind ursprünglich dunkel. Diese Rassen haben einige Unterassen oder Varianten, z. B. die sogenannte „Cromagnon“-Albart (auch „fälsche“ oder „balische“ genannt), die sich von der eigentlichen „nordischen“ Rasse hauptsächlich durch ein niedrigeres und breiteres Gesicht, vielleicht auch durch eine andere Tönung der hellen Farben von Haar und Augen unterscheidet. Für Teile Mittel- und Osteuropas sind zwei Varianten wichtig, die man als Spielarten der „alpinen“ Rasse wird ansehen müssen: die „sudetische“ und die „ostbaltische“; erstere unterscheidet sich durch ihre mehr längliche Kopfform und ihre ausgesprochene Kleinwüchsigkeit, letztere durch

ihre hellen Farben von der eigentlichen „alpinen“ Rasse.

Auch über die geographische Verbreitung dieser Rassen haben wir schon einen recht guten Überblick; Gebiete, in denen sie sich völlig rein und unvermischt erhalten haben, gibt es allerdings heutzutage kaum noch, aber die fremde Beimischung ist in weiten Gebieten — besonders in den Dörfern und kleinen Städten — auch heute noch so gering, daß ihre Bevölkerung einen recht einheitlichen Eindruck macht und fast alle die Eigenschaften aufweist, die für die in Betracht kommende Hauptrasse typisch sind. So hat die „nordische“ Rasse ihr sehr deutlich zu erkennendes Hauptverbreitungsgebiet in Nord- und Nordwest-Deutschland, in Teilen Großbritanniens, der Niederlande, Dänemarks und besonders in Skandinavien; sehr häufig ist sie aber auch am ganzen Süd-, Südost- und Ost- rand der Ostsee, bis weit ins Binnenland hinein, wohin sie besonders längs der großen Flüsse vorgedrungen ist. Die „Mittelmeer-Rasse“ (Westrasse) sitzt besonders in Südwest- und Südfrankreich, in großen Teilen Spaniens, Portugals und Italiens und — stärker mit andern Elementen vermischt —, am Nordrand Afrikas, in Teilen der Balkanhalbinsel und im vorderen Orient. Die „alpine“ Rasse dürfte aus dem ersten nachweiszeitlichen Vorstoß asiatischer mongoloider Elemente hervorgegangen sein und findet sich hauptsächlich in Ost- und Mitteleuropa. Die „dinarische“ Rasse endlich hat ihre Vertreter hauptsächlich in vielen Bezirken der Balkanhalbinsel und im Ostalpengebiet.

Von den genannten vier sich heute in Europa findenden Rassen sind nur zwei in Europa alteinheimisch: die nordische und die Mittelmeerrasse, die alpine und die dinarische müssen aus Asien eingewandert sein.

Wir kennen also schon recht gut die großen Züge des europäischen Rassenbildes, über Einzelheiten wissen wir aber noch verhältnismäßig wenig; so können wir fast noch von keinem Einzelgebiet genau angeben, in welchem Hundertsatz die europäischen Rassen sich dort in der Bevölkerung gemischt haben. Das liegt daran, daß fast nirgends in Europa die für ausgedehnte Spezialuntersuchungen notwendigen Geldmittel und infolgedessen auch zu wenig ausgebildete Fachleute zur Verfügung standen.

Erst in den allerletzten Jahren ist es gelungen, in Deutschland größere Einzeluntersuchungen bestimmter Gegenden in Gang zu bringen; bisher kannte man in Deutschland nur die auf Anregung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft durchgeführten Schulkinderuntersuchungen; aber diese Arbeit liegt jetzt schon rund 80 Jahre zurück, und außerdem geben diese Untersuchungen nur über die Farben, aber nicht über die Formen Auskunft. Ein im Jahre 1926 auf meine Anregung von der Deutschen Gesellschaft für Blutgruppenforschung unternommener Versuch, in Zusammenhang mit der Feststellung der Blutgruppen in ganz Deutschland auch die wichtigsten Formen zu notieren, scheiterte leider an allerlei Widerständen.

Nunmehr haben aber die Untersuchungen begonnen, und zwar gleichzeitig in den verschiedensten Landesteilen; man unternimmt gewissermaßen eine große „Inventur“ des vorhandenen Rassengutes, und zwar unter der Leitung der an deutschen Universitäten tätigen Professoren für Anthropologie, die ihre Mitarbeiter in besonders interessierende Landesteile schicken. Man verzichtet dabei absichtlich zunächst auf die Untersuchung der Bevölkerung der Groß- und Mittelstädte, die ja ein sehr wenig bodenständiges Element und sehr verschieden-

artiger Herkunft sind, und untersucht zunächst bäuerliche Gegenden, von denen man weiß, daß sie seit langem keinen wesentlichen Bevölkerungswechsel erfahren haben; man will also zunächst und als wichtigstes die seit Jahrhunderten — oder besser noch Jahrtausenden — im Lande heimischen, für das Land also ursprünglich typischen Elemente und Familien erfassen und auf ihren Rassengehalt prüfen.

Hand in Hand mit der Untersuchung der heute lebenden Bevölkerung geht selbstverständlich die Ausnutzung aller erfassbaren sonstigen Quellen, die uns über das Werden und die Herkunft der heutigen Bevölkerung Auskunft geben können. Mitverwertet werden also alle vorgeschichtlichen und geschichtlichen Bodenfunde, die Angaben der Geschichte über Einwanderungen, Auswanderungen und Kriege, und ebenso werden auch die Archive und Kirchenbücher ausgewertet, um eine Vorstellung über die Herkunft der Bevölkerung und über die verwandtschaftlichen Beziehungen der Familien zu bekommen.

Wenden wir uns nun den Schlesiern und besonders den Sudetendeutschen zu, so liegen bisher noch keine systematischen rassenkundlichen Untersuchungen der heute lebenden Bewohner von „Preussisch-Schlesien“ vor; es hat da vorläufig noch an den notwendigen Arbeitskräften gefehlt; für die sudetendeutsche Bevölkerung Böhmens liegen die Dinge glücklicherweise günstiger: hier hat man bereits einen kräftigen Anfang machen können. Dank der Anregung zweier Professoren der Deutschen Universität in Prag konnten in diesem Gebiete bereits rassenkundliche Arbeiten beginnen; der Direktor des Anatomischen Institutes, Herr Prof. Dr. Grosser, und der Direktor des Geographischen Institutes, Herr Prof. Dr. Brandt, haben das

große Verdienst, diese wichtigen Arbeiten in Gang gebracht zu haben. Beide Herren schickten Doktoranden in mein Institut in Leipzig, wo sie in der praktischen rassenkundlichen Arbeit ausgebildet wurden. Zwei von ihnen haben bereits erfreuliche Ergebnisse beigebracht; es sind das die Herren Gödl und Knöbl, über deren Arbeiten ich Ihnen heute auch mitberichten kann, da sie mir für diesen Zweck Material zur Verfügung gestellt haben.

Immerhin sind auch das natürlich vorläufig nur Stichproben, und so sind wir, wenn wir eine Vorstellung von der heutigen schlesischen Bevölkerung gewinnen wollen, im wesentlichen auf andere Quellen angewiesen, hauptsächlich auf die Aussagen der Vorgeschichte und Geschichte; durch sie erfahren wir in großen Zügen, woher die Bewohner jeweils gekommen sind und welchen Rassen die in den alten Gräbern gefundenen Leute angehört haben. Wir können also feststellen, welche Elemente zum Werden, zur rassischen Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung beigetragen haben.

Eine verhältnismäßig geringe Rolle für die heutige Bevölkerung werden selbstverständlich die Einwandererwellen und die Siedler spielen, die in den Jahrtausenden vor der germanischen Völkerwanderung in Schlesien und im Sudetengebiet sesshaft wurden, denn in dieser großen Wanderzeit wurden unsere Länder ja fast ganz von der bisherigen germanischen Bevölkerung verlassen und allmählich von in die leeren Räume einrückenden sogenannten „Slawen“ neu besiedelt. Aber, wie wir jetzt immer deutlicher erkennen, Reste der germanischen Bevölkerung sind doch hier und da im Lande geblieben und teils von den Slawen, teils von der bei der Wiedergewinnung einströmenden deutschen Bevölkerung aufgesogen worden. Noch heute

also fließt etwas Blut der alten Ostgermanen in den Adern der Schlesier!

Und damit haben wir schon einen Baustein gefunden: diese Ostgermanen waren verhältnismäßig reinrassige Angehörige der im westlichen Ostseegebiet alteinheimischen „nordischen“ Rasse; sie waren ja von den Ufern der Ostsee nach Schlesien eingewandert. Sie hatten eine Bevölkerung vorgefunden, die ihnen rassisch eng verwandt war: schon seit den Anfängen der jüngeren Steinzeit, zu allen Perioden der Bronzezeit und der frühen Eisenzeit, also vier- bis fünftausend Jahre lang, waren immer neue Wellen nordischer Eroberer und Kulturbringer von Norden nach Schlesien — also auch nach Böhmen und Mähren — eingewandert; so konnte auch eine Vermischung mit der im Lande schon vorgefundenen Bevölkerung den rassischen Typus der Ostgermanen kaum verändern. Ganz ohne fremden Einschlag war die einheimische Bevölkerung übrigens nicht: zur Zeit der Bandkeramik (Periode der jüngeren Steinzeit) bereits tauchen Angehörige des vorhin erwähnten, sehr kleinwüchsigen, aus dem Osten gekommenen „sudetischen Typus“ auf, scheinen aber nur in der niederen Bevölkerung häufiger gewesen zu sein; ferner hatte die von Westen gekommene, stellenweise bis Böhmen und Schlesien vorgedrungene sogenannte „Glockenbecher-Kultur“ auch kurzköpfige „alpine“ Elemente ins Land gebracht, und diese Rasse wurde noch durch die Einwanderung von Kelten vermehrt, die besonders in Böhmen ansässig wurden, das ja vom keltischen Stamm der Boier noch heute seinen Namen hat. Diese Kelten waren ursprünglich zwar auch Sprossen der hellen „nordischen“ Rasse, hatten aber in West- und Mitteleuropa starke „alpine“ Elemente in sich aufgenommen, die sie auf ihren weiten Wanderungen mit in andere Länder brachten.

Vor der Völkerwanderung waren also Schlesien, Mähren und Böhmen — die bis dahin sehr ähnliche Schicksale gehabt hatten — von einer germanischen, fast rein nordischen Bevölkerung bewohnt. Als diese, die Vandalen, Markomannen, Quaden, Langobarden usw. im 6. Jahrhundert mit ihrer Hauptmasse abgewandert waren, sickerte im Laufe der folgenden Jahrhunderte allmählich von Osten her slawisches Volkstum ins Land. Welcher Rasse gehörte nun dieses an? Man hat sich darüber lange gestritten, da allerlei nicht-rassenkundliche Gesichtspunkte mit in den Streit hineingezogen wurden. Untersucht man — ohne sich durch die verschiedenen Ansichten beeinflussen zu lassen — einfach das aus der Slawenzeit vorhandene Skelettmaterial, so findet man unter den führenden Familien fast rein nordische Typen, im übrigen einen starken Einschlag „sudetischer“, „alpiner“ und sogar „mongolischer“ Elemente. Auch wenn man die sprachlichen Verhältnisse und die Geschichte zur Aufklärung mit heranzieht, kommt man zum gleichen Ergebnis: das „Slawische“ gehört zur „indogermanischen“ Sprachfamilie. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat nun ergeben, daß die indogermanische Sprachfamilie ursprünglich in Europa zu Hause ist und daß die Schöpfer und Träger dieser Sprachen aus Europa stammen und Angehörige der „nordischen“ Rasse waren. Also müssen auch die Schöpfer und ursprünglichen Träger der slawischen Sprachen Angehörige der gleichen Rasse gewesen sein, die aber, weit nach Osten verschlagen, allerlei fremdrassige Elemente in sich aufnahmen und bei ihrer Ausbreitung nach Westen auch dorthin verschleppten. Diesen fremden, ursprünglich also durchaus unslawischen Elementen sind daher die kurzköpfigen, schwarzhaarigen und dunkeläugigen Menschen zuzurechnen, die durch die slawische Wan-



derung bis weit nach Mitteldeutschland hinein sich ausbreiten konnten und die heute vom Volk meist als typische Reste des Slawentumes angesehen werden.

Aber die „nordischen“ und „nichtnordischen“, vom Slawentum ins Land gebrachten Elemente spielen für die rassische Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung nur noch dort eine wesentliche Rolle, wo sich das Slawentum hat behaupten können, also besonders im tschechischen Teil von Böhmen. In den dem Deutschtum wiedergewonnenen Gebieten kommen die fremdrassigen Elemente viel weniger in Betracht. Denn erstens war die slawische Besiedlung zur Zeit der Eindeutschung nur sehr dünn: die einwandernden Slawen hatten nicht den Versuch gemacht, die den größten Teil Schlesiens — und ganz besonders der Sudetenländer — damals bedeckenden Urwälder urbar zu machen, hatten sich vielmehr darauf beschränkt, die wenigen offenen Gebiete mit meist volksarmen, ländlichen Siedlungen zu überziehen, soweit sie nicht noch von Germanen besetzt waren. Wo hätten auch, bei der in diesen Jahrhunderten so außerordentlich großen Ausbreitung des Slawentums — bis weit nach Mittel- und Südeuropa — die großen Menschenmengen für eine dichte Besiedlung herkommen sollen? Man wird die damalige Besiedlungsdichte in Schlesien — wenn man Völker mit ähnlicher Kulturstufe und Länder mit ähnlichem Siedlungsraum zum Vergleich heranzieht — etwa auf drei Personen je Quadratkilometer veranschlagen müssen; das ergäbe für Schlesien einschließlich des ganzen Sudetengebietes für die Zeit der ausschließlichen slawischen Herrschaft eine Gesamtbevölkerung von schätzungsweise nur 120 000 Menschen. Von diesen sind in den späteren Kämpfen sicher nicht ganz wenige zugrundegegangen, viele sind auch abgewandert, immer-

hin ist ein wenn auch kleiner Teil dieser Mischbevölkerung im Lande geblieben und mit den einwandernden Deutschen verschmolzen.

Aber die rassische Zusammensetzung dieser deutschen Siedler ist vorläufig nur so viel zu sagen, daß sie die rassischen Elemente ihrer Heimatsgegenden mitgebracht haben müssen, und da sie in der Hauptsache aus dem thüringischen Grenzgebiet, aus den Niederlanden, aus Westfalen, dem mittleren Wesergebiet und aus Franken kamen,¹⁾ also aus rein oder fast rein germanischen Gebieten, werden sie in der Hauptsache der „nordischen“ Rasse angehört haben, aber aus den südwestlichen Bezirken auch einen gewissen Hundertsatz „alpinen“ und wohl auch „dinarischen“ Blutes eingeschleppt haben.

Auf Grund dieser Erwägungen werden wir also im schlesischen Raum in der Hauptsache „nordische“ Elemente zu erwarten haben, denen aber — teils von der Vorbevölkerung her, teils mit der Zuwanderung der Slawen und der Deutschen gekommene — „alpine“, „dinarische“, „sudetische“, „ostbaltische“ und stellenweise wohl auch „mongoloide“ Reste beigemischt sein werden.

Sehen wir uns nun an, inwieweit die Untersuchung der heutigen Bevölkerung mit dieser Erwartung übereinstimmt.

Die oben erwähnte, vor rund 80 Jahren durchgeführte Schulkinderuntersuchung ergab folgendes:²⁾ Abb. 1 zeigt das gegenseitige Mengenverhältnis des „blonden“ und des „braunen“ Typus in der Bevölkerung der einzelnen Bezirke. Unter „blondem Typus“ verstand R. Vir-

¹⁾ Nach R. Köhlschke: Die deutsche Wiederbesiedlung der ostelbischen Lande. In W. Volz: Der Ostdeutsche Volksboden. Breslau 1926.

²⁾ Nach R. Virchow: Archiv für Anthropologie, Bd. 16, 1886, und G. A. Schimmer, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Supplement I, 1884.

chow die Farbenzusammenstellung: rein blondes Haar, blaue Augen und rosige-weiße Haut, unter „braunem Typus“ die Vereinigung von schwarzbraunem Haar, braunen Augen und bräunlicher Haut. Je heller die Farbe der Bezirke auf der Karte eingetragen ist, desto häufiger ist dort der „blonde“ und desto seltener der „braune Typus“. In den weiß gelassenen Bezirken z. B. ist der „blonde Typus“ mit 44–40% sehr viel häufiger, als der nur mit 6–10% vertretene „braune“, und in den dunkelsten Bezirken haben wir den blonden Typus nur bei weniger als 20%, den braunen bei mehr als 25%, also in der Überzahl. Die stark gestrichelte Linie ist die Landesgrenze Böhmens. Schlesien hat demnach in den meisten Bezirken 40–30% „blonden Typus“ und nur 10–15% „Braune“, stellenweise aber auch etwas weniger (30–25%) „Blonde“ und etwas mehr (15–20%) „Braune“ unter seinen Schulkindern. Sehen wir uns Böhmen an, so fällt sofort auf, daß die „Blonden“ hauptsächlich längs der ganzen deutschen Grenze sitzen, die „Braunen“ vorwiegend im Zentrum. Die hellen Grenzbezirke zeigen etwa die Verhältnisse der benachbarten reichsdeutschen, sind im Durchschnitt nur eine Kleinigkeit dunkler; diese deutschsprachigen Teile des Landes haben also offenbar engste Beziehungen zu den Deutschen auf der andern Seite der Grenze und unterscheiden sich recht deutlich von den Tschechen, bei denen die „Braunen“ z. T. über 25%, die „Blonden“ unter 20% ausmachen. Wir haben also in den deutschsprechenden Gebieten ein deutliches Vorherrschen der Hellfarbigen, in den tschechischen auffallend viele Dunkle.

Endlich die jetzt noch laufenden, oben bereits erwähnten Untersuchungen an der heutigen Bevölkerung einzelner Dörfer, also die Arbeiten der Herren

Gödl und Knöbl. Beide haben in Nordmähren gearbeitet, der erstere in Neudorf bei Mährisch-Altschloß, der letztere im Sprachgrenzgebiet Nordmährens; Herr Knöbl hat bereits nicht weniger als 1500 Personen untersuchen können und hofft, in diesem Jahre die Zahl bis auf 2000 bringen zu können. Es wurden alle wichtigen rassenkundlichen Maße genommen. Das bisher von Herrn Knöbl bearbeitete Material soll demnächst bereits im Druck erscheinen.

Sehen wir uns zunächst die von Herrn Gödl in Neudorf untersuchten Leute an, so haben die Männer eine mittlere Körpergröße von 164 cm, die Frauen von nur 154 cm; die Leute sind also meist verhältnismäßig kleinwüchsig. Die Kopfform zeigt verschiedene Typen: es finden sich sowohl ausgesprochene Langköpfe wie typische Rund- und Kurzköpfe; der mittlere „Längenbreiten-Index“ (d. h. das Verhältnis von größter Kopfbreite zur größten Kopflänge) beträgt etwa 86, liegt also recht hoch, was auf ein Überwiegen der Kurzkopfformen schließen läßt. Die Gesichter der Männer sind meist mittelbreit und mittelhoch, bei den Weibern deutlich breiter und niedriger. Die Nasen sind bei beiden Geschlechtern meist schmal und gut profiliert. Die Augenfarbe ist etwa bei 60% (also bei mehr als der Hälfte!) blau, bei etwa 25% mischfarben und nur bei etwa 15% ausgesprochen braun oder schwarzbraun. Die Haarfarbe ist bei den Erwachsenen (bei fast 70%) meist hellbraun, bei den Kindern sehr viel heller; diese haben bei 23% hellblondes und bei 27% aschblondes Haar.

Die Bevölkerung dürfte in der Hauptsache eine Mischung von „nordischen“, „dinarischen“, „alpinen“ und „ostbaltischen“ Elementen darstellen.

Die Arbeiten von Herrn Knöbl ergaben für die nordmährische Sprach-

grenze folgendes: die Augenfarbe der Leute ist meist blau oder mischfarben, braun und schwarzbraun ist selten. Die Haarfarbe ist beim Erwachsenen meist braun, seltener blond, sehr selten ausgesprochen schwarz; bei Kindern ist sie — wie meist in Mitteleuropa — wesentlich heller. Etwas mehr als ein Drittel der Untersuchten ist großwüchsig, ungefähr ein Drittel

terhaupt ist meist gewölbt, aber es kommt auch das flache Hinterhaupt vor, wie es für die „dinarische“ Rasse typisch ist. Das Gesicht ist nur bei etwa einem Drittel der Leute mehr länglich und schmal, bei den meisten ziemlich breit, und nur etwa ein Drittel hat auch eine ausgesprochen schmale Nase. Wir haben es hier mit einem Rassengemisch zu tun, bei dem

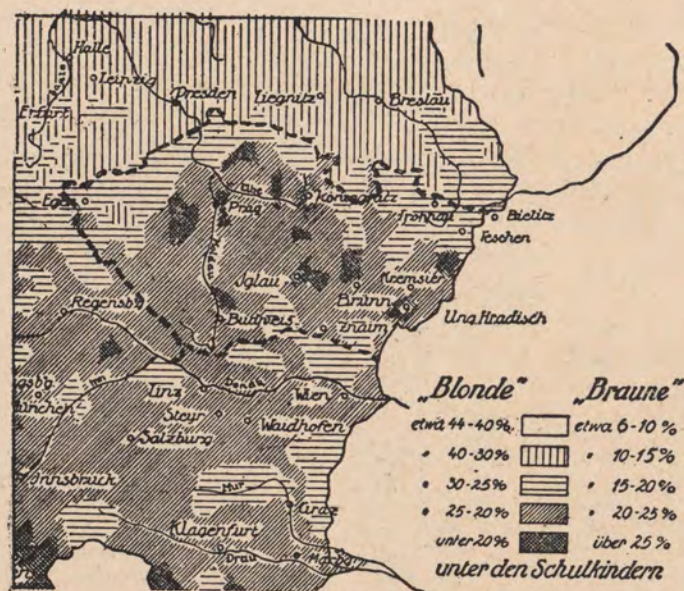


Abb. 1. Verteilung des „blonden“ und des „braunen“ Typus auf Grund der Schulkinderuntersuchungen der deutschen Anthrop. Gesellschaft. Zusammenstellung nach Jeddot. (Ausschnitt aus einer größeren Karte.)

aber ausgesprochen klein und sehr klein, und so ergibt sich ein nur mittelgroßer Mittelwert, der bei den Männern ungefähr bei 167 cm, bei den Weibern bei etwa 153 cm liegt (die Leute sind also durchschnittlich eine Kleinigkeit größer als die von Neudorf). Interessanterweise zeigen die Berufsgruppen Unterschiede: die Bauern sind die größten. Die Beine sind meist nur mittellang, die Arme aber bei den meisten ausgesprochen lang. Die Kopfform ist bei nahezu 90% der Untersuchten rund und breit und ganz typische „Breitköpfe“ sind recht häufig. Das Hin-

terhaupt ist meist gewölbt, aber es kommt auch das flache Hinterhaupt vor, wie es für die „dinarische“ Rasse typisch ist, und wohl auch „sudetische“ und „ostbaltische“. Einen ziemlich „rein nordischen“ Eindruck machen nach Knöbl etwa 10% der Bevölkerung, aber die Mehrzahl der Leute zeigt mehr oder weniger starken Einschlag „nordischen“ Blutes.

Fassen wir zusammen, so können wir sagen, daß die bisherigen Untersuchungen der lebenden Bevölkerung der Sudetenländer und ganz Schlesiens ergeben haben, daß die Rassenelemente vorhanden sind,

die man auf Grund der vorgeschichtlichen und geschichtlichen Ereignisse erwarten durfte: vor allem „nordisch-germanische“, aber auch „alpine“ und in geringerer Menge „dinarische“, „sudetische“ und „ostbaltische“. Dabei scheint sich die Bevölkerung der deutschsprechenden Gebiete Böhmens meist ziemlich stark von der tschechisch sprechenden zu unterscheiden: sie hat einen sehr viel stärkeren Einschlag des hellfarbigen nordischen Rassenle-

mentes und unterscheidet sich offenbar in keinem wichtigen Punkte von der benachbarten reichsdeutschen Bevölkerung, mit der sie stärkste verwandtschaftliche Beziehungen, gleiche oder mindestens sehr ähnliche Rassenzusammensetzung vereinen. Das gleiche Blut pulst in den Deutschen diesseits wie jenseits der Grenze!

Viktor Kauder-Kattowitz: Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien***

Wo zwei Volkskulturen aufeinanderstoßen, entsteht ein Kulturgefälle. Ein Geben und Nehmen tritt ein. Wohl mag es sein, daß ein Volk höherer Kultur mehr gibt, immer aber sind auch Gegenwirkungen zu spüren. So fließt der Strom des Ausgleichs zwischen Deutschen und Polen im Osten schon seit Jahrhunderten. In der geschichtlichen Vergangenheit bedeutet der Kulturabfall, die höhere kulturelle und technische Ausrüstung des Deutschen, ein volkstümmerhaltendes Element. Es entwickelt sich beim Deutschen ein Herrenbewußtsein, welches im bäuerlichen Osten Polens noch zu finden ist. Der Westen Polens aber ist in den abendländisch-mitteleuropäischen Kulturkreis eingetreten und steht, was kulturelle und technische Ausrüstung anbetrifft, im wesentlichen mit dem Deutschen auf einer Stufe. Deshalb ist das Hervorkehren des Herrenstandpunktes, wie es noch zu preussischen Zeiten der Fall war, von Übel gewesen und im Auslandsdeutschtum unmöglich, weil dadurch psychische Reaktionen hervorgerufen werden,

die dem Minderwertigkeitskomplex entspringen: Gewalttaten. Das Deutschtum zieht seine Kräfte heute aus anderen Quellen, vor allem aus dem deutschen Bluterbe, dann aber aus der allgemeinen deutschen Wesensart. Kurz umrissen kann gesagt werden, daß der Deutsche sachlich, formenstreng, Gelehrten- und Laboratoriumsmensch ist, während in letzter Zeit die tieferen Seelenkräfte des Dichters- und Denkervolkes leider zurückgetreten sind, was nichts gegen die Möglichkeit der Verjüngung deutschen Wesens aus diesen Quellen sagt. Der Pole ist phantastisch, überschwenglich, feurig, leicht begeistert, ohne Zähigkeit und ohne Konsequenz im Durchdenken. Soviel Möglichkeiten bei dieser Wesensanlage im Künstlerischen vorhanden sind, so wenig ist der Pole hierdurch zum Industriemenschen veranlagt. Der Deutsche hingegen zieht aus seiner Wesensart die Kräfte, die ihn zum Durchhalten befähigen. Er ist heute noch der in der Leistung Tüchtigere. Das kann und darf nicht zu Überheblichkeiten führen, da es sich hier um eine Gottes-

gabe handelt, die der Mensch nur steigern und pflegen kann. Deshalb bedeutet für das Auslandsdeutschtum eine Vertiefung in die Werte deutscher Kultur ein Moment der Erhaltung. Die auslandsdeutsche Volksgemeinschaft ist eine Notgemeinschaft, die infolge äußeren Druckes die parteilichen, konfessionellen und Standesbesonderheiten zurückgestellt hat. Um aber Dauer und ethischen Wert zu erhalten, muß die Notgemeinschaft zur bewußt gepflegten Kulturgemeinschaft vertieft werden. Die größte Gefahr liegt für ein Auslandsdeutschtum im Erstarren und Verkalken der Lebensformen, im kulturellen Zurückbleiben. Deshalb ist das draußen lebende Deutschtum in den entscheidenden geistigen Impulsen auf den geistigen Quellboden des Mutterlandes angewiesen. Staatliche Grenzen dürfen nicht geistige Grenzen werden. Es äußert sich hier ein Kulturzyklus. Die Wellen geistiger Bewegung erfassen die verschieden weitentfernten Deutschumsgebiete, verschieden nach Zeit und Raum und sind auch mannigfachen Wandlungen unterworfen, so daß häufig neue Gesichtspunkte für die Betrachtung eines Problems vom Auslandsdeutschtum aus auftauchen.

Der Deutsche im Ausland hat die wichtige Aufgabe, durch Verkörperung edler, deutscher Menschlichkeit wieder Achtung vor deutschem Wesen zu erwecken und so das in Mißkredit geratene deutsche Ansehen wieder zu Ehren zu bringen. Hierzu muß er geschult werden. Das Kulturproblem des Auslandsdeutschtums ist vor allem ein Bildungsproblem. Das Ziel ist klar, aber der Weg ist weit und schwer. Es ist erkenntlich, daß an der Erreichung dieses Zieles, nicht nur das, was man sonst unter Bildungspflege versteht, mitarbeiten muß, sondern daß alle Lebensregungen des Deutschen, Politik und Wirtschaft nicht ausgeschlossen, an der

Darstellung deutschen Wesens mitbeteiligt sind. Sachlichkeit, Wille zur Verständigung, doch ohne Verleugnung des eigenen Wesens, Anerkennung des Volkstums und der Leistung der andern müssen mitformen am Bilde des deutschen Menschen. Die freie Bildungspflege ist nur ein Teilproblem in dieser Gestaltung eines Lebensschicksals. Denn was hätte alles Leiden, alle Drangsal und Not unseres auslandsdeutschen Seins für einen Sinn, wenn nicht den der Läuterung unseres Menschentums zum Heile unseres Volkes, aber auch zum Heile unseres slawischen Nachbarn?

Nach dem Kriege hat in Deutschland Besinnung über die Art der freien Volksbildung eingesetzt. Man erkannte die Lage des Volkes. Wir waren fast kein Volk mehr. Die alte Volksbildung war Industrie geworden, sie isolierte vom Volke. Das neue Ziel lautet Volkbildung — Volksgestaltung. Es gilt wieder die organischen Querverbindungen (Familie, Stand) zu stärken, die unser in Parteien, Organisationen und Interessengemeinschaften gespaltenes Volk zusammenhalten.

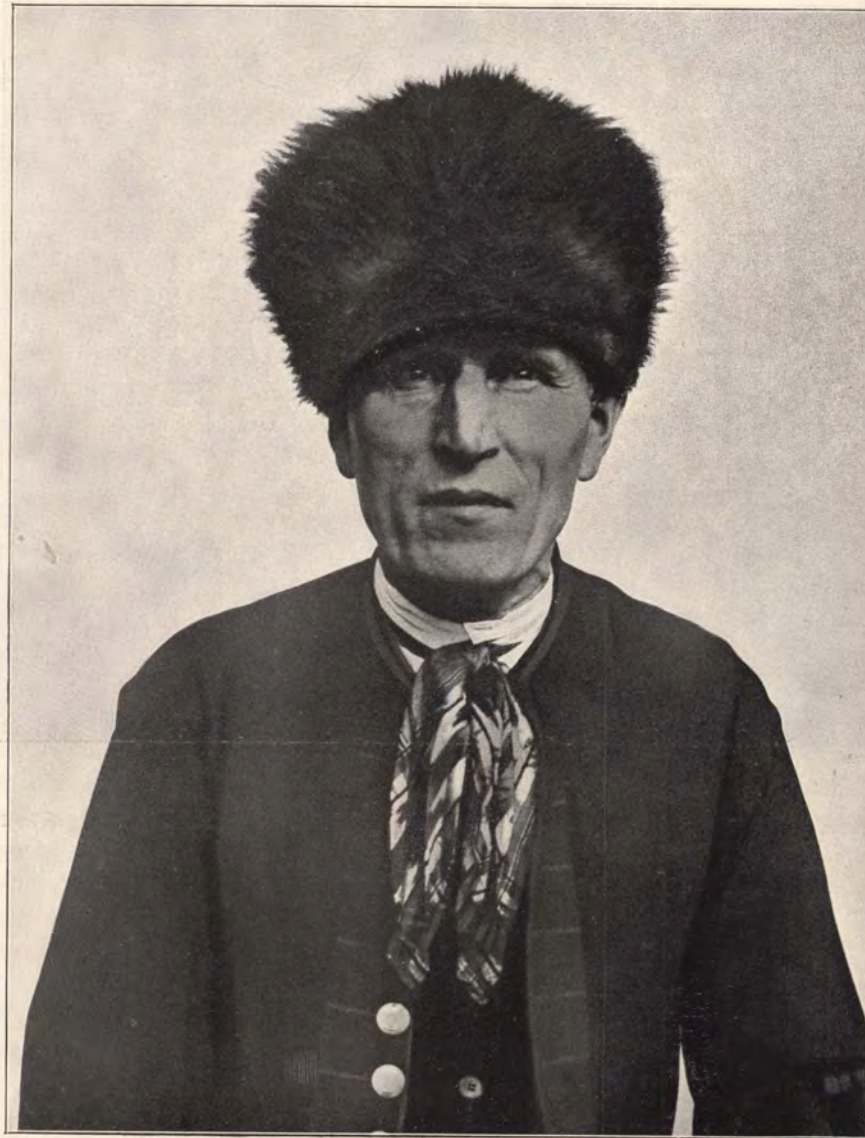
Dem entspricht die Arbeitsrichtung unserer Bildungspflege. Sie umschließt den ganzen Lebenskreis, alle Lebensbezirke. Alte Volksbildung wandte sich in erster Linie an den Verstand und vergaß die Werte des Gemüts, des Körpersinns, auch vielfach des Glaubens zu pflegen. Sie faßte den Menschen als Einzelwesen, als Individuum. Wir erleben aber heute am eigenen Leibe, daß der Mensch an sich sehr wenig ist, daß er jedenfalls nicht so selbstherrlich ist, wie es die Zeit seit der Aufklärung mit ihrem Verstandesdünkel annehmen zu müssen glaubte. Der Einzelne erhält wesentliche Lebenswerte erst durch die Lebensgemeinschaft mit andern. Klar zeigt sich dies in der Glaubensgemeinschaft. Aber auch die



Woidol

Bauernmädchen aus Alt-Schlesien, Mrs. Tarnowitz, in Festtracht

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“



Boidol

Pietarar Bauer

Zum Beitrag Viktor Kander: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“

Volks- und Kulturgemeinschaft formen an ihm. Wie viele leiden heute um ihrer Deutschtum willen und fühlen vielleicht so, im Negativen, ihre völkische Bedingtheit. Der Einzelne muß aber im Positiven zum Erlebnis dieser Volks- und Kulturgemeinschaft gebracht werden. Er muß wieder durchströmt werden von den und mitfühlen mit den geistigen Impulsen des Volkslebens. Dazu soll eine richtig verstandene Volksbildung mithelfen.

Im Praktischen hat die Bildungsarbeit im Auslandsdeutschtum ein zweifaches Gesicht. Einmal sollen möglichst weite Kreise des Deutschtums erfaßt werden, also soll Deutschtumspflege im weitesten Sinne getrieben werden, das andere Mal drängt alle Bildungsarbeit zur Verinnerlichung, Beseelung des Bildungstoffes, zur Bildungspflege und damit zur Verengung des Kreises der Aufnehmenden. Wirkliche Bildungsarbeit kann immer nur Kernbildung anstreben und muß sich von Industrialisierung ihrer Arbeit und Methode fernhalten. Die Spannung zwischen den beiden Polen, den Anforderungen der Deutschtumspflege und denen wahrer Bildungspflege, gilt es zu erkennen, um daran sich der Möglichkeiten und Grenzen unserer Bildungsarbeit klar zu werden. Es ist von vornherein selbstverständlich, daß die Forderung der Erfassung möglichst breiter Kreise berechtigt ist. Was nützt alle Bildungsarbeit, wenn sie nicht wirklich alle Schichten erfaßt! Nicht übersehen werden darf aber die Gefahr, daß hierdurch leicht die Veranlassung gegeben werden kann, in oberflächlicher, nur auf große Zahlen und das schöne Gesicht bedachter Arbeit zu verflachen. In dieser Gefahr steht alle Bildungsarbeit in Großstädten, Industriebezirken. Die ländliche Bildungsarbeit hat andere Probleme. Um der Forderung nach breiter Deutschtumspflege nachzukommen, andererseits aber doch

Verinnerlichung und Beseelung der Bildungsarbeit nicht außer acht zu lassen, gibt es nur das Mittel der Kernbildung. Findet alle Bildungsarbeit ihr Hauptproblem in der Führerbildung, hängt ihre tiefe und seelische Wirkung von der Persönlichkeit des Volksbildners ab — es geht ja nicht um Wissensvermittlung, sondern um Charakter- und Instinktbildung, um seelische Stärkung und Stärkung des deutschen Kulturbewußtseins —, so fordert die bei uns vorliegende Aufgabe diesen methodischen Weg. Es gilt in den einzelnen Verbänden und Vereinen, Gewerkschaften und sonstigen Gruppen Menschen herauszubilden, die um sich dann Gefolgschaft scharen und so langsam, durch Vorleben, Bildungswirkungen erzielen, die in die Masse dringen. Alle Erwachsenenbildung weiß aus der Untersuchung der psychologischen Forschung, daß es einen bestimmten Menschentyp mit ausgeprägtem sozialen Verantwortungsbewußtsein gibt, der allein auch ein ausgesprochenes Bildungsbedürfnis, über Wissensaneignung hinaus, hat. Diese Menschen bilden den Sauerteig in der trägen Masse. Werden sie durch zielstrebige, allseitige Bildungsarbeit erfaßt und immer wieder angeregt, so arbeiten sie in den Gruppen, in die sie das Leben gestellt hat, weiter und das ist das wertvollste Ergebnis aller Erwachsenenbildung. Für die Übermittlung von Bildungsgut gibt es bestimmte Voraussetzungen, die in der Lebensstruktur, in der psychisch-physisch-sozialen Eigenart des Menschen zu finden sind. Wie verschieden muß, abgesehen von der Schulbildung, die bei wirklicher Bildungsarbeit, die nicht Wissensvermittlung bezweckt, nicht so wichtig ist, ein Arbeiter, ein Kaufmann, ein gesichert lebender Beamter, ein Industrieller ein und denselben Bildungstoff aus seiner Eigenart heraus empfinden. Deshalb ist die Übermittlung von

Bildungswirkungen durch den oben gekennzeichneten Menschentypus, der ja in denselben strukturellen Bedingungen steht, viel leichter und fruchtbarer. Wie oft reden Vortragende über die Köpfe ihrer Hörerschaft hinweg, weil sie einfach keinen Kontakt bekommen können. Erst wenn sich der Mensch von einer Sache innerlich gepackt fühlt, kann man ein unterbewusstes Weiterwirken erwarten. Das nur verstandesmäßig Erfasste vergessen wir ja schnell. Nun liegt die Sache aber keineswegs so, daß eine Bildungswirkung nur in den kleinsten Kreisen struktureller Besonderheiten zu erzielen wäre, daß also alle Bildung nur konfessionell und ständisch und klassenmäßig gebunden wirksam werden könnte, vielmehr so, daß in diesen Besonderungen wohl die Anknüpfungspunkte für den Bildungstoff zu suchen sind, daß hier die Ansatzpunkte für den Hebel des gesamten Bildungswillens zu finden sind, das Bildungsziel aber liegt für uns Deutsche im Ausland darüber hinaus in der Erziehung zum bewußten Glied der deutschen Kulturgemeinschaft. Es ist doch so, daß der Mensch wohl das am ehesten und besten erfaßt, was ihm, seiner Lebensstruktur nach, am nächsten liegt, er soll aber nicht in diesem engen Kreis ewig verweilen, sondern erfassen lernen die Vielgestaltigkeit deutschen Wesens mit dem Gefühl liebevollen Verstehens. Nichts schadet uns Deutschen mehr, als der Bruderhaß. Nicht Vertuschen wollen der Grenzen und des Andersseins großer Gruppen in unserm Volke kann uns hier helfen, nur die Erziehung zur gegenseitigen Achtung und die tiefe Verwurzelung aller im deutschen Kulturbewußtsein kann die Aufgabe sein. Zu bekämpfen ist auch die Meinung, daß ein unterirdisches Deutschtum, d. h. ein Deutschtum, das wohl in der Familiensprache noch da ist, sonst aber kaum in Erscheinung tritt, sich im Durchhalten

vielleicht besser bewähren würde. Das ist wohl bei einem bäuerlichen Deutschtumsteil, wie z. B. bei den Banater Schwaben längere Zeit möglich gewesen, nicht aber bei einem überwiegend städtischen Deutschtum, wie dem unsern. Wir brauchen ein kulturbewusstes, lebendiges Volksleben, das Ziele sieht und den Willen zu ihrer Erreichung spürt. Und hier liegt das Bildungsziel des Auslandsdeutschtums. Es ist ja oft so, daß von Politikern, die im Auslandsdeutschtum notwendigerweise die Führung haben, diese Aufgabe gering geschätzt wird, weil sie keine augenblicklichen, ins Auge springenden Erfolge zeigen kann. Das ist aber ein schweres Verkennen der Lage. Wohl muß Politik die Lebensmöglichkeit schaffen, dann aber und daneben muß Bildungspflege an der Vertiefung deutschen Lebens arbeiten.

Es liegt also für die Volksbildung die Aufgabe vor, das deutsche Kulturbewußtsein wachzuhalten und immer neue Vertiefung in deutsches Kulturgut zu ermöglichen. Die Menschen müssen an die Kulturgüter, sei es der Volkstanz, das Volkslied, die Bücher, das Wissen um deutsches Wesen, herangeführt werden. Von selbst fließt es ihnen nicht mehr zu, vielmehr führen die Kanäle staatlichen Lebens (Schule—Umwelt) nur fremdes Kulturgut heran, dessen Kennen- und Achten lernen dem gefestigten Charakter zuträglich sein wird, in dem aber auch die Gefahr des Verlustes des eigenen Volkstums schlummert. Es ist selbstverständlich, daß die Bildungspflege des Auslandsdeutschtums sich alle Fortschritte des Mutterlandes aneignen muß, daß sie aber der Lage ihres zu betreuenden Volksteils entsprechende Auswahl des Bildungstoffes treffen wird. Ich sagte schon: Das Kulturproblem des Auslandsdeutschtums ist vor allem ein Bildungsproblem. In diesem Sinne strebt der Deutsche Kultur-

bund danach, mit seiner Bildungspflege alle Lebensrichtungen und Lebenskreise zu erfassen. Er umfaßt heute in 27 Verbänden über 40.000 Mitglieder und sieht seinen Hauptzweck in der Wacherhaltung und Vertiefung des Deutschen Kulturbewußtseins.

Erfassung der Lebensganzzheit strebt sein Bildungsbauplan an. Der Jahreskreis seiner Wochen begann mit der 1. Ausstellung schlesischer Künstler im Jahre 1927. Der Künstler, der nicht ausstellen kann, vereinsamt, weil er kein Maß für sein Werk hat, an dem er es messen und vergleichen könnte. Es fehlt ihm die sachliche Kritik der Öffentlichkeit. Der Volksgenosse soll in der Ausstellung das Wirken heimatisch-schöpferischer Kräfte erleben, sehen lernen mit den Augen des Künstlers: Erziehung der ästhetischen Kräfte des Menschen. Daneben steht das wirtschaftliche Moment der produktiven Hilfe durch Ermöglichung des Verkaufs von Bildern. Die zweite Ausstellung schlesischer Künstler wurde in der Zeit vom 2.—15. Dezember 1928 durchgeführt und hatte unter Beteiligung des Künstlerbundes Schlesien-Breslau, der einheimischen und abgewanderten Künstler großen Umfang.

Im Zyklus der wissenschaftlichen Veranstaltungen wurden bisher sechs Hochschulwochen durchgeführt, und zwar drei in Bielitz und drei in Kattowitz. Diese Hochschulwochen wenden sich in erster Linie an den Verstand, wenn auch natürlich andere Seiten der menschlichen Natur miteinbeziehen. Nicht Wissensvermittlung, sondern Aufrollung und Klärung von Lebensfragen wird angestrebt. Durch Einführungshefte, die Originalarbeiten der Vortragenden enthalten und Büchernachweise zur Ein- und Weiterführung bringen, werden diese Abendveranstaltungen unterbaut. Diese Hochschulwochen verzeichnen jährlich über 500 Hörer und er-

halten sich finanziell selbst, wie überhaupt die ganze Arbeit des Kulturbundes mit dem Selbsthilfegedanken steht und fällt. Auf der 1. Kattowitzer Woche sprach Prof. Dr. Kessler, Leipzig, über „Das Wesen der Wirtschaft und die Stufen ihrer Entwicklung“ in sechs Stunden, auf welche Stundenanzahl auch die anderen Herren verpflichtet wurden, Prof. Dr. Th. Litt, Leipzig, über „Selbstkritik der modernen Kultur von Rousseau bis Spengler“ und „Den Sinn der Geschichte“, Studienrat Rath über „Panuropa“, Dr. Paul Rohrbach, München, über „Das Deutschtum in der Welt“. Während diese Woche noch nicht unter einem einheitlichen Thema stand, sind die folgenden einem Leitgedanken untergeordnet worden. So berichtet die zweite Hochschulwoche in Bielitz über „Deutsches Wesen“, und zwar schildert Prof. Dr. Freyer, Leipzig, die „Deutsche Weltanschauung“, Prof. Dr. Müller-Blattau, Königsberg, „Das Deutsche in der Musik“, Geheimrat Dr. Janßen, Breslau, „Das Deutsche in der Literatur“, Prof. Dr. Bruhns, Leipzig, „Das Deutsche in der Kunst“. Die 3. Veranstaltung in Kattowitz umriß ein Bild der „Deutschen Kultur der Gegenwart“. Es stellt Geheimrat Dr. Kühnemann, Breslau, den „Deutschen Lebens- und Bildungsgedanken“ heraus, Prof. Dr. K. Zisché, Breslau, erörtert die Beziehungen zwischen „Katholischer Weltanschauung und deutscher Kultur“, Prof. Dr. Merker, Breslau, umriß die „Deutsche Literatur der Gegenwart“, Prof. Dr. Hamann, Marburg, die „Deutsche Kunst der Gegenwart“, Prof. Dr. H. J. Moser, Berlin, die „Deutsche Musik der Gegenwart“, Dr. D. Tacke, Göttingen, die „Deutsche Pädagogik der Gegenwart“. Innerhalb der 4. Deutschen Hochschulwoche in Bielitz sprach Prof. Dr. Strzygowski, Wien, über „Deutsche Kunst der Gegenwart“,

Prof. Dr. Müller-Blattau, Königsberg, über „Deutsche Musik der Gegenwart“, Privatdozent Dr. Koch, Wien, über „N. M. Rilke, E. G. Kolbenheyer und die deutsche Literatur der Gegenwart“, Prof. Dr. Müller-Freienfels, Berlin, über „Die deutsche Pädagogik der Gegenwart“. Die 5. Woche fand in Bielitz statt und hatte das Thema „Die Lage der Gegenwart“, worin Prof. Dr. Eibl, Wien, die „Geistige Lage in Europa“, Prof. Dr. Müller-Freienfels die „Gesellschaftliche, sittliche und religiöse Lage der Gegenwart“, Prof. Dr. Ullrich, Halle, die „Künstlerische Lage der Gegenwart“, Prof. Dr. Günther, Innsbruck, die „Deutsche politische Lage in ihren europäischen und Weltzusammenhängen“ darstellte. Die 6. Deutsche Hochschulwoche, die heuer in Rattowitz stattfand, stand unter dem Leitgedanken „Europäische Schicksalsfragen“. Prof. Dr. Müller-Freienfels legte durch seine Vortragsreihe „Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur in seiner Bedeutung für Europa“ die Grundlagen, auf denen dann Privatdozent Dr. Bergsträsser, Heidelberg, seine Vortragsreihe „Fragen des Westens“ aufbauen konnte, die sich in die Abschnitte „England und Europa“, „Deutscher und französischer Geist“ und „Das Problem der Demokratie“ gliederte. Prof. Dr. Mehlig, Freiburg, erörterte „Das Problem des Faschismus“, Prof. Dr. H. v. Eckart, Heidelberg, „Das Problem des Bolschewismus“, Prof. Dr. M. Spahn, Köln, „Paneuropagedanken und die europäische Minderheitenfrage“. Für die nächsten Hochschulwochen sind die Themen „Der Mensch und die Wirtschaft“, „Nation und Staat“, „Deutsche und Polen“ zur Behandlung vorgesehen. Es springt ins Auge, daß nur lebenswichtige, alle berührende Fragen herausgegriffen werden. Von wissenschaftlichen

Einzelvorträgen sind zu erwähnen im April vorigen Jahres ein Vortrag von Dr. Rudolf Roessler „Theater und Volk“, der der Erörterung der inneren Ursachen der Theaterkrise diente, ein Vortrag des Jesuitenpaters Przywara, eines gebürtigen Rattowizers, der „Die geistige Lage der Gegenwart“ vom katholischen Standpunkt aus überblickte, und ein Vortrag des Grafen Hermann Keyserling, der im Frühjahr 1931 stattfinden wird. Da unsere Bildungspflege auf intensive Durchdringung eingestellt ist, wird auf Einzelvorträge weniger Wert gelegt. Jeder kleinere auslandsdeutsche Volkskörper ist in Gefahr, hinter der geistigen Leistung des Mutterlandes zurückzustehen und dadurch im Lebenskampf geschwächt zu werden, die geistigen Menschen sehen sich aus Mangel einer Existenzgrundlage gezwungen ins Reich abzuwandern — wenn man die Anzahl der Gelehrten und Künstler feststellt, die aus unserm polnisch-schlesischen Gebiet stammen, dann staunt man über die hohe Zahl —, so stirbt zuerst wissenschaftliche und künstlerische Betätigung ab. Dem muß durch stete Anregung abgeholfen werden.

Als eine der vornehmsten Aufgaben ist die Pflege der deutschen Dichtung anzusehen. Lebt doch in ihr das deutsche Gemüt, die deutsche Seele und findet in deutscher Sprache Formung und Ausdruck. Das lebendige Wort aus dem Munde des Dichters tut dem Auslandsdeutschtum doppelt not. Deshalb führt der Deutsche Kulturbund laufend Dichterabende durch. Als erster erzählte aus seinem Leben und las aus seinen Werken Heinrich Lersch, ihm folgte Hermann Stehr, Walter von Molo, Claus Mann, Wilhelm von Scholz, Felix Zimmermanns. Für die nächste Zeit sind verpflichtet Leo Weismantel, Theodor Däubler, E. G. Kolbenheyer, Wilhelm Schäfer, Rudolf G. Binding. An zwei

Abenden trug Rudolf Fickel, dessen Dramen in Magdeburg, Gera und in Oberschlesien mit Erfolg aufgeführt wurden, aus eigenen Werken vor. Ein tiefes, inneres Erlebnis brachte ein „Hansun-Lagerlöf-Abend“ von Frau Herrstadt-Sttingen, die sich als ausdrucks-gewaltige Rezitatoren erwies.

Um dem gefunden Spannungsbedürfnis und dem Erlebnisdrang des ober-schlesischen Menschen nachzukommen, wurde eine Reihe erlebnishafter Vorträge durchgeführt. Es sprach im Januar Max Geisenheyer über seine „Weltfahrt mit dem Zeppelin“, im April Behounek über die Nobilleexpedition, im Mai, kurz vor seinem tragischen Tode, Max Valier über „Flug und Fahrt mit Raketenkraft“. Im November dieses Jahres spricht Hermann Köhl über seinen Dzeanflug, im Januar 1931 Fildner über seine Tibetexpedition. Die Vorträge finden immer in mehreren Städten statt und sind von vielen hundert Menschen besucht.

Größter Wert wird gelegt auf Schulungskurse, die Anregungen für die Vertiefung der Vereinsarbeit geben und an denen junge Menschen aus allen Lagern und aus vielen Orten Oberschlesiens teilnehmen. Es wurden bisher immer in achttägiger Dauer durchgeführt sechs Singwochen im Sinne der Jugendmusikbewegung, bei denen Dr. Geisfert, Pfannenstiel, Fickel als Leiter wirkten. Für das Frühjahr 1931 ist Prof. Dr. Föde verpflichtet. Eine lebendige Singbewegung ist entstanden, die von Schlesien sich über ganz Polen ausgebreitet hat. Das dem Deutschen Kulturbund angeschlossene Musikamt beliefert diese Bewegung mit dem Notenmaterial. Zwei Laienspielkurse sorgten unter der Leitung von Dr. Gentges vom Bühnenvolksbund und Rudolf Mirbt für die Schulung von Spielern und die Hebung des Niveaus der sehr zahlreichen und für

das deutsche Leben wichtigen Vereinsbühnen. Die Geschäftsstelle sorgt durch ihre Laienspielbücherei und -beratungsstelle, die hauptamtlich besetzt ist, für die Fortführung der Arbeit. Die Ausleihe wertvollen Spielgutes umfaßt jährlich Hunderte von Bänden.

Zwei Volkstanzkurse, der zweite wurde von Dr. Oswald Gladerer geleitet, waren von insgesamt 280 jungen Menschen besucht. In der vom Verfasser dieser Arbeit herausgegebenen Reihe „Ostschlesische Heimathefte“ erschien als Heft 2 das erste Ostschlesische Volkstanzheft, das vergriffen ist, noch in diesem Jahr erscheint ein zweites Ostschlesisches Volkstanzheft. Des weiteren wurde durchgeführt ein Körperschulungskurs; diese Körperkulturarbeit wird durch einen hauptamtlich angestellten Wanderturnlehrer weitergeführt, ein Sprechchorkurs unter Leitung von Dr. Leyhausen, Berlin, dem im Januar 1931 ein von Dr. Gentges geleiteter zweiter Lehrgang folgt, im November dieses Jahres eine Abend-spielwoche unter Leitung von Robert Tremml, Linz. Ein Puppenspielkurs unter Leitung von Werner Perrey, Kiel, baute eine große Puppenbühne mit Kulissen, die dem Weiterspielen dient.

Im Oktober dieses Jahres versuchte eine 1. Deutsche heimatkundliche Tagung den ober-schlesischen Industriemenschen zur Verwurzelung im Heimatlichen anzuregen.

Dadurch, daß es möglich war zwei Jugendheime zu erbauen, werden sich in Zukunft Schulungswochen auf der Grundlage der Lebensgemeinschaft in der Art der Heimvolkshochschule ermöglichen lassen. Die Einweihung des Jugendheims in der deutschen Kolonie Anhalt wurde durch einen 1. Deutschen Jugendtag begangen, der über 500 jugendliche aller Konfessionen und Lager zusammenführte. Diese Jugendtage wer-

den zu ständigen, jährlichen Einrichtungen ausgebaut, aus denen Deutsche Volkstage erwachsen sollen.

Zur Befruchtung der Vereinsarbeit unterhält die Geschäftsstelle eine Lichtbildstelle, die bereits 500 Filme, 80 Glasbildreihen und sechs Projektionsapparate besitzt und jährlich über ein halbes Tausend Reihen, die Apparate über 200 Mal ausleiht. Außerdem werden von der hauptamtlichen Kraft selbst jährlich gegen 50 Märchenabende und heimatkundliche Vorträge durchgeführt. Die Geschäftsstelle dient auch der Vortragsvermittlung.

Bereits im dritten Jahrgang erscheint der Bildabreißkalender „Ost-Oberschlesische Heimat“. In der Reihe der vom Verfasser dieses Aufsatzes herausgegebenen „Ostdeutschen Heimatbücher“ erschienen bisher drei Bände. (Band 1: Kuhn, W.: Aus dem ostschlesischen Zunftleben. Eine zusammenfassende Zunftgeschichte von Bielsk-Biala. Band 2: Prof. Dr. Strzygowski: Die Holzkirchen in der Umgebung von Bielsk-Biala. Band 3: Karasik-Strzygowski: Sagen der Beskiden Deutschen). Als Band 4 erscheint im Frühjahr 1931 ein „Handbuch des Deutschtums in der Wojwodenschaft Schlesien“, als Band 5, im Herbst: „Sagen der Vorkarpathendeutschen“. Noch in diesem Jahre werden „Beiträge zur obererschlesischen Geschichte“ mit einem Werk über Christian Ruberg, den Begründer der obererschlesischen Zinkindustrie zu erscheinen beginnen. Die Monatszeitschrift „Schaffen und Schauen“ bringt in Wort und Bild Anregung für Vereins- und Büchereileiter. Eine Beilage „Der Bücherfreund“ dient durch Besprechung aller wertvollen Neuerscheinungen besonders Büchereileitern, ein Lieberblatt den Singkreisen.

Alles geistige Leben des Auslandsdeutschtums steht mit dem Mutterland in

einem Kulturzyklus. Das Buch als Zeuge geistiger Kräfte vermittelt deutsche Kultur und befruchtet so das auslandsdeutsche Leben vom geistigen Quellboden der Nation aus. Das Auslandsdeutschtum selbst ist in seinen entscheidenden geistigen Impulsen auf diese Befruchtung angewiesen. Daraus ergibt sich die ganze Bedeutung des Büchereiwesens.

Der Verband deutscher Volksbüchereien in Polen mit dem Sitz in Rattowitz betreut Oberschlesien, Ostschlesien, Galizien. Um die Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe zu begreifen, ist es notwendig, einen Blick auf die Bedingungen seiner Arbeit zu werfen. Es ist selbstverständlich, daß aus der Anzahl von Büchern eine den Lebensnotwendigkeiten und dem Bildungsziel entsprechende Auswahl getroffen wird. Das Bildungsziel ist für uns Deutsche in Polen klar. Wir müssen danach streben, unsern Wirtsvolke den edlen, deutschen Menschen vorzuleben, unbeeinflusst von deutscher Staatlichkeit, dadurch aber wieder die Achtung vor deutschem Wesen wachrufen und das Tor der Verständigung offenhalten. Dieser Aufgabe kann das deutsche Büchereiwesen im Rahmen des gesamten freien Bildungswesens dienen. Beim Einzelmenschen gilt es die Krisenzustände, besonders im Nationalen zu erkennen und da zur rechten Zeit und durch das rechte Buch zu helfen. Die Ansatzpunkte für eine derartige Tätigkeit sind recht mannigfaltig, da der Verband deutscher Volksbüchereien ein sowohl ständisch, als auch völklich stark differenziertes Gebiet umfaßt. Es kommen aber als Auswahlgesichtspunkte für Bücher noch andere Tatsachen in Frage. Erstens ist zu bedenken, daß der Verband Auslandsdeutschtum betreut und deshalb viele Bücher, die literarisch wertvoll sein mögen und die im Reich durchaus brauchbar sind, wegen ihrer letzten Endes gemeinschaftsauflösenden

den Wirkung nicht verwenden darf. Es sind darunter viele der modernen Problemromane (Eheproblem, freie Liebe, religiöse Probleme usw.). Selbstverständlich gibt es unter den Problemromanen auch viele wertvollen Werke, die gemeinschaftsstärkend wirken. Andererseits werden Werke, welche die nationalen Probleme behandeln, gediegene Heimatromane (Grimm: Volk ohne Raum, Waslik, Renker) uns besondere Dienste leisten können, wobei allerdings gerade an sie die Forderung literarischer Hochwertigkeit gestellt werden muß. Eine zweite Schwierigkeit offenbart sich darin, daß der Verband ehemals reichsdeutsches und ehemals österreichisches Gebiet betreut. Auch heute noch nach sechsjährigem Zusammenleben hebt sich die österreichische Mentalität deutlich von der preussischen ab. Selbstverständlich geht das Streben unserer Bildungseinrichtungen dahin, das Schicksal der gemeinsamen Not zur Annäherung der beiden Menschenschläge, die als Schlesier doch viel Gemeinsames haben, auszunutzen. Um aber überhaupt wirksam werden zu können, muß dieser Mentalität Rechnung getragen werden. Es kommen für Ostschlesien und Galizien in erster Reihe österreichisch-deutsche Dichter in Frage, die auch die völkischen Probleme an sich treffsicherer behandeln. (Waslik, Stöckl, Hohlbaum, um einige neuere zu nennen.)

Besonders müssen auch die ständisch-strukturellen Besonderungen der einzelnen Gebietsteile beachtet werden, da in ihnen leserpsychologisch die ersten groben Anknüpfungsmöglichkeiten zu finden sind. Polnisch-Oberschlesien besitzt z. B. so gut wie keinen deutschen bäuerlichen Stand. Die gemischtsprachigen Dörfer, die vorhanden sind, stehen in der Aufnahmefähigkeit auf der Märchenstufe, schon wegen der Zweisprachigkeit. Die breite Masse der deutschen Arbeiterschaft wird

durch die dem Verband deutscher Volksbüchereien angeschlossenen und durch ihn aufgebauten Volksbüchereien des Bundes für Arbeiterbildung, der christlichen Gewerkschaften, der Gruben- und Werksbüchereien und endlich durch die öffentlichen Büchereien erfaßt.

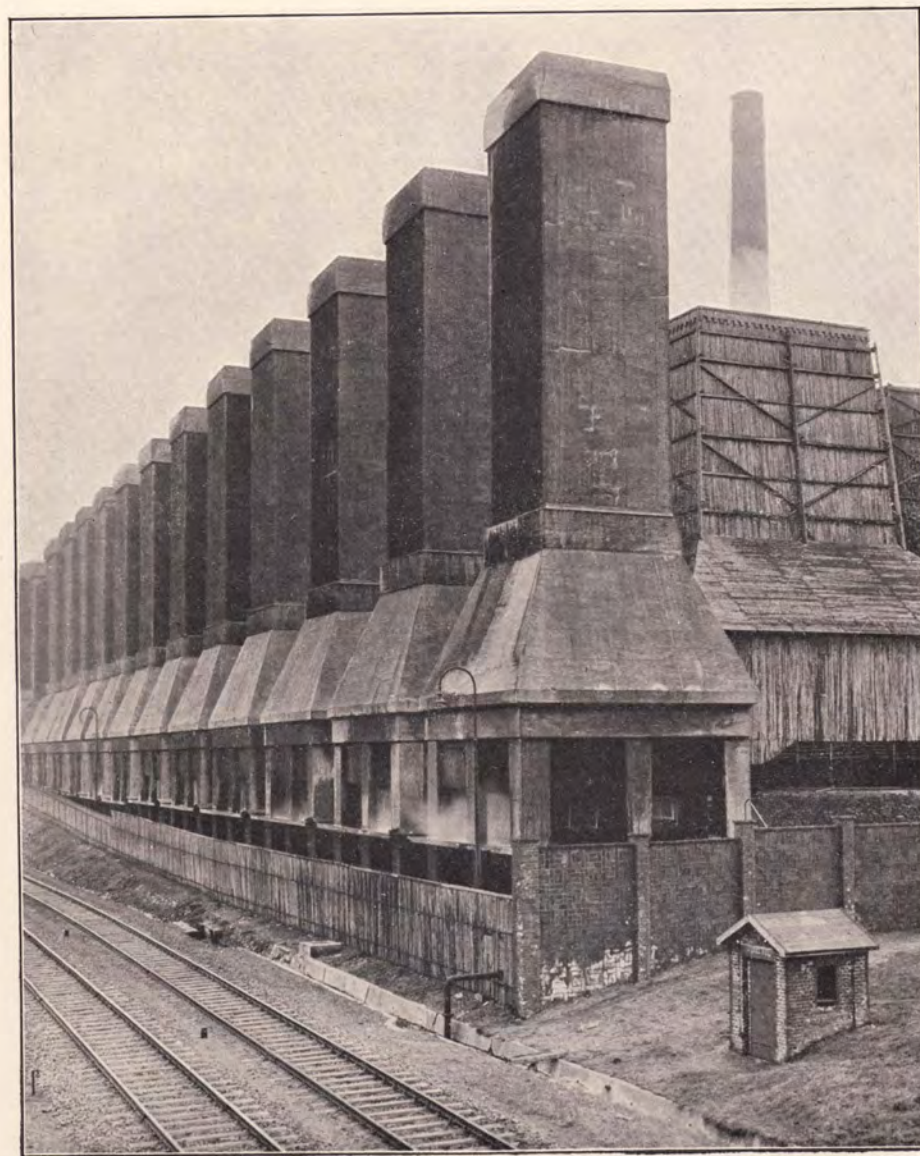
Der obererschlesische Arbeiter vereinigt in seiner Seele polare Eigenschaften. Auf der einen Seite kann er bis zum Exzeß brutal sein und gibt sich robust, andererseits ist ein Umschlagen ins Sentimentale oft zu bemerken. Diese Momente erklären, neben einer regen Phantasie, seine besondere Vorliebe für Karl May. Der Mittelstand steht fast durchwegs auf der vor-künstlerischen Stufe. Der stoffliche Anreiz gibt den Hauptauschlag für das Lesen oder Ablehnen eines Buches. Im ganzen kann gesagt werden, daß der Lesehunger sehr groß ist, daß aber dieses Bedürfnis verwildert ist und wenig gepflegt wurde. Erklärlich ist diese Sachlage aus dem Umstand, daß man schon früher, als das Gebiet noch reichsdeutsch war, es immer als kulturlosen Winkel betrachtet hat, für den die Brocken vom Tische des kulturell hochstehenden Binnen-deutschen gerade gut genug waren. Auch heute noch scheint diese Meinung zu bestehen, was aus Schenkungen hervorgeht, die zum Teil wirklich nur Minderwertiges und Unbrauchbares beinhalten. Mit dieser Verwilderung hat der Verband beim Bestandsaufbau und in der Ausleihe zu kämpfen, da es hier doch nicht angeht, durch Vor-dem-Kopfstoßen den größten Teil der Leser abzustößen. Es liegt also infolge der Zweisprachigkeit, der mangelnden Mittel und Hilfskräfte eine doppelt schwere Aufgabe vor. Immerhin ist dadurch, daß der Verband die Belieferung der Büchereien vollkommen in der Hand hat und dadurch, daß er durch Schulung immer wieder das hauptamtliche Personal, aber auch die ehren-

amtlichen Kräfte, auf die pädagogische Verantwortung hinweist und die nötigen Hilfsmittel (Kataloge, Vorlesestunden auf Gemeinschaftsgruppen aufgebaut, buch- und leserkundliche Erörterungen) an die Hand zu geben versucht, doch schon ein Vorwärtstommen zu bemerken.

Der Verband umfaßt in seinen Büchereien alle Weltanschauungs- und Parteigruppen. Evangelische und katholische, Gemeinde und Vereinsbüchereien betreut er ebenso gut wie sozialistische und nationale. Hier spiegelt sich die Eigenart der Lage des Auslandsdeutschtums, die zur Gemeinschaft zwingt. Das hochtrabende Wort Volksbildung, welches jetzt im Reich als Arbeitsziel gesetzt wird und eine neue Richtung kennzeichnet, münzen wir für uns bescheiden in den Willen zur Behauptung und Vertiefung unserer Kulturgemeinschaft um, obwohl wir im Tatsächlichen mehr Volksgemeinschaft sind und glauben, daß Volk durch Schicksal und die daraus fließenden Mächte der Bildung (Märtyrertum, Not um des Volkstums willen, Abkehr vom Materialismus) stärker als Willensmächte bewußter Erziehung wirken. Es ist selbstverständlich, daß einer zentralen Zusammenfassung des Büchereiwesens im Ausland kulturpolitisch viel größere Aufgaben gesetzt sind, als im staatlich wohlbehüteten Mutterland. So versucht der Verband durch den Leihverkehr mit den deutschen wissenschaftlichen Büchereien dem Mangel einer deutschen Universitätsbibliothek abzuweichen, gleichzeitig aber in seiner Bücherei für Kunst und Wissenschaft (13.000 wissenschaftliche Bände) langsam eine den Bedürfnissen der Lage angepaßte Studienbücherei zu schaffen. Schon heute hat diese für die Studenten an polnischen Hochschulen, sowie für Professoren und Lehrer große Bedeutung. Durch besondere Lesezirkel wird versucht, das gesprochene Wort zu vertiefen. So

wird den kaufmännischen Abendkursen kaufmännische Literatur zur Verfügung gestellt. Zur Vorbereitung der Reichslehrratung mit dem Thema „Heimatkunde“ wurde den Arbeitsgemeinschaften das nötige Buchmaterial nachgewiesen und zur Verfügung gestellt.

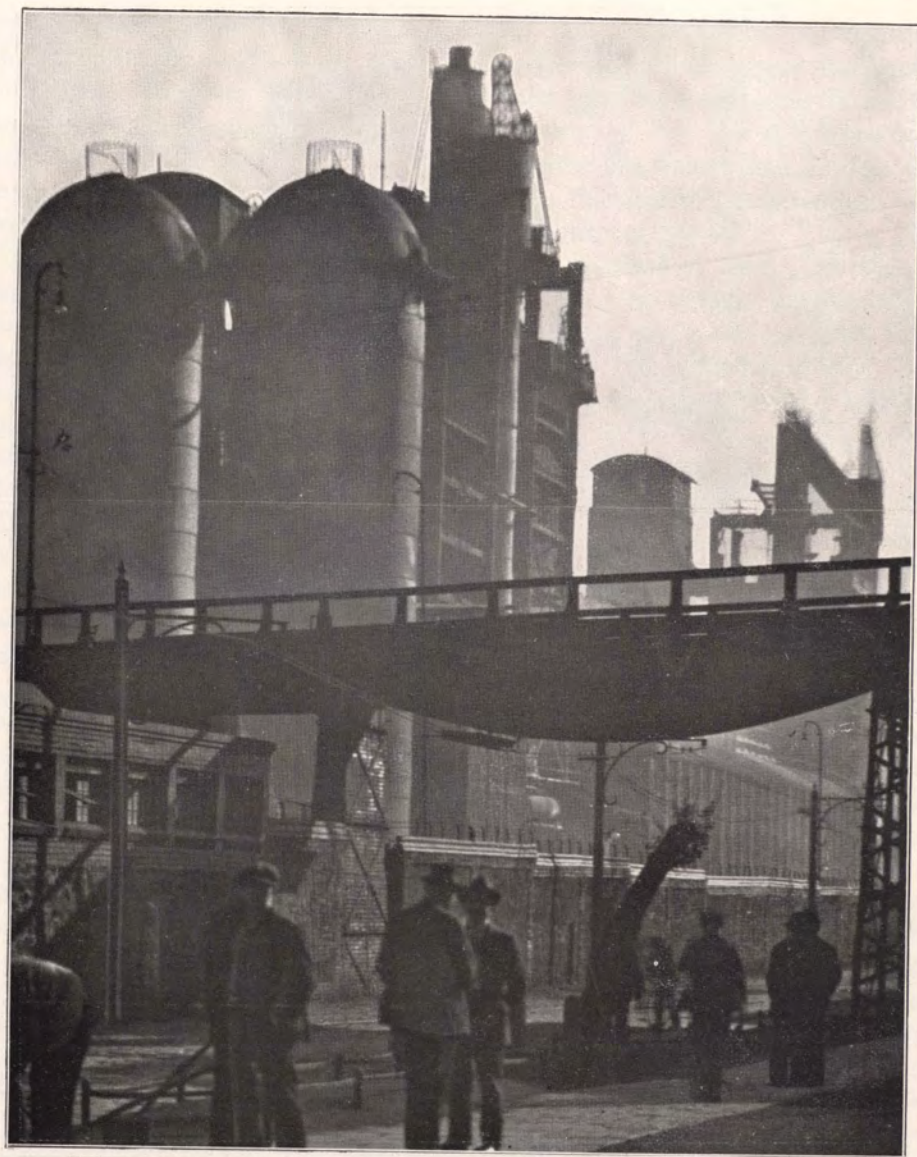
Der Verband deutscher Volksbüchereien in Polen umfaßt insgesamt 298 Büchereieinheiten. Davon sind 26 Lesezirkel, die andern Standbüchereien. Der Gesamtbücherbestand beträgt 120.000 Bände, die jährliche Ausleihe über 250.000 Bände. Diese Zahlen werden neben andern durch eine jährlich durchgeführte statistische Erhebung festgestellt. Der Größenordnung nach befindet sich darunter eine Bücherei von über 10.000 Bänden. Es ist dies die schon oben genannte Bücherei für Kunst und Wissenschaft, die als Studien- und Versandbücherei für ganz Polen arbeitet und deren Bestand durch fünf umfangreiche gedruckte Fachkataloge erschlossen ist. Vier Büchereien haben über 5000 Bände, sechs über 3000 Bände, zwölf über 1000 Bände und elf gegen 1000 Bände Bestand. Der Rest bewegt sich in der Größenordnung zwischen 200 und 800 Bänden. Die größeren Büchereien sind im Besitz gedruckter, systematisch gegliederter, besprechender Kataloge. Der Bestandsaufbau der Büchereien erfolgt zentral vom Verband aus, da die Büchereien nur hier einkaufen. Im Lager befinden sich stets 4000—5000 Bände in eigenem Büchereieinband, die auf Grund des gedruckten Auswahlkatalogs „Die deutsche Bücherei in Polen“, der nach den Bedürfnissen unserer Lage gegliedert 1000 Bände in besprechender Form vereinigt, ausgewählt werden. Ferner werden jährlich zirka 400 Bände Neuerscheinungen durch die hauptamtlichen Beamten gelesen und besprochen. Auf Grund dieser Besprechungen werden dann Mehr-



Bohdol

Kühltürme der Elektrizitätszentrale Chorzów

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“



Boidol

Hauptstraße in Friedenshütte

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“



Eberhardt

Trachten aus der Bielitz-Bialaer Sprachinsel

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“





Woidol

Rosberger Mädchen in der Festtracht bei der Prozession in Pietar

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“

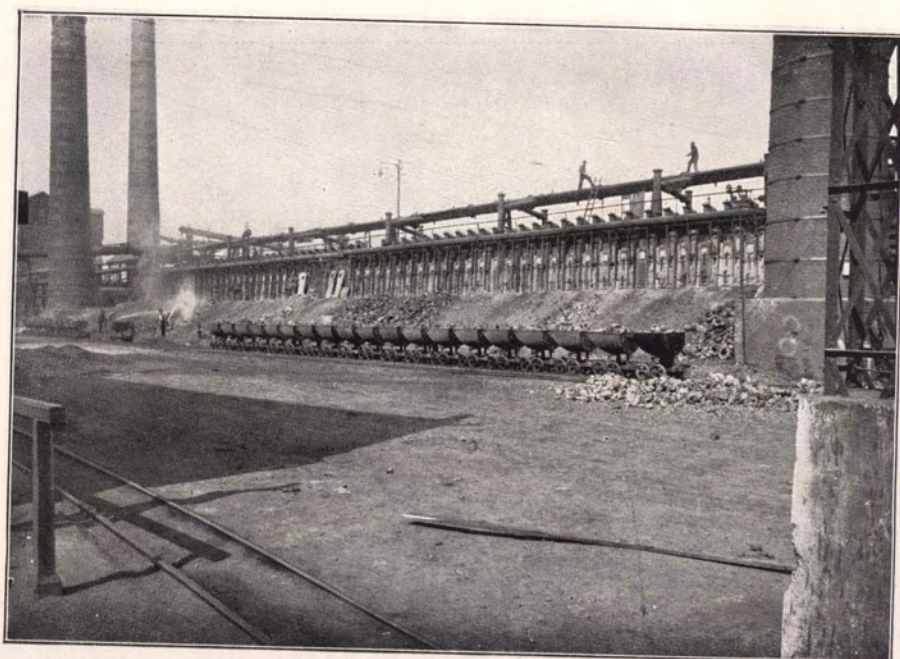


Woidol

Holz Kirche, Pleß

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“





Kocherei der Königshütte



Ruhn

Deutsche Festtracht aus Wilmesau

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“



Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“





Woidol

Holz Kirche, Woißschütz, Krs. Lublinitz

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“



Woidol

Bäuerinnen in Fester tracht in Piekar

Zum Beitrag Viktor Kauder: „Deutsche Kulturarbeit in Polnisch-Schlesien“

exemplare angeschafft. Es gelangen in die Büchereien also nur gelesene und beurteilte Bücher zur Einstellung. Die Besprechungen werden im „Bücherfreund“, der Bücherbeilage der Zeitschrift „Schaffen und Schauen“, veröffentlicht und von dort auf die Buchkarten der Büchereien übernommen. Es ist durch diesen Vorgang eine weitgehende Buchkunde auch in den ehrenamtlich geleiteten kleinen Büchereien erreicht worden. Andererseits fanden bis jetzt sechs Büchereitage statt, die der eindringlichen Schulung der nebenamtlichen Büchereileiter dienten. Die Themen waren „Geschichte des deutschen Büchereiwesens“, „Das Buch, seine Herstellung, Geschichte und Pflege“, „Bestandsaufbau, Ausleihe, Buchpflege“, „Das deutsche Büchereiwesen und seine Bedeutung für den geistigen Aufbau des deutschen Volkes“, „Literatur und Lebensgestaltung“. Der sechste Büchereitag behandelt in dreitägiger Dauer das Thema „Volksbildung als Grenzlandaufgabe“. Um den großen Umfang der Büchereitätigkeit zu zeigen, seien im folgenden einige Zahlen genannt. Der Verband deutscher Volksbüchereien lieferte in den acht Jahren seines Bestehens an seine Büchereien 65.524 neue Bücher, 283.860 Karteimaterialeinheiten, 16.081 Bucheinbände. Zu diesen Zahlen ist zu bemerken, daß sie in den letzten Jahren wesentlich gestiegen sind. Es konnten alle Büchereien durchaus normal ausgebaut werden. Durch Einstellung eines Reisebibliothekars wurde ein reger Besuch der Büchereien ermöglicht.

Polnisch-Oberschlesien wird durch das deutsch-oberschlesische Landestheater bespielt, und zwar werden in Kattowitz neun Vorstellungen im Monat, in Königs- hütte fünf durch die Deutsche Theater- gemeinde durchgeführt, wozu dann noch

eigene Veranstaltungen der Theater- gemeinde kommen (Konzerte, Gastspiele, Tanzabende). Oper, Operette und Schauspiel sind gut vertreten, die Ensembles stehen weit über dem Durchschnitt sonstiger Provinztheater. Der Besuch ist so gut, daß meistens ausverkaufte Häuser zu verzeichnen sind. Das Deutsche Theater hat große Bedeutung, da es gewissermaßen eine Kanzel ist, von der den Massen deutsch gepredigt wird. Bielitz hat ein eigenes Schauspielensemble, das fünfmal in der Woche spielt. Die Schauspieler sind meist Österreicher. Die Operette mußte vor drei Jahren als untragbar aufgegeben werden. Das Theater erhält sich durch guten Besuch selbst. Teschen wird vom Bielißer Schauspiel und der Troppauer Oper bespielt.

Das musikalische Leben ist in Polnisch-Schlesien äußerst rege. An der Spitze hochwertiger musikalischer Darbietungen steht der Meistersche Gesangsverein, der durch große a capella Konzerte, aber auch durch Aufführungen von Werken von Brahms, Beethoven, Pfitzner und auch modernen Meistern wie Honegger, Kodaly und andern mehr seine musikalische Tradition hoch hält. Der Ostschlesische Sängerbund faßt die Männergesangsvereine zusammen und veranstaltet jährlich ein großes Sängersfest, das ein Volksfest ist. In Bielitz und Teschen wirken alte, gefestigte Gesangsvereine, aber auch viele kleine Orte zeigen ein reges Sangesleben. Die in Bielitz bestehende Gesellschaft der Musikfreunde führt mit Hilfe des Philharmonischen Orchesters und von Solisten größte musikalische Werke auf. (Beethovens neunte Symphonie, Alban Bergs „Wozzeck“ u. v. a. mehr.)

Im ganzen kann festgestellt werden, daß das deutsche Leben rege pulst und sich seiner Kulturaufgabe bewußt ist.

Über die Erdgeschichte des gesamtschlesischen Raumes

Die geologische Forschung ist gerade jetzt eifrig tätig, den Bau eines mächtigen und breiten, uralten Gebirges zu entschleiern, welches nördlich der Alpen durch Deutschland verläuft und unsere Kohlen- und Erzlager birgt. Dieses heute bis auf den Sockel abgetragene und nachträglich stark veränderte Gebirge nennt man die „Varistischen Alpen“, seinen östlichen Teil, von der Lausitzer Granitmasse bis Westgalizien und in die Beskiden, hat man von altersher Sudeten genannt, und dieser letztere geologische Begriff deckt sich mit dem des gesamtschlesischen Raumes.

Die Entstehung der Sudeten im Erdaltertum.

Zum Verständnis des folgenden sei mir gestattet, etwas weiter auszuholen. Es ist allgemein bekannt, daß sich in der geologischen Vorzeit die Lage von Festland und Meer unzähligmal verschob. Von den Festländern schürfte das fließende Wasser zu allen Zeiten Gesteinsmaterial ab, zertrieb es und trug es in die Tieflandsenken und Meere, und besonders am Boden letzterer bildeten sich aus Sand, Schlamm, Kalk usw. geschichtete Ablagerungen. Von den jeweils lebenden Tieren und Pflanzen wurden viele, wie heute auch, in diesen Schichten begraben, und wenn die Ablagerungen dann wie Zement erhärteten, blieben die Hartteile der Lebewesen im Gestein erhalten, bzw. es blieben die Lebewesen als Abformungen in dem erhärteten Gestein sichtbar. An Hand der Tatsache, daß sich die Tier- und Pflanzenwelt im Laufe der Zeiten veränderte

und daß daher verschieden alte Schichten verschiedene Versteinerungen enthalten, konnte die Forschung die bekannte Zeiteinteilung in Erd-Alttertum, Mittelalter und Neuzeit treffen, ferner in jedem Zeitalter noch eine Reihe von Zeiträumen (Formationen) unterscheiden und jede Formation noch in Unterabteilungen einteilen.

Das Erdaltertum, in welchem die Sudeten entstanden, ist jene ungeheuer lange Zeit, in welcher es anfangs noch keine Wirbeltiere und Landpflanzen gab, die Tierwelt als höchstentwickelte Wesen nur Weich- und Gliedertiere aufwies (Kambrium), später Fische auftraten (Silur und Devon) und schließlich die ersten Lurch- und reptilartigen vierfüßigen Landtiere sich auf den Festländern tummeln (Karbon und Perm). Die Pflanzenwelt eroberte bis dahin ebenfalls die Festländer, sie war sogar im Karbon schon so mächtig entwickelt, daß wir heute die verkohlten Reste karbonischer Wälder als Steinkohle in so großem Maß abbauen können.

Die Schichtgesteine, die von diesen Zeiten Zeugnis ablegen, lagen natürlich ursprünglich wagrecht oder fast wagrecht. Wir finden sie aber in den Sudeten, wie in jedem Gebirge, im Gegensatz zu vielen jüngeren Ablagerungen heute aufgerichtet, gefaltet und gestört. Schon im Erdaltertum wurden sie gefaltet. Von Zeit zu Zeit folgen nämlich auf der Erde auf Zeiten ruhiger, langsamer Abtragung und Ablagerung kürzere Revolutionszeiten, Zeiten lebhafter Bewegung und Veränderung, sogenannte Faltungsphasen. Diese Faltungen der Gesteine, deren letzte Ursache noch nicht festgestellt ist,

beruhen nicht auf einer allgemeinen Schrumpfung des Erdballs, wie man früher glaubte (Vergleich mit dem austrocknenden Apfel, dessen Haut dann in Runzeln gelegt wird), sondern es handelt sich eher um ein Gleiten und Drängen gewisser steifer, granitdurchtränkter Festlandsschollen gegen benachbarte Senken mit frischen, nachgiebigeren Schichtpaketen, welche letztere dann zusammengeschoben und gefaltet werden, ja manchmal so sehr, daß die Falten emporgedrückt werden und den Rand der drängenden Scholle überwallen (Vergleiche unten das Beispiel der Beskiden).

Wiederholte Faltungen finden naturgemäß ein immer spröderes Material vor, es kommt dann zu einem Zerbrechen und Zerreißen des Faltungsgebietes, in die klaffenden Risse dringt von unten her Magma ein (Magma = schmelzflüssiger Gesteinsbrei aus der Erdtiefe), welches zu Granitmassen erstarrt. So wird schließlich ein Faltungsgebiet jenen obengenannten steifen Festlandsschollen immer ähnlicher und diesen Schollen sozusagen „angeschweißt“. Wir wollen festhalten, daß tatsächlich, schematisch betrachtet, in der Vorzeit zunächst Nord- und Nordosteuroopa, das sogenannte Ureuropa, so gebildet wurde, im Erdaltertum wurde dann südwärts der Varistische Bogen mit den Sudeten „angeschweißt“ und später, im Erdmittelalter und in der Erdneuzeit die Alpen- und Karpathengebiete angegliedert. Europa wuchs also im allgemeinen von Norden her, das Mittelmeer wurde immer mehr eingeengt.

Somit hätten wir uns die Elemente einer Gebirgsentstehung vor Augen geführt und betrachten die Sudeten selbst. Als drängende Schollen im obigen Sinne kommen zwei in

Betracht. Erstens im Norden und Nordosten der Rand Ureuropas, zweitens die das mittlere und südliche Böhmen einnehmende und südwärts noch über die Donau reichende Böhmisches Masse. Zwischen diesen beiden Massen lag also die Wiege der Sudeten, bogenförmig nordwest-südost verlaufende Senken mit Ablagerungen, welche wiederholt gefaltet wurden. Faltungsphasen trafen am Ende des Kambriums und des Silurs, in der Mitte und am Ende des Devons, am Ende des Unterkarbons und im Oberkarbon ein, so daß erst die Permischen Schichten bis heute nahezu ungestört liegen blieben. Am Ende des Oberkarbons stand in unserm ganzen Raum ein zunächst fertiges, mächtiges Gebirge da. An seinem Außenrande im Nordosten breiteten sich Permschichten aus (vergl. die Skizze). Permschichten bezeichnen auch den Innenrand des Gebirges. Alle andern Schichten der alten Sudeten sind gefaltet, je älter sie sind, desto mehr, weil sie ja immer mehr Faltungsphasen durchmachen mußten.

Die Permschichten des Innenrandes liegen in einer schmalen, grabenartigen Senke im Süden, der Boskower Furche, dann, nordwestlich umbiegend und weit ausgebreitet, bis in die Gegend von Hohenelbe und darüber hinaus. Ja, sie bedeckten auch weite Gebiete im Innern des damals teilweise schon wieder abgetragenen Gebirges (vergl. die Skizze), insbesondere jene eigentümliche Beckenlandschaft bei Waldenburg und Braunan, die inner-sudetische Mulde, welche ein besonders interessantes Gebiet darstellt.

Die Schichten der nächstälteren Formation, des Oberkarbons, wurden ja von den letzten gebirgsbildenden Phasen ergriffen und sind in Falten gelegt. Sie sind in zwei muldenförmigen, kohlenführenden Becken erhalten, und zwar in

der inner-sudetischen Mulde (Waldburg-Schafslarer Revier) und in dem riesigen oberschlesischen Becken, welches eine gegen Süden offene und immer breiter werdende, weit unter die Beskiden reichende Mulde darstellt.

Die Schichten des Unterkarbons, die also noch älter sind, sind stärker gefaltet, ihre Faltenzüge lassen sich besonders in den Ostsudeten weithin verfolgen.

Die devonischen Schichten sind noch stärker gefaltet und teilweise so druckverändert, daß ihre Kalke zu Marmor, ihre Tonstiefer zu seidenglänzenden Phylliten umgewandelt wurden.

Noch ältere Schichten, also vor allem kambrische und silurische, sind ebenfalls am Aufbau der alten Sudeten beteiligt, aber schon derart stark von den Faltungen mitgenommen, daß man nur selten ihr Vorhandensein durch Fossilien feststellen konnte. Durch den Faltungsdruck kann nämlich z. B. aus einem Tonstiefer ein Glimmerschiefer, aus einem groben Sandstein ein Gneis werden. Dabei werden die Fossilien natürlich unkenntlich gemacht.

Mit den wiederholten Faltungen während des Erdalters hängt es zusammen, daß die genannten Formationen in den Sudeten nur teilweise vorhanden sind, daß viele von anderwärts bekannte Unterabteilungen fehlen.

Die Lage unserer beiden drängenden Schollen, Ureuropas einerseits, der Böhmisches Masse andererseits, brachte es mit sich, daß die Faltenzüge der alten Sudeten im allgemeinen zwar südöstlich verlaufen, in den Ostsudeten aber auseinanderstrahlen, ähnlich, wie wir das an den viel jüngeren Ostalpen auch sehen können. So begleiten die Faltenzüge einerseits den Nordostrand der oberschlesischen Steinkohlenmulde bis Westgalizien und in das polnische Mittel-

gebirge, andererseits aber biegt ein breiter Gebirgsteil gegen Süden und Südwesten um, verläuft durch ganz Westmähren und verschwindet unter den mährischen Karpathen, sein aus Gneisen, Phylliten usw. bestehender Westteil unter den Ostalpen.

Von Granitmassen, die, wie oben geschildert, während der letzten Faltungsphasen in das Gebirge eindringen, gibt es eine ganze Reihe; so die riesige Lausitzer Masse, den Riesengebirgsgranit, das Massiv von Striegau und Zobten, von Strehlen und Friedeberg, dazwischen kleinere bei Ottmachau, bei Nachod, dann wieder größere im Süden bei Brünn und ferner noch einige ähnliche Gesteinsmassen, welche der Übersicht halber in der Skizze nicht angegeben sind.

Als von dem Schutt des fertigen Gebirges die Permaablagerungen gebildet wurden, setzte in den Sudeten eine besonders lebhaft vulkanische Tätigkeit mit großen Lavaergüssen ein.

Die Sudeten im Erdmittelalter und in der Erdneuzeit.

Das uralte, den gesamtschlesischen Raum einnehmende Sudetengebirge, dessen Entstehung wir oben in ihren allgemeinen Zügen verfolgt haben, wurde in den späteren Erdperioden noch so weitgehend verändert, daß die Enträtselung des alten Aufbaues der Gegend nicht geringe Schwierigkeiten bereitete und bereitet. Schon der Umstand, daß der ganze große Gebirgsteil nördlich Oppeln, Breslau und Liegnitz unter später gebildeten Ablagerungen verborgen liegt und nur durch Bohrungen erreicht werden kann, ist eine solche Schwierigkeit. Bereits am Anfang des Erdmittelalters wurde das alte Gebirge vollends

bis auf den Sockel abgetragen. Das jetzt zu betrachtende Zeitalter ist die Blütezeit der Reptilien, die Saurierzeit, mit drei Formationen: Trias, Jura und Kreidezeit. Die Meeresbecken und Senken mit den mächtigsten Ablagerungen lagen jetzt nicht mehr im Sudetenraum, sondern südlicher, dort, wo heute die Alpen und Karpathen liegen. Aber es drangen, wie wir sehen werden, immer wieder leichtere Meeresüberflutungen bis in das Herz der Sudeten vor und verhüllten große Teile derselben mit ihren Ablagerungen, ebenso, wie sie Teile Ureuropas und der Böhmisches Masse bedeckten.

Die Faltungsphasen, welche im Erdmittelalter und in der Erdneuzeit eintraten und die Entstehung des Alpen-Karpathen-Bogens bewirkten, führten in den schon spröden, alten Sudeten hauptsächlich zu einem weiteren Zerstückeln und Zerbrecen des Gebirgssockels. Insbesondere entstanden zahlreiche, nordwest-südost verlaufende Brüche, welche vor allem die West- und Mittelsudeten bis zur Unkenntlichkeit zerstückelten. Große Teile sanken an diesen Brüchen ab und blieben für immer von jüngeren Schichten verdeckt, wie oben bereits erwähnt wurde. Der wichtigste derartige Bruch ist der Sudetenrandbruch, der nördlich Bunzlau und Goldberg über Freiburg, Silberberg, Reichenstein, Jauernig bis Friedeberg verläuft. Der Gebirgsteil nördlich dieses Bruches liegt tiefer und ist fast ganz verhüllt, der südliche Teil wurde zerstückelt, einzelne Schollen wurden, in zum Teil sehr junger Zeit, gehoben und bilden unsere heutigen Gebirgsstöcke, das Jeschken-, Riesen- und Bober-Rasbachgebirge, das Adler-, Habelschwerdter- und Culengebirge, das Glazer- und Altvatergebirge.

Von Bruchlinien wird auch der ganze Innenrand der Sudeten bezeichnet, von Schandau bis Wildenschwerdt und umbiegend in die Boskowißer Furche. Immer wieder, so scheint es, geriet die Böhmisches Masse in Bewegung und erzeugte in den Sudeten derartige Bruchlinien und Bewegungen.

Das Meer der Triaszeit überflutete von Norden und Nordosten her die Sudeten. Dort, wo diese Ablagerungen auf dem oberschlesischen Kohlenbecken liegen (Muschelkalk), enthalten sie wertvolle Zinkerze (Beuthen, Königshütte).

Das Meer der Jurazeit drang weit weniger tief ein und hinterließ hauptsächlich am Nordostrand der Sudeten (Kreuzburg) bis weit nach Polen hinein seine Ablagerungen.

In der älteren Kreidezeit erreichte das Meer sudetischen Boden nur im Südosten, dort wo seine Ablagerungen mit dem Material für die Beskidenberge liefern. Dagegen war die jüngere Kreidezeit eine Zeit großartiger Überflutung. Jüngere Kreideschichten liegen im rechtsödrigen Gebiet und darüber hinaus links der Oder bis Leobschütz und Löwenberg. Ebenso wurde damals das ganze nordböhmisches Tiefland und der Innenrand der Sudeten überschwemmt. Aber auch in der genannten inner-sudetischen Mulde liegen Kreideschichten und reichen südwärts von Habelschwerdt in einer schmalen, grabenartigen Senke über Mittelwalde bis Schildberg. Hier innen im Gebirge, in der inner-sudetischen Mulde, wurden die Kreideschichten, zusammen mit ihrer Unterlage einschließlich des Perms, sogar von einer eigenartigen Faltung ergriffen. Ähnliches beobachtet man auch anderwärts in den Sudeten. Diese Ablagerungen wurden auch nachträglich, teilweise an Brüchen entlang, gehoben, so daß sie beispielsweise in der Neu-

scheuer 919 m Seehöhe erreichen. Dort und bei Ufersbach-Weckelsdorf bilden diese Sandsteine auch jene bekannten romantischen Felslandschaften. („Kreide“ ist in der Geologie ein zeitlicher Begriff. Diese Ablagerungen bestehen bei uns hauptsächlich aus Sandsteinen, dagegen z. B. auf Rügen wirklich aus Kreidekalk.)

Betreffs der Kreideschichten, wie auch der genannten älteren Ablagerungen, haben wir Beweise, daß ihre Verbreitung ursprünglich eine viel größere war als heute, daß also die Überflutungen noch weitergehend waren und die Ablagerungen später wieder teilweise abgetragen wurden.

Die nun anbrechende Tertiärzeit ist die Blütezeit der Säugetiere auf der Erde. Es herrschte damals in unserm Erdteil ein tropisches Klima, wie auch in früheren Erdperioden schon wiederholt. Die ältere Tertiärzeit hat in den Sudeten ein dem heutigen recht ähnliches Landschaftsbild hergestellt. Damals schon wurden die meisten unserer Flußtäler angelegt, welche die höhergelegenen Schollen durchfurchten. Das Meer erreichte den sudetischen Boden, wie in der älteren Kreidezeit, wieder nur im Südosten, wo sich die Bildung der Karpathen schon vorbereitet hatte.

In der jüngeren Tertiärzeit war die Auffaltung der Karpathen schon nahezu vollendet. Es vollzogen sich dort und in den Alpen ähnliche Faltungen, seinerzeit im Sudetenraum. Alttertiäre und Kreideschichten hauptsächlich wurden emporgepreßt und auf den Sudetenrand geschoben, Kreideschichten auf die jüngeren Alttertiärschichten gewälzt. Die alten Faltenzüge der Sudeten verschwinden hier unter den Karpathenbergen und Bohrungen zeigten, daß sich beispielsweise die ober-

schlesischen Karbonschichten tief unter die Beskiden fortsetzen. So entstand die Südostbegrenzung unseres Raumes, die eigenartige Landschaft an der mährischen Pforte (Ruhlandchen). Das Meer der Jungtertiärzeit überflutete wiederum einen großen Teil der Sudeten. Zum letztenmal blaute in unserm Raume das Meer, aus welchem unsere Gebirge als Inseln aufragten. Die Ablagerungen dieses Meeres sind meist noch nicht verfestigt, es sind das an Muschel- und Schneckenreste reiche Tone und Sande, welche noch ganz ungestört wagrecht liegen und in Oberschlesien manchmal gips- und salzführend sind. Landablagerungen der jüngsten Tertiärzeit enthalten stellenweise in unsern Tiefländern Braunkohle mit Resten tropischer Pflanzen.

Die vulkanische Tätigkeit, welche schon einmal vor langer Zeit, in der Permzeit, eine sehr lebhaft war, setzte jetzt wieder ein und schuf unsere Basaltberge. Das Meer wich zurück, die Flüsse gruben die mit Jungtertiärschichten verschütteten Täler wieder aus und arbeiten heute noch daran, das Klima verschlechterte sich mehr und mehr und es brach jene merkwürdige Zeit herein, welche den vielen Veränderungen an dem alten Antlitz der Sudeten die letzten hinzufügte, die Eiszeit.

In dieser Zeit hat der Mensch schon Spuren seines Daseins hinterlassen. Wir kennen sogar die Kunst und die Jagdlisten der damaligen Menschheit. Ganz Skandinavien und das Baltikum vergletscherte so sehr, daß eine breite Eiszunge wiederholt ganz Norddeutschland bedeckte und auch Schlesien erreichte. Man unterscheidet im Ganzen drei (vielleicht vier?) verschieden weit reichende nordische Vereisungen mit dazwischenliegenden, wärmeren Zeiten. Die ersten zwei dieser Vereisungen erreichten



die Sudeten und besonders die zweite Vorrückung des nordischen Eises bedeckte als mehrere hundert Meter mächtiger Gletscher das ganze Obertiefenland bis an die Höhen des Riesen- und Altvatergebirges und der Beskiden und erreichte erst an der Wasserscheide in der mährischen Pforte ihren südlichsten Punkt in Europa. Nur die südlich der Berge gelegenen Teile der Sudeten wurden verschont. Nur diesen Gebietsteilen fehlen daher jene sonst überall so gut bekannten Findlingsblöcke, Schotterablagerungen mit viel Feuerstein usw. Bei jedem Vorrücken lagerte der Gletscher an seiner Sohle einen festen Lehm mit Findlingen, die sogenannte Grundmoräne ab, die in den meisten unserer Lehm- und Riesgruben zu sehen ist, während die abfließenden Gletscherbäche weithin Sand- und Schottermassen ausbreiteten. Oft kann man zwei Grundmoränen übereinander beobachten (zwei Vereisungen?), auch, daß das schwere, vorrückende Gletschereis ehemals gefrorene Sand- und Schotterfschichten vor sich her „stauchte“, das heißt, in Falten legte.

Die eiszeitlichen Ablagerungen trugen vollends zur Verhüllung des alten Untergrundes bei. Am Ende dieser Zeit herrschte ein sibirisches Ländchenlima, von den Stürmen wurde der Lehm der Grundmoränen aufgewirbelt und als feiner, fruchtbarer Staub, Löss, nach Süden verfrachtet und im Windschatten angehäuft. Der Löss bildet unsere beste Ackererde. Das rechtsodrige Gebiet ist lösarm, das linksodrige lösreich, daher kommt der Unterschied in der Fruchtbarkeit dieser Gebiete und der Unterschied in ihrer Besiedlung in vorhistorischer und historischer Zeit.

Von den letzten Vereisungen wurde unser Gebiet nicht mehr betroffen, sondern nur Nordostdeutschland. Seit der

Vergletscherung Schlesiens ist so viel Zeit verflossen, daß die von der Eiszeit hinterlassene, feststehende Oberflächegestaltung (Moränenwälle usw.) wieder nahezu beseitigt und eingeebnet wurde. Daher fehlt unserer Landschaft der Schmuck an Seen, wie ihn Norddeutschland aufweist, wo die Eiszeitbildungen noch verhältnismäßig frisch sind.

Von unsern Gebirgsstöcken zeigt der höchste, das Riesengebirge, deutliche Spuren einer selbständigen Vergletscherung während der Eiszeit. Umstritten und undeutlich sind diese Spuren im Altvatergebirge.

Unsere Darstellung, die nur die großen Umrisse der erdgeschichtlichen Ereignisse wiedergibt, übersog riesige Zeiträume. Demgegenüber ist die Zeit, welche seit der Vereisung Schlesiens verfloß, eine sehr kurze. Wir kommen „bald“ nach dem Rückzug des Eises in den Bereich urchenischer und geschichtlicher Forschung. Die Ablagerungen der Eiszeit haben vollends zur Verhüllung des alten Untergrundes beigetragen. Wo wir in den Aufbau des Bodens unter uns Einsicht nehmen können, sehen wir unter den Ablagerungen aus jüngster Zeit und der Eiszeit zunächst gegebenenfalls jungtertiäre und erdmittelalterliche Schichten, welche meist ganz flach liegen (Deckgebirge nennt der Bergmann diese Ablagerungen), darunter aber dann überall den uralten, sudetischen Gebirgssockel, der für den gesamtschlesischen Raum bezeichnend ist (Grundgebirge).

Unsere Skizze deutet nur dieses raumbezeichnende Grundgebirge an, ohne Darstellung der späteren Verhüllungen. Das Studium dieses eigenartigen sudetischen Untergrundes gehört zu den interessantesten Gebieten der modernen geologischen Forschung.



Abb. 1. Arnauer Heidenstein, Außenseite

Zum Beitrag Prof. Dr. Karl Bornhausen: „Der Arnauer Heidenstein“



Abb. 2. Türflur, Kirche in Geisenheim

Zum Beitrag Prof. Dr. Karl Bornhausen: „Der Arnauer Heidenstein“



Abb. 3
Grabstein
Museum in Bonn

Zum Beitrag Prof. Dr. Karl Bornhausen: „Der Arnauer Heidenstein“





Baum-Zeichnung Prof. Dr. Karl Bornhausen: „Der Arnauer Heidenstein“

Prof. Dr. Karl Bornhausen: Der Arnauer Heidenstein

Wenn der Ausschuss der Schlesischen Kulturwochen sich entschlossen hat, eines der ältesten christlichen Denkmäler Schlesiens in einer studien-gerechten Weise der Öffentlichkeit vor-zulegen, so hat ihn nicht bloß historisches Interesse, sondern die Ehrfurcht vor schlesischer Frömmigkeit in ihren Anfän-gen bewogen.¹⁾ Zwar ist es uns schon mehrfach begegnet, daß geschulte Archäo-logen ob der Häßlichkeit der Darstel-lung ernstlich erschrocken erklären, so etwas hätte ruhig im Dunkel der Kirche und eines Jahrhunderts bleiben können. Aber dieses bloß ästhetische Urteil ver-kannte völlig Religion, Volkstum und ihren Zusammenhang. Abstrakte Schön-heit kennen diese nicht; aber in der Un-beholfenheit ihrer Technik kann mehr Seele zum Ausdruck kommen als in der Skulptur der Renaissance.

Arnau liegt im Hohenelber Bezirk westlich vom Riesengebirge im rein deut-schen Sprach- und Kulturgebiet. 1278 hat die Stadt durch den Prager Bischof eine Kirche geweiht bekommen, die seit 1226 im Umbau gewesen sein soll. Der ursprüngliche Bau ist älter; er war der Dreifaltigkeit geweiht, so daß daher sich leicht die älteste Deutung des Reliefs im inneren Bogen über dem Chorseiten-eingang ergab. Zwar hat der Volks-mund das Denkmal als Heidenstein be-zeichnet und damit sein späteres Be-fremden gegen die Anwesenheit solcher Plastik im Innern einer christlichen Kirche ausgedrückt. Der Stein mag auch lange unter Verputz gesteckt haben; 1895

¹⁾ Der Arnauer Heidenstein. Vier Lichtbildauf-nahmen der Staatl. Lichtbildanstalt, herausgegeben von den Professoren Schneider, Schneid, Born-hausen. Mit Text von Prof. Schneider, Hohen-elbe. Bezug durch Prof. Dr. Bornhausen, Universität Breslau. Preis Mk. 20.—.

kam er bei Erneuerungsarbeiten in der Kirche zum Vorschein.

Seine Außenseite, die eine Kreuzigung zeigt, ist erst 1925 aufgedeckt worden. Dabei ergab sich, daß der Stein aus einem Stück ist und auf beiden Seiten die Darstellungen trägt, daß er ein-heimisches Material und zu gleicher Zeit beidseitig verziert worden ist, endlich, daß er ursprünglich über diesem Türeingang eingemauert und seitdem nicht bewegt worden ist. Das sind recht seltene, glück-liche Umstände, die auf die Entstehung der Skulpturen Anfang bis Mitte des 12. Jahrhunderts schließen lassen.

Die zuerst aufgedeckte Seite des Tür-sturzes, ein figurenreiches Relief, hat zu-erst Beachtung gefunden, die aber bald nachließ, als die Darstellung jeder zu-treffenden Erklärung spottete. Die Volks-bezeichnung „Heidenstein“ ließ zunächst auf einen vorchristlichen Gegenstand schließen: Götterdämmerung. Dabei könnte die Trinität auch zu einigem Recht kommen, als sie eben für die schlesische Bevölkerung die neuen Götter darstellte. Die Darstellung der Kreuz-igung auf der andern Seite schließt nun-mehr eine so unentwickelte Religions-auffassung aus. Zwar mag die Dar-stellung in jenes Grenzgebiet der Über-windung des Heidnischen durch christliche Vorstellungen gehören. Aber diese so ge-nannte romanische Bilder- und Formen-welt ist trotz aller antiken Aufnahmen durchaus christlich. Aus dieser Einsicht sind noch folgende Deutungen angeboten worden: Eine altchristliche Versammlung unter römischem Schutz in einem Stall. Ein künstlerischer Versuch des jüngsten Ge-richts oder der Auferstehung. Die Dar-stellung des Festes der Grundsteinlegung zur ersten Kapellengründung in Arnau. Dagegen lenkt die Behauptung, die Bild-

nerlei stelle das Regenwunder im Markomannenkrieg 174 n. Chr. dar, in die außerchristliche Erklärung zurück, die angesichts der Kreuzigung auf der andern Seite des Steines hinfällig ist. Es empfiehlt sich nunmehr, bei dem Versuch das Werk zu deuten, nicht von der zuerst entdeckten bisher unerklärbaren Schilderei, sondern von der klaren Darstellung der Kreuzigung auszugehen.

Die auf den ersten Blick sehr einfach wirkende Wiedergabe der Kreuzigung (Abb. 1) erweist sich bei näherem Zusehen als recht reichhaltig. Zu beiden Seiten des Kreuzes sind zwei Wappenschilder mit Helmzier. Der linke Schild zeigt im Feld zwei gekreuzte Pfeile, die Spitzen diagonal nach unten in ein Quadrat gestellt; auf dem Helm ist ein Fisch, über den drei oder vier Ähren oder Federn emporragen. Der rechte Schild hat im Felde vier Tiere, davon zwei Vierfüßler und wahrscheinlich einen Vogel, einen Fisch; über dem Helm ist ein Hase sichtbar. Neben dem Kopf des Gekreuzigten sind links ein großer, rechts zwei kleinere Fische ausgehauen. Am Schwanz des Fischpaares sind zwei Ornamente angebracht, ein Kreuz und ein Stern. Die typische romanische Form legt den Gedanken nahe, es handle sich um die Darstellung von Brot. Das untere runde Ornament ist als Brotform in der Antike bekannt. Brot und Fisch geben den traditionellen Hinweis auf Jesu Speisungswunder und die Übertragung beider Nahrungsmittel auf seinen Leib und Tod, sein Wesen. Die Fische in dieser romanischen Kunst des Ostens haben aber nicht den engen christlich-archaischen Sinn, daß die Buchstaben des griechischen Wortes für Fisch ein Symbol für „Jesus Christus, Gottes Sohn und Heiland“ seien. Diese Überlegung lag dem antiken Frommen wie auch dem schlesischen Christen sehr fern. Der Fisch

ist seit alten Zeiten ein glückhaftes Tier; er ist rein, da er immer im Wasser ist, daher zur Nahrung besonders geeignet. Die antiken Völker um das Mittelmeer waren Fischer; an der Donau wurde ein Fischgott verehrt. Und Donau aufwärts mag der Fischglaube der Antike zusammen mit christlicher Symbolik bis nach Böhmen gekommen sein. Die Fische, die auf beiden Schildereien des Arnauer Steines sind, brauchen also keineswegs ein Lokalkolorit zu sein und auf die Lage Arnas an der Elbe zu deuten. Das ist doch zu selbstverständlich. Sondern heilige Fische sind es, die auf einem Heiligtum dargestellt sind.

Diese Deutung legt auch die linke Gestalt unter dem Kreuze dar. Neben ihrem Kopf ist ein Fisch deutlich zu sehen, dazu vielleicht Früchte oder kleine Brote; diese Gestalt steht in einer Art Stuhl. Bei der Figur unter dem rechten Kreuzarm, einem härtigen Mann, dessen Gesichtsfalten individuelle Züge wiedergeben sollen, fehlen die auszeichnenden Dekorationen. Der Linke ist bartlos; aber trotzdem mag man kaum auf Adam und Eva schließen, da Äpfel und Fische zusammen keine paradiesische Tradition haben. Vielmehr sind zwei Andächtige, die Kirchenstifter dargestellt, links der geistliche, daneben sein Wappen, doppelt durch das Heilzeichen des Fisches charakterisiert, rechts der weltliche, ebenfalls adelig mit seinem Tierwappen. Auch die Handhaltung der beiden mag absichtsvoll verschieden sein: der weltliche betet, der geistliche segnet, freilich mit der linken Hand. Aber dem Ungeschieß der Darstellung mag viel zu Last gehen: an Sinn und Seele fehlt es nicht.

Das sieht man am Kreuz. Der Stamm ist über das Haupt ein Stück emporgezogen; den Kopf umgibt ein Heiligenschein. Das härtige Antlitz, über dem lockiges Haar angedeutet ist, neigt sich

etwas zur rechten Schulter. Unter den Rippen des Brustkorbs umschlingt ein Lendentuch wie ein Band den Körper. Die Füße sind nebeneinander genagelt. Dieses Kreuz ist ganz in romanischer Tradition gearbeitet, nur zwei bis drei Jahrhunderte später, als man am Rhein so meißelte. Trotzdem hat der Künstler seinen eigenen christlichen Ausdruck dem Werk gegeben. Über dem grobgehauenen Heilandsgesicht liegt Ernst und Wehmut. Mit Ehrfurcht haben unsere Väter auf diesen mächtig gestalteten Heiland geblickt, der so übel mit sich verfahren läßt, obwohl er das nicht zu dulden brauchte. Denn lebend ist er dargestellt, die Augen offen, herrschend auch im Leiden. So wollte es das deutsche Christentum an der Ostgrenze.

In unserm alten christlichen Kulturgut armen Schlesiens steht diese Kreuzigung so einsam, daß wir westdeutsche Kunst zum Vergleich heranziehen müssen. Der Türsturz aus der Kirche von Geisenheim, der jetzt im Museum von Wiesbaden aufgestellt ist, gilt als vorromanisch, 9. Jahrhundert (Abb. 2). Der Einfluß der Antike in Herausarbeitung eines dreieckigen Giebelfeldes ist bezeichnend. Man unterwirft sich noch nicht dem Bogen, sondern bildet gradlinige Ornamente. Dazu das Sonnenrad: die Sonnenverehrung erhalten sich die Deutschen bei der Übernahme des Christenglaubens. Auch hier ist der Heiland als Held gekennzeichnet; daß das Hauptkreuz fehlt und nur die Schächerkreuze gegeben sind, bewirkt einen Siegeglauben in der Gekreuzigtenegestalt, als ob der Herr sich frei über die Todesnot erhebe. Aber die Steinarbeit an Kopf und Leib des Christus ist doch noch geringer als die der Arnauer Kreuzigung. Sieht man von dem bescheidenen Maß an Ornamenttechnik ab, so ist das Bemühen um die Seele des christlichen Geschehens am Rhein im

9. Jahrhundert doch schwächer als in Arnau im 12. Jahrhundert. Technik tut's nicht in der religiösen Kunst.

Daher neigt man sich fast mit größerem Anteil zu dem Grabkreuz, das zeitlich nicht bestimmbar im Bonner Provinzialmuseum sich befindet (Abb. 3). Man meint, nordische Fabulierkunst und Phantasie allein habe diese Verrenkung gefunden. Der Hauptbalken des Kreuzes wird oben zum Brustkorb, unten zu zwei Beinen; zwei Arme greifen eckig nach den Enden der Seitenbalken, die mit Kreuzsymbolen verziert sind; neben dem runden flachen Kopf, der wie eine Sonnen Scheibe wirkt, sind wieder zwei Kreuze angebracht. Allerdings ist hier auf dem Grabstein die Zusammenlegung von Sonnen- und Todesgott beabsichtigt. Der neue Heldengott des Nordens bedeutet Leben und Tod zugleich; sein Tod gibt Leben; Licht leuchtet in der Finsternis. Die Sonne des Kreuzes geht auf über Deutschland. Es ist bezeichnend, daß der Künstler die Darstellung der Kreuzigung überhaupt aufgab, um über dem Grab den einzigen Sinn aufleuchten zu lassen: Die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ. Das, was mich selig macht, ist was im Himmel ist.

Deutsche Glaubensgeschichte ist sicherlich auch auf der Innenseite des Arnauer Heidensteins dargestellt. Die Deutung der Kreuzigung ergibt das als gewiß. Aber woran gedacht ist, das bleibt mit dem Gewirr von Menschen und Tieren noch ungewiß (Abb. 4). Ist die Trinität dargestellt? Ist der alte Sonnengott rechts gestürzt und der neue Sonnengott Jesus Christus genau in der Mitte des Steinbildes gerückt, stehend auf einem Thron und die Krone auf dem Haupt? Denen, die nach deutschem Glauben suchend dies Denkmal betrachten, wird vielleicht doch einmal ein Licht aufgehen.

Prof. Dr. Josef Strzygowski:

Die Kreuzung der Kunstkreise in Schlesien*

Die Lage Schlesiens bringt es mit sich, daß sich die Kunstkreise dort überschneiden, sowohl in der Richtung Ost-West wie in der von Nord-Süd. Am Ostrande der Sudeten gelegen, tief einschneidend zwischen das Karpathenende, ist Schlesien einmal ein Grenzland zwischen dem europäischen Westen und dem slawischen Osten und anderseits ein Durchzugsgebiet von Bewegungen, die sich in der einen oder andern Richtung die Oder entlang abspielen. Wenn diese natürlichen Kräfte auch in den letzten Jahrhunderten zurückgetreten sind, ihre Spuren sich verwischt haben und in der bildenden Kunst im besondern die Einheit der westeuropäischen Machtkunst überwog, so lassen sich doch gerade in dem Gebiet, in dem die 6. Schlesische Kulturwoche tagt, Beobachtungen machen, die anregend in dem Sinne gelten mögen, daß doch noch nicht alle Spuren des Ursprünglichen verschüttet sind. Wenn wir erst einmal anfangen werden, in den einzelnen Fächern über die Fragen von Lage, Boden und Blut plammäßig zu arbeiten, dürften noch ganz andere Tatsachen zutage kommen, als ich sie hier zu bieten vermag.

In einem Aufsatz im Schlesischen Jahrbuch II von 1929/30 versuchte ich an einigen Beispielen die Prägekraft der schlesischen Landschaft in der bildenden Kunst aufzuweisen. Das eigentliche Ziel aber wäre wohl die bildende Kunst durch die einzelnen Gänge, in denen Deutsche wohnen, ähnlich zu verfolgen, wie es Nadler für die Dichtung getan hat. Aber davon ist die sogenannte Kunstgeschichte noch weit entfernt, es steckt ihr noch zu sehr der italienische Ursprung in den Gliedern. Ich komme darauf hier

einleitend nur deshalb zu sprechen, weil es dieselbe „historische“ Auffassung ist, die jene Dinge in der Kunstgeschichte nicht zu Worte kommen lassen will, die ich heute in den Vordergrund stelle: daß wir Deutsche ursprünglich eine eigene Kunst besaßen, die das Ende eines großen germanischen bzw. indo-arischen Kunststromes bildete, der freilich nicht in Stein baute, sondern in einem Rohstoffe, den wir widernatürlich mißachten gelehrt wurden.

Damit komme ich auf die erste Art von Bewegung zu sprechen, die vom Norden über Schlesien nach dem Süden zog, natürlich nicht nur über Schlesien, sondern den Obergang als einen der wichtigsten. Als der Mittelmeerkreis seine Bauart in Stein bis an die Donau vorgetragen hatte und die Römer durch die nachfolgende Kirche auch über den Norden jenseits der trennenden Berge, der Alpen und Karpathen, ihr Machtbereich auszudehnen suchten, da waren es in der ungarischen Tiefebene Germanen und Slawen, die, vielleicht über das mährisch-schlesische Gesenke kommend, der Bewegung Halt boten und ihre einfache schlichte Art sogar nach dem Süden trugen: die Langobarden nach Italien, die Kroaten nach dem Balkan und an die Gestade der Adria. Ich habe versucht, diesen Stoß in zwei Werken zu schildern, dem einen, das den Norden in der bildenden Kunst Westeuropas in Stichproben vorführt und einem andern über die altslawische Kunst. Man hatte bisher, weil im Norden (seiner ursprünglichen Kunst entsprechend) infolge der Vergänglichkeit des Rohstoffes von den Denkmälern nichts erhalten war, die langobardische wie die kroatische Kunst

als von den Einwanderern erst am Mittelmeer erworben hinstellen wollen — aus demselben Grunde, aus dem man den Deutschen, Germanen bzw. Indogermanen und dem Norden überhaupt ein ursprüngliches Kunstgut absprechen konnte —, weil sie angeblich Barbaren und Primitive gewesen seien. Es kommt daher alles darauf an, dieses Kunstgut nachzuweisen und das kann nur geschehen, wenn wir ein Verfahren anwenden, das nichts mit der üblichen Geschichtsforschung zu tun hat, die von den aus alter Zeit erhaltenen Denkmälern ausgeht, sondern von einer sehr wenig geachteten und beachteten Schicht von Denkmälern, denen der sogenannten Volkskunst. Ich selbst erkannte auch erst, nachdem ich die seit Jahrhunderten in Europa übliche Bildung anerzogen erhalten hatte, nach langen Kämpfen in meinen Sechzigern, wie unrecht wir vorgehen. In einem eigenen Buche „Forschung und Erziehung“ habe ich versucht, den großen Irrtum zu beleuchten und einen Neuaufbau unserer Schulen auf sachlicher Grundlage vorzuschlagen. Ich lasse mich auf diese Dinge hier nicht weiter ein, sondern halte mich nur an die sogenannte Volkskunst und ihren für die Erforschung der bildenden Kunst des Nordens von Europa ausschlaggebenden Rohstoff: das — ach nur zu vergängliche — Holz. Unsere Bauern wissen heute noch in bewunderungswürdiger Weise mit dem Holze umzugehen; aber da allmählich die Verachtung, die ursprünglich nur die Holzkirche traf, auch auf das Wohnhaus übertragen wird, das nicht gemauert ist, man den Holzbau armselig erscheinen und verschwinden läßt, so wird die aus uralter Zeit ererbte Fertigkeit, die den Bauern im Blute lag, wohl auch bald aussterben. Wir müssen daher dankbar sein, wenn nunmehr die Hausforschung mit aller Kraft einsetzt, um an Belegen

zu retten, was noch vorhanden ist und damit die Grundlagen für die Heimatgeschichte der Zukunft zu schaffen. Der Kunstforscher arbeitet daran nur zu einem bescheidenen Teile mit. Er richtet sein Augenmerk nicht so sehr auf das einfache Landwohnhaus selbst als auf das Holzhaus, soweit es noch im Stadtbau eine Rolle spielt und insbesondere auf jene Kirchenformen, die wir Bewohner des Nordens einführten, bevor die von Rom verlangte Steinkirche zu uns vordrang. Es ist sehr beachtenswert, daß wir überhaupt bei Beginn der Christianisierung noch die Kraft besaßen, eigene Gestalten von Kirchen zu schaffen. Davon gehe ich aus, möchte nur einleitend erinnern an Tatsachen, die einmal den Aufbau des Dorfes, das anderemal den der Stadt betreffen und entweder von Schlesien ausgehen oder ihren Weg über Schlesien genommen haben. Dahin gehört z. B. das sogenannte Waldbufendorf, ein Kolonistendorf, wobei die einzelnen Gründe in Längstreifen von der Straße oder dem Bach aus parallel zurückschreiten. Es scheint, daß der Ausgangspunkt ursprünglich in Thüringen zu suchen sei und die Ausbreitung über Schlesien stattgefunden hat. A. Karasch hat mir darüber Arbeitsstoff vorgelegt. Nach einer andern Richtung weist eine bestimmte Form der Stadtanlage. Sie dürfte einen Beleg für eine Bewegung bringen, die über Schlesien gegangen sein muß und von Ostpreußen nach Böhmen führte.

Es dürfte kaum bekannt sein, daß die in den Städten von Böhmen, Mähren und Schlesien so sehr ins Auge fallenden Plätze und Straßen, die mit Lauben eingefast sind, ihren Weg aus dem deutschen Osten zu uns genommen haben. Damit berühren wir eine Gruppe von landläufigen Behauptungen, die alle darauf hinauslaufen, uns Deutschen etwas

zu nehmen und als Verdienst den Italienern zuzuschreiben. So ist eine heute noch weitverbreitete Annahme, daß die „Lauben“ aus Oberitalien, etwa aus Padua oder Bologna zu uns gekommen wären. Ich teile im folgenden die Ergebnisse einer noch ungedruckten Arbeit von R. Klaudy über „Die städtischen Lauben und den mittelalterlichen Laubenplatz Deutschlands“ mit, wie er aus den Sudetenländern, also auch aus Schlesien, bekannt ist.

In gegen hundert Fällen bilden die zusammenhängenden Laubengänge, die laubenumgebenen Plätze die Eigenart des Stadtbildes. Wie sind sie entstanden? Was sagt die Kunstwissenschaft, die über den Wohnbau ja längst „abschließende“ Arbeiten besitzt, darüber? Bezüglich der Gestalt, daß sie aus dem Süden herzu-leiten wäre, doch hätte auch das Bedürfnis, für den Handel geschützte Auslageflächen zu bekommen, allmählich aus den, allerdings bezeugten mannigfaltigen Flugdächern oder andersgearteten zeitweiligen Vorbauten zu der gleichen Gestaltprägung geführt. Die letztere Ansicht geht auf falsche Deutung von Quellen zurück, die schon weit vor der Zeit unserer Städtegründung von *lobiae*, *lobia*, *lobie* u. dgl. zu berichten wissen, Bauten, die nur vereinzelt vorkommen und weder in gestaltlicher, noch in sonst einer Beziehung zu unsern Lauben stehen. Was endlich die Herleitung aus dem Süden anlangt, so wäre zu sagen, daß erstens das Laubenhaus in Holz, wie es sich noch vielfach in den Sudeten findet, auf dem Lande zweifellos eine bodenständige Bauweise des deutschen Nordostens ist. Nach D. Lauffers Arbeiten ist dann kaum daran zu zweifeln, daß die Stadt ursprünglich ihre Bauform aus der jeweiligen ländlichen übernahm, nicht umgekehrt diese von jener befruchtet wurde. Abgesehen davon aber liegen urkundliche

Beweise dafür vor, daß in der Städtegründungszeit in unserm Gebiet die Laubenhausform in ihnen bereits bestand, bis in Einzelheiten mit den heutigen Laubenhäusern aus Holz übereinstimmend, aber ohne jede Ähnlichkeit zu den, übrigens auch nicht älteren, südlichen angeblichen „Vorbildern“. Womit die Bodenständigkeit auch der städtischen Verwendung bewiesen erscheint.

Nun sind namentlich in dieser Zeit (13. Jahrhundert) städtebauliche Formwerte ebenso wie die rechtlichen Grundlagen des neuen Organismus oft in langen Ahnenreihen als wandernd zu erkennen. Die Frage steht im gegebenen Falle nach der genaueren Lokalisierung der Typenbildung „Laubenplatz“, zu dessen wirklicher Bildung eine nähere Untersuchung der Laubenstädte der Sudetenländer geführt hat: Die Lauben traten dort nämlich scheinbar auch schon in der Gründungszeit zunächst an den Plätzen auf. Und hier ergab sich die Tatsache, daß dieser Laubenplatz dem Lande fremd, erst von einem bestimmten Zeitpunkt an, dann aber an fast allen Neuanlagen zwischen 1255–1265 geradezu als Modeströmung auftrat. Ebenso sicher wie die Sudetenländer, können die westlichen Kolonisationsgebiete (Brandenburg) aus historischen Gründen aus der Ursprungsuntersuchung ausgeschaltet werden. Vielmehr bleibt nur der nordöstliche Siedlungsbereich des deutschen Ordens übrig und gerade die rein städtebauliche Untersuchung legt den Schluß sehr nahe, daß hier, und zwar in Thorn bzw. Culm zu Beginn der Dreißigerjahre des 13. Jahrhunderts ein rechteckiger, von Lauben umgebener Platz den Kern und die Regel einer neuen Planbildung abgegeben hat. Schlesien, das inzwischen in städtebaulicher Beziehung die Überlieferung Westdeutschlands fortsetzte, hat den letzten Schlußstein an dessen Typenreihe ge-

setzt. Städtebildungen wie Gillein, Neutitschein, Bieltz im Osten und eine lange Reihe anderer bis Budweis, Prag im Westen, im „ostdeutschen Zentralschema“ mit dem Laubenplatz, sind die äußersten Marksteine der über Schlesien hinweg erfolgten Überkreuzung ostdeutscher Stadtkultur.

Was wir im Laubenplatz von Bewegung über den schlesischen Boden hinweg beobachtet haben, spielt seit dem hohen Mittelalter. In weit ältere Zeit zurück reichen die Überlegungen, die uns heute in der Hauptsache festhalten sollen, diejenigen im Gebiete des Hauses bzw. Kirchenbaues, wie ihn der Norden in drei verschiedenen Arten geschaffen hat, von denen zwei sehr wohl bekannt sind, der Block- und Fachwerkbau, während die dritte uns erst aus dem nordischen Seegebiet nahegebracht werden muß, damit wir sehen, wie groß seine Bedeutung für die Entstehung jener Bauform ist, die wir als „Gothik“ zu bezeichnen pflegen. Gangen wir mit der Baugestalt an, die uns im schlesischen Gesamttraum in breiter Schicht umzieht.

Der Blockbau. Er wird aus liegenden Baumstämmen errichtet, die übereinandergeschichtet und an den Ecken mannigfach verkreuzt werden. Das Holz wird bei dieser Bauart „entkräftet“, d. h. es verliert durch das Umlegen seine Bedeutung als natürlich aufstrebendes Bauglied. Der Blockbau, als Voraussetzung für den Steinbau, kann immer nur zum Mauerbau führen, wobei als Nachwirkung aus der Holzzeit, eine Neigung zum Quadrat deshalb zurückbleibt, weil es ein mittleres Längenmaß der aus dem Walde gebrachten Baumvalzen gibt, von dem man nicht gern unnütz abweicht. Im schlesischen Raume dürfte vor der Einführung des Sparrendaches, einer typischen, später zu besprechenden Kreuzungserscheinung, das Pfettendach üblich ge-

wesen sein, wobei die Balken wieder liegend von einem Giebel zum andern gelegt oder ähnlich auch im Halbkreis als „Wölbung“ angeordnet sind. A. Karasek macht mich aufmerksam auf die „Laines“, die Schütthäuser aus Holz, die auf diese Art wie mit einem Tonnengewölbe aus Baumstämmen überdeckt sind. Sie scheinen in Ost- und Oberschlesien zu Hause und von dort nach der Zips und in die Krennitzer Gegend durch zugewanderte Deutschschlesier gebracht worden zu sein. Ich habe aus ähnlich errichteten Kirchenbauten auf den Ursprung des Steintonnengewölbes aus solchen Holztonnen geschlossen. Bis jetzt galt es als ausgemacht, daß nur römische Vorbilder der Ausgangspunkt gewesen sein könnten. Wir dürften jetzt erst, sobald diese Dinge im Norden selbst und in vorromanischer Zeit verfolgt werden, in der Kunstgeschichte auf neuen, zum Teil mindestens heimatischen Boden kommen.

Kirchen mit einem Giebel- oder Tonnendach aus Pfettenhölzern, sind meines Wissens in Schlesien nicht erhalten. Dafür begegnen wir dort Blockkirchen, die in der Dachbildung durchaus das Ergebnis einer Kreuzung zwischen dem Block- und dem gleich zu behandelnden Fachwerkbau sein dürften. Während beim Pfettendach zwei gegenüberliegende Wände höher aufgeführt werden müssen, um das Auflager der Pfetten zu bilden, wird der Blockbau dieser Art mit einem der wagrechten Kränze ringsum abgeschlossen und darauf aus diagonal gegeneinander verspreizten Hölzern ein Giebeldach errichtet. Ich brauche hier bei dieser Art Kirchen nicht zu verweilen, weil sie wiederholt, zuletzt auch von mir selbst, in dem mit Karasek und Ruhn aufgenommenen Arbeitsstoff unter dem Titel „Die Holzkirchen... von Bieltz-Biala“, Posen 1927, veröffentlicht wurden und

man sich jetzt am kürzesten in der Zeitschrift „Der Oberschlesier“, wo besonders Walter Krause eingehend über die west-ober-schlesischen Schrothholzkirchen berichtet, darüber unterrichten kann. Dort ist auch die ganze, allmählich ziemlich reiche Literatur über den Gegenstand zusammengestellt.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die Ostgermanen es gewesen seien, die diese Baugestalt geschaffen hätten. Dabei kommt freilich nur das Blockhaus mit dem Pfettendach (von dem einst der griechische Tempel auszugehen scheint) und das Sparrendach in Betracht. Im besondern slawisch dagegen scheint jene Gattung von Blockbauten, die die Anregung zur Entwicklung des Kuppelbaues gegeben haben dürfte, wie ich in meinem Armenienwerk und später im Glawen- und Asienwerke zu zeigen suchte. Während die Blockkirchen mit dem Pfettendach allmählich dem Quadrat untrennbar werden und sowohl wenn sie einen Pfettengiebel wie eine Pfettentonne tragen, leicht zum Längsbau übergehen, bleibt diese zweite Art des Blockbaues dauernd beim Quadrat, der Blockbau mit übereck gelegten Hölzern als Dach. Dabei wird die Wand wie bei der ersten Bauart aufgeführt, nur hören die Wände gleichzeitig, also in einer durchgehenden wagrechten Schicht, im Quadrat verkreuzt, auf. Daher wird der nächste Balkenfranz übereck von Mitte zu Mitte, also auf das Quadrat in dessen eingeschriebene Raute gelegt, dann folgt wieder von Mitte zu Mitte ein Quadrat, darüber eine Raute usw. Das ist die Art, aus der sich die Kuppel über dem Quadrat entwickelt hat und die schon die Indoarier nach Iran und Indien getragen zu haben scheinen. Eine andere, heute noch gebräuchliche, ist die, die einzelnen Kränze vom Quadrat durch Vortragen und Überecken zugleich ins Achteck überzuführen.

Das Ergebnis der Untersuchungen der Blockkirchen ist, daß sie ursprünglich nicht den herrschenden Typus der Kirche Westeuropas, die langgestreckte Basilika, kennen, sondern sich eben auf dem Quadrat aufbauen. Die Tatsache ist, vom schlesischen Boden aus gesehen, deshalb wichtig, weil sich daraus zu erklären scheint, warum die romanische Kunst auf deutschem Boden zum sogenannten „gebundenen System“ neigte, d. h. den Längsraum, statt ihn aus fortlaufenden Säulenreihen — wie im Süden und Westen Europas zu bilden — aus einzelnen Quadraten hintereinander zusammensetzt. Das Quadrat ist eben die alte bodenständige Form, wie gerade die in Schlesien noch in so reichem Maße erhaltenen Blockkirchen beweisen. Ja, es zeigt sich gerade hier, daß Schlesien ein Übergangsgebiet nach dem Westen ist, weil sich die Neigung zeigt, das Quadrat allmählich doch mehr oder weniger dem Rechteck, also der Längsrichtung, zu nähern. Daher ist es wichtig, dem westeuropäischen katholischen und protestantischen Kirchenbau, wie er bis Schlesien und darüber hinaus bis nach Polen reicht, den orthodox osteuropäischen gegenüberzustellen, wo das Quadrat noch ganz anders als in Schlesien zur Grundlage der Blockkirche gemacht ist.

Diese Art Blockbauten mit übereckdach sind bis jetzt im schlesischen Gebiete nicht nachgewiesen, doch gibt es eine Art Übergangsform, die vorläufig nur in einem Beispiel bekannt ist, eine Blockkirche in Kreuzform, die Kreuzarme in drei Seiten eines Achtecks endigend und dem entsprechend die Sparrendächer an den Enden abgewalmt. Im Innern wurde durch Abschrägung der inneren Ecken ein Achteck als Grundlage der Dachbildung hergestellt, die so entstehende „Holzkuppel“ wird auch im Äußeren dadurch betont, daß über die

Kreuzung der Sparrendächer eine Laterne gesetzt ist. Es handelt sich um die Kirche in Groß-Karlowitz in Mähren, von der man wiederholt Abbildungen findet, so in meinem altslawischen Werk, S. 20 und 236. Man hat geglaubt, eine Barockkirche als Vorlage für diesen Holzbau annehmen zu müssen; seit aber die finnischen Parallelen, die ich bringen konnte, bekannt sind, liegt dazu keine Nötigung mehr vor. In Finnland wurde man zu dieser Kreuzform gedrängt, seit die Kanzel in protestantischer Zeit nicht mehr am Ende der Längskirche neben dem Altar, sondern in der Mitte der Gemeinde untergebracht werden sollte. Der Kreuzbau bot die Möglichkeit der Erfüllung dieser Forderung. In Mähren scheint eine im schlesischen Raume zustandegekommene Verbindung von Kreuzbau und Apsidenbau vorzuliegen. Darauf macht mich A. Karasch aufmerksam. Es gibt kreuzförmige Scheunen, und zwar in ziemlich breiter Schicht in der Preßburger und Wischauer Gegend, ebenso im Burgenland und sonst. Sie sind Blockbauten, vielfach mit einem richtigen Kreuzgrundriß. Manche zeigen den Querbau verkürzt, darin die Einfahrt. Zu diesen Kreuzscheunen kommen andere Bauten, die man als Apsidenscheunen bezeichnen könnte, ebenfalls im Blockbau. Ich gehe, wenn ich im Sommer in Bielitz lebe, täglich an einer solchen Scheune vorüber. Die Enden des Gebäudes sind da wie in Karlowitz, aus drei Seiten des Achtecks gebildet. Die Verbreitung dieser Gestalt geht nicht weit über das schlesische Stammesgebiet hinaus, etwa bis ins Riesengebirge, nach Galizien und Kongresspolen. Vgl. darüber Moszynski, Volkskultur der slawischen Völker 1928. Man kann also sagen, die Keime, aus denen heraus die Kirche in Karlowitz entstand, liegen wohl in Schlesien nebeneinander bereit.

Der Fachwerkbau. Er geht, so weit der Norden Europas in Betracht kommt, vom Westen her bis zu den Längengraden, auf denen Schlesien liegt, und scheint eine Sparmaßnahme, die notwendig wurde, als der Wald spärlicher zu werden anfang und man nicht mehr im Blockverband bauen konnte, der sehr viel Rohstoff verschlingt. Wir kennen vom Fachwerkbau immer nur das Äußere, die Fächer, die mit Lehm, Geflecht oder Ziegeln gefüllt sind. Ganz Westdeutschland ist mit einer Unmasse solcher alter Fachwerkbauten bedeckt; besonderer Beliebtheit erfreuen sich die altheffischen Rathäuser.

Den Forscher geht mehr der innere Aufbau solcher Fachwerkhäuser und -kirchen an. Sie bestehen aus der Länge nach aneinandergereihten „Böcken“, die zugleich die Dachsparren tragen. Es sieht so aus, als wenn zweierlei in die Großbaukunst aus dieser Bauart übergegangen wäre: erstens das Baudenken in Gurt und Joch, das unsere mittelalterliche Baukunst sowohl im sogenannten romanischen wie im sogenannten gotischen Stile von allen übrigen Bauarten des Erdkreises unterscheidet und zweitens, daß aus dem Fachwerkbau das Sparrendach herkommt, das wir in Schlesien auf den Blockbau übertragen sehen — eine sehr kennzeichnende Kreuzung verschiedener Kunstkreise. In Schlesien, wie in Brandenburg, begegnen sich die beiden Holzbauarten und werden stellenweise zu Kennzeichen des Deutschen einerseits im Fachwerkbau, des Glawischen andererseits im Blockbau. In Brandenburg spizen sich diese Verhältnisse in ein und demselben Orte bisweilen ausdrucksvoll zu. Darüber liegt eine ungedruckte Dissertation von A. Bruck vor. In Schlesien gibt es einen Bau, an dem sich derartige Überlegungen aufdrängen, die Begräbniskirche Maria unter den Linden in

Braunau. Sie gehört nicht rein zu den Fachwerkkirchen, von denen es in Schlesien nach Krause nur zwei gibt, in Würben (Kreis Kreuzburg) und in Plümenau (Kreis Oppeln), beide evangelisch. In Braunau aber haben wir etwas vor uns, das merkwürdig anklängt an die dritte Baugestalt der Holzkirchen, diejenige im nordischen Seegebiet Europas. Es ist ein Bau aus Ständerwerk mit Bretterverschalung. Die Aufnahmen, die davon vorliegen, so bei Wiggert und Burgemeister „Die Holzkirchen und Holztürme der preussischen Ostprovinzen“ Taf. 14—16, sind unzulänglich. Der Bau verdient eine genauere Untersuchung.

Der Masten- oder Stabbau Norwegens. In einer Vorlesung über die Kreuzung der Kunstkreise in Schlesien, kommt diese, für die Entstehung der sogenannten Gotik so wichtige Bauart des nordwesteuropäischen Seegebietes, nur durch einen Zufall in Betracht. Der Wille eines preussischen Königs hat ein Denkmal dieser Art aus Norwegen nach Schlesien übertragen, so daß es neben der breiten Schicht der schlesischen Blockkirchen und der Eigenart von Maria Linden in Braunau auch noch wie in einem Freiluftmuseum diese wichtige Kunstgattung des europäisch-germanischen Nordens aufweist. Wir wissen bis heute noch nicht, ob diese Bauart mit Stabwänden und Masten auch das deutsche Festland umfaßt hat. Jedenfalls ist es, als aus dem Schiffbau hervorgehend, nur an der Küste denkbar. Ich habe in der zweiten Auflage meines Buches „Der Norden in der bildenden Kunst Westeuropas“, auf die friesischen Hauberge hingewiesen.

Es ist gesagt worden, die norwegischen Stab- oder Mastenkirchen seien aus dem Schiffbau hervorgegangen. Das wäre ein Beleg dafür, daß die Germanen die ersten Kirchen noch nicht im kirchlichen

Typus der Basilika schufen, sondern sie anfangs noch aus der heimisch-bodenständigen Überlieferung, in Form ihrer Hallen und Tempel etwa, errichteten. Seitdem wir die Funde aus dem Osebergschiff und die übrigen vielen Schiffe aus den Hünengräbern kennen, zweifeln wir nicht mehr an der großen Bedeutung der Schiffsbaukunst für die Jahrhunderte der Wikingerzeit, an die die christliche unmittelbar anschließt. Wir glauben heute noch sehen zu können, wie der altskandinavische Kirchenbau allmählich, d. h. in drei Stufen aus dem Schiffbau hervorging. Wie zuerst im kleinsten Maßstabe die Einmastkirche auftrat, dann beim Bedürfnis nach größeren Ausmaßen die Viermastenkirche entstand und endlich die kostbarste Schöpfung der altgermanischen Kirchenbaukunst, die Zwölfmastenkirche geschaffen wurde, die, wenn wir erst gelernt haben werden, die Augen für die Werte des eigenen Volkstums im Norden aufzumachen, die Bewunderung des Erdkreises erregen dürfte. Freilich müßte das zunächst bei den Norwegern selbst geschehen. So wenig sie die großartigen Funde der Holzschiffkunst im Osebergschiffe vom nordischen Standpunkte zu würdigen wissen, sondern sie mit Scheitelig vom Karolingischen und Byzantinischen abhängig machen möchten, so wenig hat der Bearbeiter der Stabkirchen, Dietrichson, sie als Humanist anders als abhängig von der Basilika einschätzen können. Er beging damit den gleichen Fehler, den wir Deutsche immer wieder zumeigen, unsere Holzkirchen, statt sie zur Grundlage der Entwicklung unserer nordischen Kunst zu machen, mit Essentwein unterschätzen und immer wieder gern als Nachahmung romanischer oder gotischer oder gar Renaissance- und Barockbauten hinstellen.

Die Kirche von Wang im Riesengebirge. 1841 erwarb König Friedrich Wil-

helm IV. von Prof. Dahl eine Holzkirche, die von den Bewohnern von Wang in Norwegen auf Abbruch verkauft worden war — wie das ja übrigens auch bei uns leider heute noch vielfach bei Holzkirchen vorkommt. Sie wurde über Lærdal nach Bergen und zunächst in die kgl. Museen nach Berlin gebracht und 1842—1844 bei der Kolonie Brückenberg, 874 Meter hoch, aufgestellt. Wenn sie auch wiederholt von den Pastoren der Kirche behandelt wurde, so steht eine wissenschaftliche Aufnahme und Bearbeitung noch aus. Nach dem Grundriß gehört sie freilich dem Viermastentypus an; aber die Masten stehen nicht in den Ecken zwischen den Umfassungswänden wie in den in Norwegen verbliebenen Beispielen dieser Art (Lomen z. B.), sondern sind in die Mitte des nicht ganz quadratischen Raumes gestellt. Es wird sich darum handeln, ob die Masten in die Kreuzung der vier, die ganze Kirche tragenden Schwellen eingelassen sind oder nicht. Man hat sich früher um solche für das Wesen dieser Holzbauten kennzeichnende Einzelheiten nicht viel gekümmert.

Von besonderer Bedeutung sind die beiden Lärabnahmen im Innern der Kirche von Wang, mit denen sich 1925 Wolfgang Schulz in den Schlesischen Monatsheften 1925, Nr. 5 beschäftigte. Für uns ist nicht so sehr die, sei es auf Grund der Edda oder unter Annahme einer Kröte gefuchte Deutung die Hauptsache, sondern daß Eindridhi, der Schmalfinger, der Sohn Nafs des Kargen (wie Schulz liest), eine Lärabstattung schnitzte, die, schon in älterer Zeit, in Stück ausgeführt, in Mals in Tirol nachweisbar ist. (Vgl. darüber Einhart in meinem „Kunde, Wesen, Entwicklung“.) Es muß also mit einer Ausbreitung dieser Nordkunst weit nach Süden bis in die Alpen gerechnet werden. Schlesien käme nur dann in der ganzen Frage mit in Be-

tracht, wenn Einlässe vom Osten — und das ist im Zierat der Wikingerzeit zweifellos — nachweisbar wären. Aber auch dann ist der Seeweg über die „baltische Brücke“ wahrscheinlicher als die Vermittlung über einen der Flußläufe, die wie die Oder von Süden nach Norden führen. Die Donau oder das Mittelmeer treten in solchen, den Norden allein betreffenden Fragen zurück, der Verkehr geht wahrscheinlich den alten Arierweg im Gegensinn zurück, bis dieser durch die Mongolen und schließlich durch die Russen abgeschnitten wird. Seither ist die alte enge Verknüpfung des germanischen und slawischen Nordens mit Iran und Sibirien ganz in Vergessenheit geraten.

Es ist doch wichtig, daß wir einen solchen norwegischen Mastenbau, wie ihn die Normannen an die Mündung der Seine brachten, von wo aus er dann zur Entstehung der gotischen Blüte im Steinbau den Anlaß gegeben zu haben scheint, auch in der Heimat unmittelbar vor Augen haben.

All das liegt weit hinter uns. Seit 1050 ungefähr beginnen die Bischöfe, ob es sich nun um Passau oder Hamburg handelt, ihre Sitze aus Holzstädten in solche in Stein umzubauen. Seither hört auch die freischöpferische Tätigkeit der nordischen Baukunst nach verschiedenen Gauen immer mehr auf, im Kirchenbau der Städte ganz. Nur die Dorfkirche bleibt noch beim Holz und in der Stadt in gewissen Gauen das Rathaus und das Wohnhaus. Die Dissertation von A. Bruck hat versucht, dieses Ausleben darzustellen. Im übrigen wird der schlesische Raum von nun ab ein Bestandteil des katholischen Westens und teilt die Stilentwicklung, die von dort und später von Italien ausgeht in mehr oder weniger ausgiebigem Maße. Man sehe sich die Steinkirchen des Landes vergleichend an.

Zu der Zeit als sich 1346 die Städte Görlitz, Bautzen, Raminz, Lauban, Lobau und Zittau zu einem Sechsstädtebund vereinigten, stand die „Gotik“ in voller Blüte. Man sollte nicht versäumen, die alten Friedhöfe aufzusuchen, um sich an der Grabmalbildnerei zu überzeugen, daß ebenso wie im Bauen selbst auch auf diesem Gebiete der Westen in Schlesien vollständig zum Durchbruche gekommen war und es überaus lehrreich ist, in Sammlungen von Grabsteinen zu verfolgen, wie sich daran der zeitliche Wechsel der Stilperioden von der Gotik an über die Renaissance, den Barock, das Rokoko zum Klassizismus verfolgen läßt. Besonders Zittau bietet dazu reichlich Anlaß, wie die Bearbeitung durch Gurkitt und in einer ungedruckten Wiener Dissertation Karl Gschnitz zeigt hat.

Zum Schlusse noch die Frage: wie gehen wir in Schlesien mit den Denkmälern unserer alten Holzkunst um? Gewiß, die Ortsmuseen (Troppau) begannen, ihnen einige Aufmerksamkeit zu schenken, aber ins Volk scheint diese Bewegung, wie ich nach meiner engeren Heimat Bializ-Biala urteile, nicht gedrungen zu sein. Ich möchte auf zwei vorbildliche Unternehmungen hinweisen, von denen die eine hundert Jahre alt, uns den größten mittelalterlichen Schatz an Holzkunst erhalten hat und ihn heute durch Ausgrabungen bahnbrechend mehrt, während in einem andern Fall in einer Weise energisch in der Aufarbeitung des Bestandes vorgegangen wird, daß man sieht, die Erkenntnis des nationalen Wertes hat sich da ganz klar durchdrungen.

Zunächst haben wir es einem in Norwegen seit einem Jahrhundert bestehenden Vereine zu danken, daß die mittelalterlichen Stab-, besser Mastenkirchen erhalten sind, in die Freiluftmuseen gebracht wurden und jedenfalls gepflegt werden. Man weiß dort, wenn auch der Bear-

beiter Dietrichson in der Ursprungsfrage irre gegangen sein mag, doch jedenfalls durch ihn belehrt, was das Land in diesem altererbten Besitz für die Zukunft in der Hand hat. In neuerer Zeit ist dazu noch der Fund der großen Kunstladung des Nsebergsschiffes gekommen, so daß wir heute aus der Wikinger- und ersten christlichen Zeit nordische Denkmäler in Holz zur Verfügung haben, die es mit den Steindenkmälern des Mittelmeerkreises an Bedeutung und künstlerischem Wert aufnehmen können.

Dann hat die technische Hochschule in Warschau ein „Institut für das Studium der Architektur in Polen“ gegründet, das sich grundlegend auf den nationalen Holzbau und dann erst auf den monumentalen Steinbau einstellt. Es möge mir erlaubt sein, bezüglich des Holzbauwesens einige nähere Angaben zu machen, die ich Herrn Dr. G. Kaczynski verdanke. In erster Reihe kommen an das Institut die Studierenden der Abteilung für Architektur, die ihre obligatorischen Übungsaufgaben in Aufnahmen zunächst von volkstümlichen Bauten vorlegen müssen. Jeder Student, nachdem er die Vorträge über das Volks- und Holzbauwesen (II. Semester) besucht hat, unternimmt (meistens in Gruppen) eine selbständige Inventarisierung eines beliebig gewählten Dorfes (manchmal einer Vorstadt) auf Grund eines festgelegten Fragebogens. Die Fragen berücksichtigen u. a. die allgemeine Lage, das älteste Gehöft, den am häufigsten vorkommenden Typus, ein Beispiel jüngsten Datums, Kapellen, Kreuze, Gasthäuser, Baumaterialienverhältnisse usw. Die in der Gegend befindlichen Holzkirchen, Synagogen, Gutshäuser sollen besprochen und auf dem beigehefteten Ausschnitt einer Generalstabskarte eingezeichnet werden. Die graphische sowie schriftliche Beantwortung wird unter Aufsicht der Assistenten im Institut

ausgeführt. Auf diese Weise wird eine Volksbauinventarisierung vorbereitet und gleichzeitig ein planmäßig nach bodenständigen Bauweisen geordneter Arbeitsstoff beschafft. Bis 1929 waren 261 solcher Arbeiten eingelaufen. Das Institut besteht seit dem Jahre 1921. Die gut ausgeführten Übungsaufgaben werden alljährlich ausgestellt und die besten aus Mitteln des Unterrichtsamtes (1000 Zloty im ganzen) ausgezeichnet.

Was die volkstümliche Baukunst anbelangt, so wurden, da die obligatorischen Studentenübungsaufgaben doch nur ein topographisch loses Bild ergeben, besondere Gruppen ausgebildet, die im Auftrag und auf Kosten des Instituts planmäßig bestimmte Gegenden inventarisieren. Man wandte sich zunächst Landstrichen mit ausgesprochener Eigenart zu: dem Fürstentum Łowitsch, dem ehemaligen Kurpiä-Urwalde, der Hohen Satra (Hirtenhütten) und der sumpfigen Polesia. In der Wojwodschaft Bialystok wurden alle zehn hölzernen Synagogen aufgenommen.

Besonders erwähnenswert ist die Modellwerkstatt. Ich könnte als Beispiel das Modell der Holzkirche von Gryn geben, die ich „Die altslawische Kunst“,

G. 233, als eine der ältesten erhaltenen Holzkirchen besprochen hatte. Im Jahre 1928 arbeiteten (im Winter) zwei stellvertretende Assistenten, acht Studierende und ein Tischler in dieser Werkstatt. Leiter des Instituts ist Prof. Dskar Gosnowski; ihm steht ein Adjunkt, zwei ältere Assistenten und neun stellvertretende Assistenten zur Verfügung. Im Jahre 1928 arbeiteten außerdem 33 Studierende und Privatpersonen am Institut und es wurden ihnen 15 000 Arbeitsstunden bezahlt. Die erschienenen Veröffentlichungen des Instituts fangen an, der Wissenschaft sehr wertvollen Arbeitsstoff zu bieten.

In Deutschland will man jetzt endlich im großen Stil an diese Aufgaben herantreten, wie ich einer Sitzung der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft und ihrem achten Jahresberichte 1929 entnehme. Aber auf die Fürsorge von oben kommt es allein nicht an. Die Hauptsache ist, daß von unten, vom Volke herauf nach besten Kräften gearbeitet wird. Wenn ich mit dem heutigen Vortrag in dieser Richtung einige Anregungen für Schlesien im besonderen geben konnte, so ist der Zweck dieser Äußerung voll auf erfüllt.

Dr. Alfred Schellenberg-Breslau:

Oberschlesien und seine bildenden Künstler*

Es gibt keine obererschlesische Kunst von ausgeprägter, durch Rasse und Landschaft bedingter Eigenart, es hat auch bis heute zu keiner Zeit eine solche gegeben. Wenn wir uns auf die bildende Kunst beschränken, so dürfen wir sagen, es gibt nur Maler und Bildhauer aus und in Oberschlesien.

Um die Situation richtig zu begreifen, sei in kurzen Umrissen eine Skizze der schlesischen Kunst, soweit sie Malerei, Bildhauerei, das Kunsthandwerk und Architektur einschließt, gegeben.

Das Hauptkennzeichen der schlesischen Kunst ist ihre große Vielseitigkeit, die begründet liegt in dem Charakter des Landes als Kolonial- und Grenzland. Die eigentlich schöpferische Note tritt hinter der Aufnahme und selbständigen Weiterverarbeitung von auswärts kommenden Anregungen zurück.

Nur einmal können wir in der bildenden Kunst von einem schlesischen Stile sprechen, zur Zeit der Spätgotik, da die schlesische Plastik ihren Höhepunkt erlebte. Aber auch hier sind die Wurzeln dieses schlesischen Stiles unschwer zu erkennen. Die ursprünglichen Formelemente kamen nicht aus dem schlesischen Boden, sie kamen einmal mehr vom Südwesten, von Prag her, das sich unter den Luxemburgern zum führenden deutschen Kunstzentrum entwickelte.

Anders liegen die Dinge im Handwerk. Hier haben Breslau und Neiße die Vormachtstellung. Eine Fülle von Talenten hat das schlesische Handwerk aller Gebiete hervorgebracht, Spitzenleistungen sind entstanden von eigener Prägung, die sich deutlich von den Leistungen der übrigen deutschen Landschaften zur gleichen Zeit abheben. So Großes Schlesien in

der Goldschmiedekunst geschaffen hat, so ist es gerade auf diesem Gebiete trotz hervorragender Einzelwerke und zahlreicher starker Künstlernaturen in der Stilprägung doch mehr der empfangende als der gebende Teil. Breslau und Neiße müssen auf diesem Gebiete die imponierende Vormachtstellung Augsburg und Nürnberg überlassen. Von hier kamen die genialen Formgedanken. Dagegen steht Schlesien mit seinen pompösen spätgotischen Innungshumpen der Zinn- und Kammgießer einzig da, und auch die schönsten der gestrickten deutschen Bildteppiche im 17. und 18. Jahrhundert, deren ältester in Neiße entstanden ist, sind auf schlesischem Boden von Barett- und Strumpffrickern geschaffen worden. Unter Schlesiens keramischen Erzeugnissen stehen die farbenprächtigen, von einem Töpfer in Neiße bald nach Mitte des 16. Jahrhunderts geschaffenen buntglasierten Dekorationskrüßeln an der Spitze, denen zur gleichen Zeit die deutsche Töpferkunst nichts Ähnliches an die Seite stellen kann. Was den schlesischen Glashütten die Entwicklung des deutschen Kunstglases verdankt und — um nur noch ein Beispiel herauszugreifen — welche Bedeutung schließlich Glinow für den deutschen Eisenkunstguß zu beanspruchen hat, ist zu bekannt, als daß hier davon weiter die Rede zu sein brauchte.

Und wenn wir zum Schluß dieser Einleitung noch einen kurzen Blick auf die schlesische Baukunst werfen, so müssen wir sagen, daß die meisten Städte Schlesiens in ihrer Anlage — im Mittelpunkt der Ring mit dem Rathaus in der Mitte des Marktplatzes — die typische Form der mittelalterlichen ostelbischen

Kolonialstadt aufweisen. In der Architektur von Einzelgebäuden hat Schlesien mit einer Ausnahme keinen Sonderstyp geschaffen. So kommen die Formelemente für den gotischen Kirchenbau aus dem Westen und Süden, und im Barock ist die schlesische monumentale Architektur das Werk österreichischer und böhmischer Künstler oder auch einheimischer Baumeister, die zu diesen in einem Schulverhältnis standen. Das schließt natürlich nicht aus, daß Einzelwerke: wie die Kreuzkirche in Breslau mit ihrer wundervollen Turmnadel oder das Breslauer Rathaus von ausgeprägter, sonst nicht wiederkehrender Eigenart geschaffen wurden. Eine architektonische Besonderheit — und das ist die Ausnahme — hat Oberschlesien in dem Typus seiner interessanten und heute noch in verhältnismäßig großer Zahl vorhandenen Schrotholzkirchen hervorgebracht; im Zusammenhang mit der Landschaft, in ihrer tektonischen und künstlerischen Raumgestaltung ein wertvolles, unverfälschtes Zeugnis für die künstlerische Gesinnung der einheimischen Bevölkerung.

Ich bin nun auf einen Einwurf gefaßt. Wie ist diese Darstellung vereinbar mit der Tatsache, daß Schlesien doch zwei große Maler hervorgebracht hat, Michael Willmann und Adolph Menzel? Auf keinen von beiden hat Schlesien ganz Anspruch: Michael Willmann ist ein Zu-, Adolph Menzel ein Ausgewandelter. Jener, den kürzlich, in seinem 300. Geburtsjahre, Breslau durch eine ausgezeichnete Ausstellung als den größten deutschen Barockmaler der Kunstgeschichte zurücksendete, war zwar mehr als ein halbes Jahrhundert in Schlesien tätig, er stammte aber aus Königsberg, und Menzel verließ mit 16 Jahren seine Vaterstadt Breslau, um nahezu 80 Jahre auf Berliner Boden zu wirken und ganz ein märkischer Maler zu werden.

Mehr als einmal mußten wir in unserer Skizze der schlesischen Kunstentwicklung Oberschlesien besonders nennen, und in der Tat, der östliche Teil des heutigen Schlesien hat einen großen Anteil an dem Gesamtwerk des schlesischen Kunstschaffens. Sein Anteil ist in Wirklichkeit noch viel größer, als er rein nach der ziffermäßigen Abschätzung nieder- oder obererschlesischer Künstler auf Grund der ihnen zuschreibbaren Werke festgestellt werden kann, da zweierlei ganz außeracht bleiben muß: der schwer kontrollierbare Wechselblutstrom von Osten nach Westen und umgekehrt, und die ebenso schwierige, nur in den seltensten Fällen rekonstruierbare Feststellung der Wanderstraße obererschlesischer Künstler und Handwerker nach der niederschlesischen Hauptstadt. Man stelle einmal die Ahnentafeln bedeutender, als Niederschlesier geltender Künstler auf, und man wird — wie z. B. im Falle Menzel — überrascht sein, wieviel obererschlesisches Ahnenblut, ihnen selbst und allen andern unbewußt, zu ihrer Lebensbildung beigetragen hat.

Vor dem Kriege wäre man kaum auf den Gedanken gekommen, die obererschlesischen Künstler aus dem Ring der gesamtschlesischen Kunst herauszureißen und gesondert zu betrachten. Das ist mit dem Kriegsende und der grausamen Abtrennung in wirtschaftlicher, kultureller und rassebürtiger Hinsicht ganz anders geworden. Heute ist Oberschlesien eine eigene Provinz, die geradezu mit einem fanatischen Eifer eine Tradition sich zu schaffen sucht und in der Geschichte Streifzüge nach Neuentdeckungen unternimmt, um aus tausend kleinen Bausteinen das Bild einer geschlossenen obererschlesischen Kultur, und damit eine Kulturtradition sich zu schaffen. Daß man in diesem Streben manchmal über das Ziel hinauschießt, weil die Traditionsschwere des

benachbarten Niederschlesien bei einem Vergleich das ober-schlesische Kulturbewußtsein doch ein wenig niederdrücken mag, ist begreiflich.

Wir müssen der Tatsache in die Augen sehen: Oberschlesien ist heute ein junges Land, ein Land, ohne ein durch große Kulturleistung in früheren Jahrhunderten scharf gemeißeltes Gesicht. Ja, im Gegenteil, das ober-schlesische Gesicht hat sich in den letzten 10 Jahren vollständig geändert. Von uns aus gesehen, repräsentiert das alte, kultur- und kunsthistorisch interessante Oberschlesien: Neisse, das junge aufstrebende, zukünftige Oberschlesien hat sein Zentrum in dem Industriedreieck Gleiwitz-Beuthen-Hindenburg.

Und wie verhält sich nun dieses junge Oberschlesien zu seinen Künstlern? Geben wir einem von ihnen selbst das Wort. Der Maler Max Ddoy schreibt in dem 1925 erschienenen Band „Gleiwitz“ der „Monographien Deutscher Städte“ in seinem Aufsatz: „Der Bund für bildende Kunst in Oberschlesien und seine Ausstellungen in Gleiwitz“ folgendes: „Wohl in keiner deutschen Provinz des Ostens ist es um die bildende Kunst so traurig bestellt wie in unserer Heimatprovinz Oberschlesien... Bildhauer und Maler haben immer noch gegen reichliche Verständnislosigkeit zu kämpfen. Falls sich irgend ein Begabter dieser Art regt und das ober-schlesische Kunsttendenz erkennt, schüttelt er den Staub von den Füßen, um im kulturgesegneten Westen mit junger Kraft eine befruchtende Tätigkeit zu entfalten. Die Rückkehr der abgewanderten Kräfte wird zur Unmöglichkeit durch den fast völligen Mangel an Ausstellungsräumen oder Kunstwerkstätten. Keine Kunstschule wirkt mitteilend, anziehend auf die Schaffenden. Werk- und Hüttenwesen sind nur auf Zweckmäßigkeit, nicht auf künstlerische Form einge-

stellt. Das Absterben der einst wunder-vollen ober-schlesischen Eisenkunstgußarbeit ist ein trauriges Zeichen dieser Versandung in öder Geldwirtschaft... Es ist betrüblich, daß in einem Landstrich, in dem das Geld rollt, und in dem nur mit großen Zahlen gerechnet wird, sich noch keine mit wahren Kunstverständnis geleitete Sammlung einheimischer Kunstwerke befindet. Mit Bitterkeit können darum ober-schlesische Künstler im Reich nur ihrer Heimat gedenken, die ihnen bei allem Reichtum kaum eine Daseinsmöglichkeit schafft. Für sie ist Oberschlesien das Land der Ausbeutung, das Land ohne Seele.“

Wenn ich als Nichtschlesier ähnliche Worte geschrieben hätte, so wäre ich einem schlesischen Lieblings-Schlagwort, dem Vorwurf der „westlichen Überheblichkeit“ kaum entgangen. So aber habe ich einen ober-schlesischen Künstler das sagen lassen, was jedem, der mit offenen Augen sieht und sehen will, klar ist. Abri-gens, was Ddoy hier im besonderen von Oberschlesien aussagt, trifft in Hauptpunkten auf ganz Schlesien zu. Auf Eines ist in dem obigen Zitat noch nicht hingewiesen worden, und das ist die für Gesamt-schlesien gültige tiefbedauerliche Tatsache, daß alle großen, in Schlesien in den letzten Jahren zu vergebenden künstlerischen Aufgaben nicht an einheimische, sondern an auswärtige Künstler vergeben wurden. Vor einigen Wochen durch-lief die schlesische Presse eine Liste von rund 40 Monumentalbauten, die in den letzten zwei Jahren in Schlesien errichtet wurden, und die sämtlich ganz oder zum Teil von auswärtigen, meistens Berliner Baumeistern und Baufirmen ausgeführt worden waren. Was auf dem Gebiete der Baukunst der Fall ist, wiederholt sich in gleicher Weise in der bildenden Kunst.

Unter diesen Umständen ist es natür-



Bernhard Hönig, Hindenburg

Redenhütte

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



Bernhard Hönig, Hindenburg

Bergdorf im Schnee

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



Das östliche Dorf

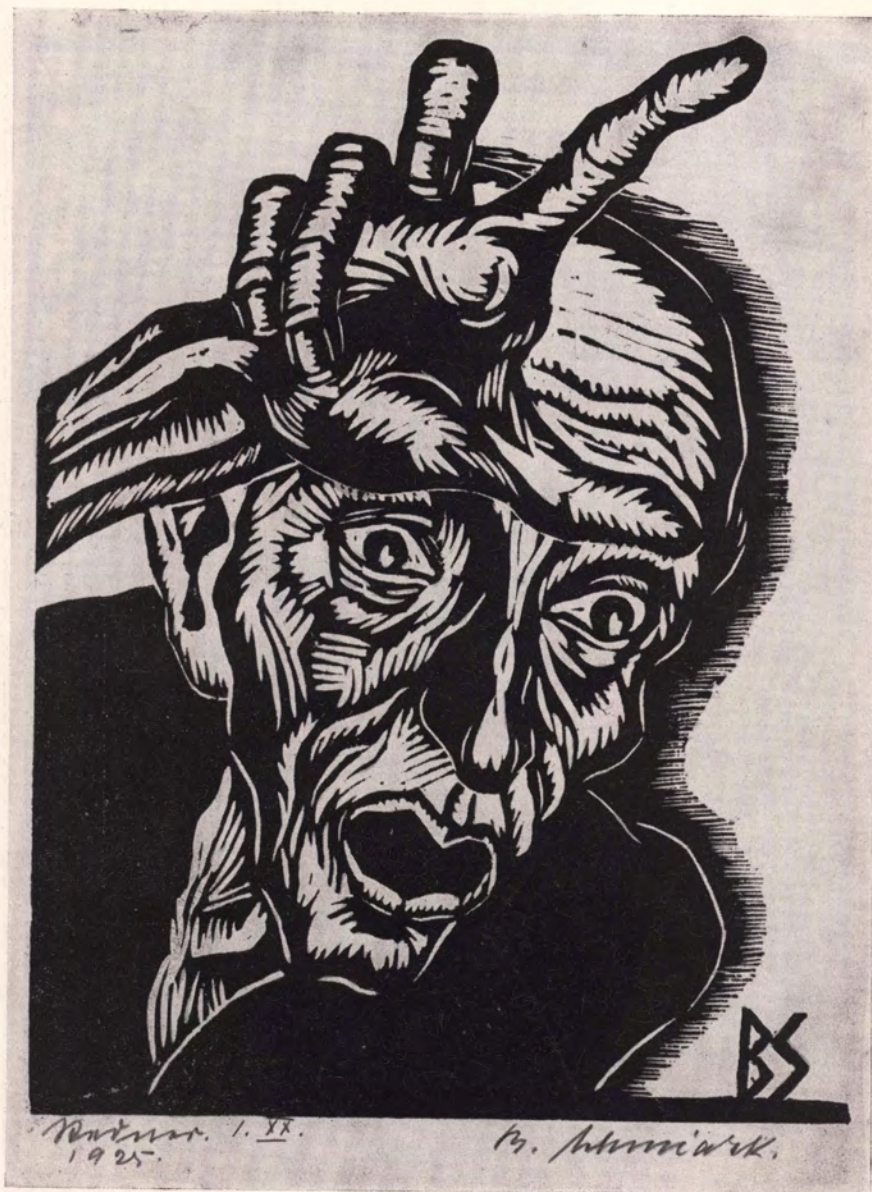
Prof. Schmalek
1928

Prof. Bruno Schmalek, Beuthen

Holzchnitt aus dem Mappenwerk
„Das östliche Dorf“, 1928

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“





Prof. Bruno Schmialek, Beuthen

Holzchnitt, „Redner“, 1925

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



Hans Zimbal

Das Juntal bei Briguegg, Tirol

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



Hans Zimbal

Damenbildnis

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



G. Heydük

Bildnis Max Herrmann-Neisse

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“





Wilh. Doms

Dämmerung I

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



Wilh. Doms

Zyflon

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“





Prof. Paul Plontke

Die Flucht nach Ägypten

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



Prof. Paul Plontke

Glas

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“





Thomas Myrtek Die Schreibende, Terrakotta, Oberlyzeum, Oppeln

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



Julius Hoffmann, Ratibor

Kriegerehrung, Skizze

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“





Robert Bednorz

Reichspräsident Ebert, 1924

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



P. P. Kowalski

Wandmalerei in der Aula Rosenberg, D./Schl. (Ausschnitt)

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“





L. P. Kowalski

Selbstbildnis (im Besitz Dr. Bry, Breslau)

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“



lich nicht möglich, daß sich eine bodenständige obererschlesische Kunst entwickeln kann, und der beste Beweis für das bisher Gesagte ist einfach damit gegeben, was Max Ddoy gesagt hat, daß bei weitem die meisten der im folgenden noch zu nennenden obererschlesischen Künstler der Gegenwart ihre Tätigkeit außerhalb der engeren Heimat ausüben.

Die Lage der schlesischen Künstler hat gerade im Laufe der letzten Jahre sich in Schlesien weiterhin um ein Bedeutendes verschlechtert. Die katastrophale Wirtschaftslage hat die Kommunen zu Sparmaßnahmen gezwungen, und es ist für Schlesien durchaus bezeichnend, daß gerade am rücksichtslosesten und am ersten die Sparmaßnahmen am Kultur-etat einsetzten. Der Grund hierfür ist darin zu sehen, daß die Bürgermeister der Städte des deutschen Ostens in erster Linie Wirtschaftspolitiker sind, die künstlerischen Fragen persönlich recht ferne stehen, und daß dort, wo es bei Städten Kunstdezerneate gibt, die Dezerneate von Juristen betraut werden, die in dem ihnen zur Pflege anvertrauten Gebiet selbst nicht zu Hause sind, und deshalb in erster Linie greifbare Nützlichkeitsfragen in den Vordergrund stellen. Daß Deutschland heute mehr denn je die Pflicht hat, seine Künstler nicht verhungern zu lassen, dafür zu sorgen, daß die Pflege künstlerischer Kultur für Handwerk und Industrie zur Schaffung höchster, die Auslandskonkurrenz schlagender Qualitätsarbeit, überall eine Selbstverständlichkeit ist, solche Vorhaltungen werden einfach mit einem „non possumus“ abgeschüttelt.

Von den aus Oberschlesien im ersten Dreiviertel des 19. Jahrhunderts geborenen bildenden Künstlern, soweit sie stärkere Bedeutung beanspruchen dürfen, ist nur ein einziger — und sicherlich nicht der stärkste — seiner engeren Heimat treu geblieben. Die beiden aus der Gleiwitzer

Hütte hervorgegangenen Kalide und Riß verlegten ihr Hauptwirkungsfeld nach Berlin. Riß vermochte durch die ausgezeichnete Amazonengruppe vor dem Schinkelbau des Alten Museums seiner Zeit die Aufmerksamkeit ganz Deutschlands auf sich zu lenken. Der tüchtigste der obererschlesischen Maler der Biedermeierzeit war der in Oppeln geborene Carl Adalbert Hoffmann, der dem Nazarenerkreis in Rom angehörte und ein Bildnis von dem alten Papst Pius VII. zeichnen konnte. Nach seiner Rückkehr aus Italien ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, die ihm jedoch nicht die notwendige Existenzmöglichkeit gab, so daß er 1826 in Breslau für dauernd seinen Wohnsitz nahm und neben dem religiösen Figurenbild im Stile der Nazarener auch zahlreiche Porträts schuf. Von seinen beiden Schülern ließ sich August Hüppe in Carolath nieder, während Joseph Jokiš bis zu seinem 1862 erfolgten Tode, hauptsächlich als Porträtmaler, in seiner Vaterstadt Oppeln wirkte. Die äußerlich erfolgreichste Künstlerlaufbahn unter den obererschlesischen Malern hat zweifellos der in Groß-Karlowitz bei Neiße geborene Eduard Grünher zu verzeichnen. In seinen aller Welt bekannten Mönch-, Falstaff- und Jägerbildern hat er alles Schlesische restlos abgestreift und sich in der Münchener Genremalerei seinen Platz gesichert. Gleich ihm haben sich Graf Ferdinand von Harrach aus Rosnochau und die Bildhauer Johannes Boese aus Ratibor und Joseph Breitkopf-Kosel ganz der Fremde assimiliert, wie wohl auch erst die meisten bei dem jüngst erfolgten Tode des alten Jagdfreunden bekannten Tiermalers Wilhelm Kuhner zum erstenmal erfuhren, daß er gebürtiger Oberschlesier war. Zu der älteren Generation der noch heute tätigen obererschlesischen Künstler gehören der in

Düsseldorf als Lehrer an der Akademie wirkende Prof. Adolf Münzer, dem eine wirtschaftlich glücklichere Zeit Gelegenheit gab, allegorische und andere Wandgemälde zu schaffen und der etwas absonderliche, in Berlin lebende Ratiborer Wilhelm Doms, der gleich dem ihm wesensverwandten Rubin außer mit bizarren, phantastischen, zuweilen mystisch beschwerten Bildern auch literarisch nicht ohne Erfolg hervorgetreten ist. Verschiedene Kreise wollen heute gerade in ihm den Gestalter und Deuter eines tief im Oberschlesischen wurzelnden mystischen Empfindens sehen. Ob diese Behauptungen richtig oder falsch sind, dies zu beurteilen fehlen mir die Voraussetzungen. Von rein künstlerischem Standpunkt aus betrachtet, haben Doms ideenreiche Bilder in formaler Beziehung keine neue Bahn beschritten.

Die junge obereschlesische Künstlergeneration hat, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, der Heimat den Rücken gekehrt. Die meisten sind heute in Breslau tätig, ihre Werke sind aus dem Gesamtbild der gegenwärtigen schlesischen Kunst gar nicht mehr fortzudenken. Es liegt in unserer Wirtschaftslage begründet, daß die meisten einen Lehrauftrag, sei es als Zeichenlehrer oder als Lehrer an einer der Kunstschulen innehaben. Auffällig, aber durchaus bezeichnend für die diesseitige, unbedingt erd- und naturfrohe, mit den realen Dingen rechnende obereschlesische Wesensart, ist die Tatsache, daß keiner der in sich gefestigten Künstlerpersönlichkeiten aus Oberschlesien sich auf das Glatteis kubistischer Spielereien oder konstruktivistischer Kunsttheorien begeben hat. Und darum ist das obereschlesische Element innerhalb der gesamtschlesischen Kunst unserer Tage unbedingt notwendig, es ist ein gesundes Gegengewicht gegen die große Gefahr der Verkalkung und Schematisierung einer ästhetisierenden,

vergrößtädterten, im tiefsten Grunde aber durchaus dekadenten Akademiekunst. Gerade heute, wo an der Breslauer Kunstschule einige wegen ihres Außenseitertums vielgenannte Professoren lehren, wo ein Artistentum durch Tricks brilliert, ist eine Gegnerschaft des Werkes noch wichtiger als die des Wortes. Die obereschlesischen Künstler haben daher in Breslau eine hohe, nicht ernst genug zu nehmende Aufgabe zu erfüllen. Und es ist gut, daß sie unbeirrbar ihren Weg gehen, jenem blutleeren effekthaschenden Künstlertum ein gesundes sinnliches, phrasenloses Künstlertum gegenüberstellen. Und wenn wir einmal die Führer der heutigen obereschlesischen Künstlergeneration auf ihre Abstammung hin prüfen, so sehen wir, daß sie nicht aus dem Industriezentrum kommen, sondern von bäuerlicher Scholle.

Die beiden Bildhauer Bednorz und Myrtek verkörpern zusammen mit dem Maler Ludwig Peter Kowalski diesen durchaus erdgebundenen Typus. Bednorz, als Professor an die Breslauer Kunstakademie berufen, vertritt dort allein das schlesische Element. Er ist eine außerordentlich starke Begabung, die bis jetzt ihr Bestes im Bildnis gegeben hat. Er hatte das große, mir wenigen Künstlern zuteil gewordene Glück, zwei Staatshäupter nach dem Leben porträtieren zu können. Und wie hat er diese Aufgabe gelöst! Man spürt in dem Abbild deutlich die Inspiration aus dem Objekt heraus. Kraftvolle, in sich gebändigte Leidenschaft bei fast unheimlicher Schärfe des Auges und einer starken Gabe des blitzschnellen Erfassens momentaner, an die Oberfläche springender geistiger Wesentlichkeit haben den Künstler über sich selbst hinauswachsen lassen. Er schuf in den Köpfen von Ebert und Mussolini zwei endgültige monumentale Leistungen. Es ist verständlich, daß auch seine engere Heimat ihn zu Aufgaben heranzog.

Thomas Myrtek lebt als freier Bildhauer in Breslau. Er ist heute einer der gesuchtesten Architekturplastiker in Schlesien und bereits zu einer großen Anzahl von behördlichen Aufgaben herangezogen worden. Was er vielen andern Bildhauern voraus hat, ist die Gabe, auch ohne Modell direkt aus dem Stein heraus, lediglich seiner momentanen Inspiration folgend, Werke zu schaffen. Allerdings „haut“ er bei solchen, ohne vorheriges Modell geschaffenen Arbeiten zuweilen vorbei, sobald irgendwelche äußere hemmende Momente — z. B. eine nicht erwartete Härte bei irgendeinem Kunststein o. ä. — ihm unerwartet dazwischen kommen. Er hat als erster künstlerisch hochstehende Kohlenplastiken geschaffen, von denen eine das Historische Museum in Moskau und zwei weitere das Kohlenforschungsinstitut in Breslau erworben haben. Als eine seiner reifsten Arbeiten erscheinen mir die überlebensgroßen Mädchenfiguren für das Lyzeum in Oppeln, die leider nur den einen Fehler haben, daß sie durch ihren roten gebrannten Ton zwischen den Fenstern des obersten Stockwerks für den Beschauer nicht zu der verdienten Geltung kommen. Myrteks Arbeiten haben bei aller großen Verschiedenheit doch sehr viel Wesensverwandtes mit denen von Bednorz, nur daß zuweilen sein etwas hitziges Temperament bei den Arbeiten, die nicht erst in seinem Atelier einen längeren Läuterungsprozeß durchgemacht haben, dem ordnenden und zusammenfassenden Formwillen einen Streich spielt.

In Ludwig Peter Kowalski hat Schlesien einen auch auswärts anerkannten Künstler für große monumentale Aufgaben, der seinerzeit mit in die allernächste Wahl für die Ausmalung des Mainzer Doms kam. In Breslau hat er für einen Raum des Poelzigischen Aus-

stellungsgebäudes die ausgezeichneten Kartenbilder geschaffen, die ihn mit einem Schläge als außerordentlich befähigten Wandmaler bekannt machten. Es ist bedauerlich, daß ein solches Talent nicht stärker zu behördlichen Aufgaben (wenn ihn auch seine engere Heimat Oberschlesien nicht gerade vergessen hat) herangezogen wird. Man schüttelt einfach den Kopf, wenn man in unsern Tagen solche Dinge wie den Wettbewerbsentscheid über die für den „Ninne-Raum“ im Essener Folkwang-Museum geschaffenen „Wandgemälde“ erlebt. Heute ist eben leider in deutschen Kunstdingen ein modischer Enobismus Trumpf, und wer keine kubistischen und konstruktivistischen Kapriolen tanzt, ist rückständig. Man könnte fast von einer geheimen Kunstfeme sprechen, zu deren Mitgliedern einzelne Künstler, Museumsdirektoren und Kunstdezenten, die mehr Angst vor dem Vorwurf der Rückständigkeit als eigenen sicheren Instinkt besitzen, und schließlich einflussreiche Personen bei Behörden bis in die Ministerien hinein zählen. Kowalskis Bilder zeichnen eine klare Komposition und ein starker Flächenrhythmus aus. In den großen Gemälden dominiert sehr stark das Lineare, die Farben sind dem Linienrhythmus untergeordnet. Es scheint mir, als habe Italien seine Palette reicher gemacht, seinen Farben eine neue Blut gegeben, seinem Temperament über eine allzu kluge Diszipliniertheit nun eine stärkere Macht zugunsten einer interessanteren farbigen Lebendigkeit eingeräumt.

Merlich ist ein ausgesprochen lyrisches Temperament, nicht von der etwas schweren Erdhaftigkeit dieser drei, sondern leichter, froher, heller, vielleicht auch romantischer. In ihm scheint ein künstlerischer Zwiespalt noch nicht zur Ruhe gekommen zu sein. Er schwankt zwischen einer stark aufs Lineare eingestellten Darstellungsweise und einer rhythmischen

Übereinanderschichtung farbiger Flächen. Dabei ist Nerlich alles andere als Kolorist. Er beschränkt sich auf ein Minimum von farbigen Tönen, mit Vorliebe wählt er Weiß, um zu einer rein flächenhaften Wirkung zu kommen. In seinen früheren Breslauer Brückenbildern, die zum Besten gehören, was Schlesier im Städtebild geschaffen haben, wußte er immer bei der Wahl seiner Motive durch die rhythmische Schwingung von Kurven für das Auge prickelnde und stets interessante sinnliche Reize zu schaffen, später in seinen hellen Dampferbildern hat er sich zugunsten einer in sich farbig sehr verwandten Flächenrhythmik entschieden.

Die Kunst der übrigen obererschlesischen Maler ist je nach Alter, Temperament und künstlerischer Anlage so verschieden, daß man sie unmöglich unter einen Namen bringen kann. Es übersteigt auch den Rahmen dieses Aufsatzes und würde zu einer gähnenden Langeweile führen, wollte man nun ein weiteres Duzend Künstler einem Leserkreis vorstellen, der von den allerwenigsten einmal ein Werk gesehen hat. Man kann unmöglich das Werk eines Künstlers mit ein paar Zeilen analysieren wollen, man kann günstigstenfalls nur Stichworte geben, die etwas Wesentliches weder aussagen können noch auch wollen. Ich fasse mich daher jetzt ganz kurz.

Hans Zimbal ist im Grunde seiner Seele Romantiker, sein Stil hat fast altdutsche Prägung, er liebt das Besinnliche und Beschauliche, das der Welt der kleinen Dinge anhaftet, und immer spürt man in Betrachtung seiner Bilder zum Schluß die quälende Sehnsucht des Malers nach einem Nichterreichten und Unerreichbaren. Henduck ist ein ganz anderer. Robust, ganz diesseitig, er packt die Dinge so, wie sein Auge sie sieht. Das Optische stellt sich vor das Geistige. Und doch hat auch er ein Bildnis geschaffen,

das des Dichters Max Herrmann-Neisse, das als ein großer Wurf zu bezeichnen ist. Wenn einem einmal so etwas gelungen ist, hat man, wenn man mit andern Werken dieses Malers auch nicht einverstanden ist, abzuwarten, bis ein neuer Wurf wieder den Respekt sich von selbst erzwingt. In Ddoy steckt ein verkapptes Nazarenertum, das jedoch durch einen starken angeborenen Lyrismus eine gewollte Monumentalität ins Pathetische abtreibt. Ddoy ist daher am überzeugendsten in seinen in der letzten Zeit entstandenen Zeichnungen, die in ihrer Einfachheit und Phrasenlosigkeit etwas Meisterliches haben.

Schmialek, heute als Professor an der Pädagogischen Akademie in Beuthen wirkend, hat in seinen Holzschnitten einen stark suggestiven, bodenständig wirkenden Stil gefunden, der ihn den Bednorz, Myrtek und Kowalski innerlich verwandt erscheinen läßt. Plazek ist bei allem künstlerischen Wollen und handwerklichen Können noch nicht zu einem persönlichen Stile gekommen, noch schwimmt er zu sehr in ausgefahrenen Bahnen. Dies gilt auch in gewissem Sinne bei dem sich ständig wandelnden Heinz Gladkowski, dem bei seinem zügellosen Temperament immer wieder die eigene Kruste entfällt, so daß seine Sehnsucht nach der Form sowohl in der Linie wie in der Farbe nie weiter als über den Wunsch hinausgekommen ist. Hier ist die Zeit die beste Lehrmeisterin. Oberschlesien besitzt gegenwärtig auf einem Sondergebiet einen Meister, der sich in ganz Deutschland als erfolgreicher Plakatkünstler einen Namen gemacht hat: Valentin Zietara. Aber auch ihn hat der Münchner Boden restlos seiner Heimat entfremdet. Die künstlerischen Beziehungen zwischen ihm und seiner Heimat sind so gut wie ganz verloren gegangen. Über den jungen, talentierten Bildhauer Julius Hoff-



Georg Nerlich

Stadt (Oppeln)





Georg Nerlich

Weißer Dampfer

Zum Beitrag Dr. Alfred Schellenberg: „Oberschlesien und seine bildenden Künstler“

mann-Natibor ist heute noch kein Urteil zu fällen.

Die Oberschlesier betrachten den in Berlin tätigen Ploncke als einen der ihren, trotzdem er ein Breslauer Kind ist. Seine Vorväter sollen in Oberschlesien gegessen haben, außerdem ist manches ober-schlesische Motiv in seinen Bildern zu finden. Als Maler biblischer Vorgänge ist er bekannt genug. Eine Kritik seiner Werke an dieser Stelle hat keinen Sinn. Und schließlich noch ein Künstler, ein Niederschlesier, der heute als Zeichenlehrer in Beuthen wirkt: Hönig. Kein Revolutionär, sondern ein Empfindsamer, der auf der breiten Straße der deutschen Kunst still seinen Weg geht, da und dort mit warmem Herzen und künstlerischem Empfinden ein Stück Natur einfängt, mehr sich selbst zur Freude und Genüge als den andern zur Kritik. Gerade in solchen Menschen, die man wenig nennt, steckt oft ein größeres Künstlertum als in denen, die Quadratmeter von Leinwand nur aus dem Handgelenk ankitschen. Sie sind ehrlich und bescheiden und darum doppelt sympathisch in ihrem Künstlertum.

Schließen wir hiermit den Künstlerreigen ab und wenden wir uns zuletzt der ober-schlesischen Museumsfrage zu. Drei Museen sind zu nennen: in Neiße, Gleiwitz und Beuthen. Alle drei besitzen eines nicht: eine Gemäldegalerie, alle haben nur einen Ehrgeiz: Heimatmuseum sein zu wollen. Man hat sich in die Aufgaben geteilt. (Teilung ist in Oberschlesien überhaupt das Lösungswort für alle behördlichen Institute.) Beuthen

sammelt prähistorische Funde, das Gleiwitzer Museum — eine ehemalige Kaserne — hat eine Sammlung von Altertümern des ober-schlesischen Industrie-zentrums und wendet sein besonderes Interesse den Proskauer Fayencen und dem Gleiwitzer Eisenkunstguß zu und schließlich: Neiße hat genug eigene Tradition, als daß sein Museum nicht berechtigt wäre.

Eines aber fehlt in Oberschlesien, und das ist das Museum der Gegenwart. Gerade da, wo die Tradition dünn ist, müßte ein um so stärkeres Interesse den Künstlern der Gegenwart gezollt werden. Es müßte meines Erachtens eine dankbare Aufgabe für einen jungen Museumsleiter sein, an irgendeiner Stelle in Oberschlesien ein Museum zu schaffen, das den Künstlern der Gegenwart, und in erster Linie den lebenden ober-schlesischen Künstlern dient.

Wenn auch die ganz großen Künstlerführer fehlen, so ist gerade heute Oberschlesien an Talenten unter den bildenden Künstlern reicher als je. Die Schöpfung eines Museums der Gegenwart, Schaffung von Ausstellungsmöglichkeiten, weitgehendste Heranziehung einheimischer Kräfte zu künstlerischen Aufgaben von behördlicher wie privater Seite, das scheinen mir heute die wichtigsten Pflichten zu sein, die Oberschlesien seinen künstlerisch tätigen Söhnen gegenüber trotz aller Wirtschaftsnote zu erfüllen hat.

Prof. Dr. Hermann Lubin-Breslau:

Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamtschlesischen Raume**

Schlesische Kulturwochen auf dem Boden Böhmens oder Mährens, das ist eine Erscheinung, die zu mancherlei Betrachtungen Anlaß gibt. Es ist noch nicht lange her, daß eine solche Veranstaltung möglich geworden ist. Ich meine damit nicht die äußere Möglichkeit. Denn die schlesische Kulturwoche tut niemandem etwas zuleide und braucht daher auch in diesem, dem äußeren Sinne, keine besondere Lage als Voraussetzung. Was ich im Auge habe, ist die innere Position, welche die Vereinigung von Menschen diesseits und jenseits der Landesgrenzen in der Gemeinsamkeit eines Bewußtseins enger Zusammengehörigkeit ermöglicht, das wir wohl Stammesgefühl nennen dürfen.

Bis 1918 waren die Deutschen gewohnt — und der größere Teil von ihnen ist es heute noch —, in den Kategorien des Staates zu denken. Wir dürfen uns darüber nicht allzusehr wundern. Das deutsche Staatswesen hat eben durch Jahrhunderte, selbst als Zwergterritorium, seinen Insassen jeweils einen besonderen Charakter gegeben. Man erinnere sich doch, daß von dem Gewissen oder Willen des Landesherrn die Entscheidung sogar über das religiöse Bekenntnis seiner Untertanen abhing. Gar erst die großen, starken Staaten des Ostens haben in ganz besonderem Maße den Einwohnern ihren Stempel aufgedrückt. Wir lächeln oder lachen, wenn wir auf die alten Worte von einer bayerischen oder kurländischen Nation stoßen. Wir wissen aber, daß die österreichische oder preussische Nation einmal eine Wirklichkeit und eine Größe gewesen sind.

Die deutsche Vielstaatigkeit hatte die Nation durch Jahrhunderte tief hinab gespalten, so daß die Volksgemeinschaft darüber nur allzu oft vergessen worden ist. Der Schulunterricht in Böhmen vermittelte mehr Kenntnisse über die Bukowina oder Herzegowina als über Schlesien. So ist es gekommen, daß man nicht nur in politischen Belangen, sondern bei jeder Denktätigkeit und oft selbst unbewußt in der inneren Haltung die schwarz-gelben und die schwarz-weißen Grenzpfähle aufs peinlichste respektierte.

Dabei fehlte dennoch das Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit der Bevölkerung zu beiden Seiten der Grenze niemals. Ich erinnere mich recht gut der Zeit, als Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ herauskam. Da hat man hier in Nordböhmen sogleich empfunden, daß das Schicksal, welches die Bühne vorführte, nicht nur im allgemeinen, sondern auch in einem besonderen Sinne packte, weil es als dem eigenen Volkscharakter entsprungen verstanden wurde. Und wenn man mich als geborenen Reichenberger während der Studentenjahre draußen im Reich nach meiner Heimat fragte, von der man trotz ihres industriellen Namens im Süden und Westen wenig wußte, dann pflegte ich, um einen Begriff von ihr zu geben, auf die verwandte Sprache und Wesensart des Schlesiens und Lausitzers hinzuweisen.

Daß man aber dieses Gemeinschaftsbewußtsein laut werden läßt, es herausstellt, als einen Lebenswert pflegt, dazu bedurfte es der großen Wandlungen, welche wir erlebt und erlitten haben: der Abtrennung von Millionen von

Volksgenossen vom Deutschen Reich, das sich allzu gemüßig als der deutsche Staat angesehen hatte, und der Zerschlagung des alten Österreich, in dem sich seine deutschen Untertanen doch noch wie in einem deutschen Staat gefühlt hatten.

Heute haben wir einsehen gelernt, daß nicht die Formung im Staat allein ein Volk bestimmt, sondern daß es als Kultureinheit sein eigenes Leben hat, das über die Staatsgrenzen hinweggeht. Dieses Bewußtsein meldet sich allwärts. Ein Beispiel nur: Aus der Schweiz, Vorarlberg und Deutschland kommen die Gleichstämmigen mit Elßässern auf Alemannentagen in der schönen Breisgaustadt Freiburg zusammen. So ist die Vereinigung der Schlesier hüben und drüben nur ein Zug einer allgemeinen, nicht allein deutschen, sondern europäischen Bewegung.

Jede Gemeinschaft aber fragt nach dem Rechtstitel ihrer Zusammengehörigkeit; nicht um ängstlich ihre Grenzen abzusteckten, sondern um sich ihrer tieferen Gründe bewußt zu werden. Wir wollen wissen, wie weit das Gesamtschlesien reicht, aus dem wir uns hier versammelt haben. Das schlesische Jahrbuch, als der literarische Niederschlag der Kulturwochen, antwortet, indem es ein Wort von Arndt variiert: „Soweit die schlesische Zunge klingt,“ wenn es uns als Bild des gesamtschlesischen Raumes das folgende vorführt. (Hier nicht wiedergegeben.)¹⁾

Es grenzt diesen Raum nach Sprache und Mundart ab. Die Sprachscheide gegen das Polnische und Tschechische ist in der Tat ein so hoher Kulturwall, daß sie allein schon unsern Raum, da sie ihn von drei Seiten umgibt, von außen her scharf ausprägt. Die Mundart

aber gibt ihm eine innere Einheit und setzt ihn zugleich, wenn auch in untergeordneter Weise, von Sachsen und der Mark wie von den südlicheren deutschen Sprachinseln ab. Das Bild läßt ein Hauptmerkmal des gesamtschlesischen Raumes sehr deutlich hervortreten: Seine Umklammerung durch fremdes Volkstum. Es sagt etwas über seinen Inhalt aus und gewiß etwas Bedeutsames; denn die Sprache ist ja doch ein Ausdruck tieferer Gemeinsamkeit im Fühlen und Denken. Doch erschöpft es den Inhalt nicht.

Von andern Gesichtspunkt her hat Konrad Dibrich, ebenfalls im Schlesischen Jahrbuch, die Frage gepackt.



Abb. 1.

Nach Dibrich²⁾, Die Reichsgrenze nachgetragen.

Er stellt einen gesamtschlesischen Raum unter dem Gesichtspunkt der Wirtschaft dar. Er gelangt zu einem ähnlichen, wenn auch nicht zum gleichen Umfang wie der von der Mundart ausgehende Forscher. Leider hat er seine Umgrenzung nicht begründet.

Schon diese Gegenüberstellung zeigt, daß der Begriff des gesamtschlesischen Raumes zumindest in Hinsicht des Um-

¹⁾ Siehe Karte zu Ernst Schwarz, Schlesiens Sprachgemeinschaft. Schlesiens Jahrbuch. Jahrg. I, 1928, S. 17 ff., auch am Ende von Jahrg. II.

²⁾ Konrad Dibrich, Das Wirtschaftsleben im gesamtschlesischen Raum. Schlesiens Jahrbuch. Jahrg. II, 1929/30, S. 95 ff.

fanges ein Problem darstellt. Noch mehr ist er es in einem andern Sinne. Die Zusammenfassung von Stammesräumen ohne Rücksicht auf die politische Grenzziehung bedeutet keineswegs etwas Neues. Ich gab das Beispiel des Allmannsgebietes. Selbst die Einbeziehung des deutschen Teiles am innerböhmisches Gebirgsrand in die Gemeinsamkeit des jenseitigen Stammes, wie sie unsere Kulturwochen voraussetzen, ist durchaus nicht einzig. Daß die Bewohner des Böhmerwaldes auch auf der böhmischen Seite Bayern sind, hat man nie bezweifelt und immer wieder in Sprache, Sitte, Tracht, Bauernhaus oder Stadtanlage bestätigt gefunden. Aber man hat früher nicht in gleicher Weise von Schlesiern in Mähren (im alten Sinne) oder in Böhmen gesprochen. Und das hat seinen Grund. Die Bayern waren, als sie kolonisierend nach Böhmen übergriffen, ein alter Stamm von ausgeprägter Eigenart. Schlesier aber, welche Nordböhmen hätten besiedeln können, hat es zur Kolonisationszeit noch gar nicht gegeben. Die Schlesier sind ja damals selber erst gebildet worden. Sie sind kein originärer Stamm, sondern aus Mischung entstanden und mit dem Namen des politischen Raumes belegt worden, in dessen Grenzen sich jene Mischung vollzogen hat. Daraus ergibt sich: Der Teil des gesamtschlesischen Raumes, der jenseits der schlesischen Landesgrenzen liegt, ist ganz gewiß nicht eine Erweiterung des Siedlungsraumes der Schlesier durch Auswanderung.

Damit stehen wir aber vor der Frage: Wie ist jene Gemeinsamkeit zu erklären, welcher wir uns stets bewußt waren und welcher wir uns gerade am heutigen Tage so herzlich freuen?

Die Problematik des gesamtschlesischen Raumes nach der Breite und nach der Tiefe ist aufgerissen. Es muß eine Haupt-

aufgabe der gesamtschlesischen Geistesarbeit sein, das Bewußtsein unserer Gemeinsamkeit gleichsam auszuloten und es damit klar an den Tag zu stellen. Die Intuition des Dichters mag uns die Grundzüge des Charakters, welche das schlesische Wesen ausmachen, im Fluge erhascht, vor Augen führen. Der Historiker wird in sorgfamer Forschung die geschichtlichen Grundlagen unserer Gemeinsamkeit aufspüren. Er kann sie in der Tat in einem gewissen Umfang exakt bestimmen. Verwandte Wissenschaften werden ihm Hilfe leisten.

Es ergibt sich eine doppelte Frage. Einmal gilt es zu suchen: Welche historischen Kräfte haben an dem Volke hängen und drüben gleichsinnig formend gearbeitet. Und zum andern: Auf welchen Gebieten treten, wenn wir unsern Kulturbesitz mustern, solche Gemeinsamkeiten zutage?

Im Rahmen eines kurzen Vortrages vermag ich allerdings nur den geringsten Teil von dem vorzubringen, was sich auch heute schon zur Beantwortung dieser beiden Fragen sagen ließe. Ich will nur in Beispielen zeigen, in welcher Weise an der Lösung des aufgeworfenen Problems gearbeitet werden kann. Dies alles ist ein erster Aufriß,¹⁾ aber zugleich als Programm gedacht; dessen Ausarbeitung muß, davon hoffe ich meine Hörer zu überzeugen, das fortgesetzte Thema unserer Zusammenkünfte sein, die sich damit den historischen Grund aufmauern. Die unendlich umfangreiche und so mannigfache Ausarbeitung dieses Programms verlangt zahlreiche Helfer. Viel, sehr viel Material liegt bereits geordnet und veröffentlicht vor. Es ist bisher nur unter

¹⁾ Auch diesen hätte ich nicht vorzuführen vermocht ohne die verständnisvolle und unermüdliche Mitarbeit meiner Assistenten Dr. Schlenger und Dr. Hans Meyer, denen ich für ihre Hilfe aufrichtig Dank weiß.

andern Gesichtspunkten geordnet worden und wird unter den neuen ein anderes Ansehen bekommen. Noch mehr Stoff wird allerdings neu gehoben werden müssen. Zur Hilfe rufe ich aber nicht nur die akademische Jugend auf, welche in erster Linie zur Mitarbeit verpflichtet erscheint, sondern auch Sie alle, Freunde der gesamtschlesischen Heimat, die Sie auf den verschiedensten Gebieten, nicht nur aus geschichtlicher Rückschau, sondern auch in Betrachtung des Gegenwärtigen mitwirken können durch Sammlung und Sichtung alles des Materials, an dem die Frage der gesamtschlesischen Gemeinsamkeit geprüft werden kann.

Wir wollen, indem wir die einzelnen Züge solcher Gemeinsamkeit feststellen und analysieren, nach ihrer Herkunft, nach ihrem Grund und den Kräften fra-

gen, welche sie geformt haben; wir wollen andererseits die in der Vergangenheit wirkenden Kräfte an uns vorüber ziehen lassen und zu erkennen trachten, welche Züge in unserm Volksleben sie ausgeprägt haben.

Die erste Frage richten wir an die Natur.

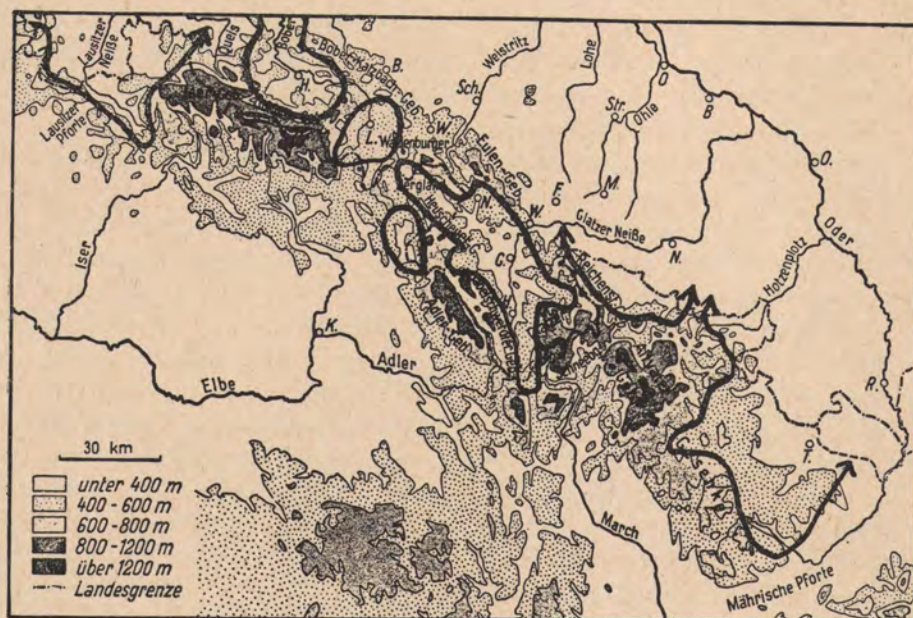
Hat sie Voraussetzungen geschaffen, auf welche wir den gesamtschlesischen Raum zurückführen können?¹⁾

Die Natur hat es nicht darauf abgelegt, den gesamtschlesischen Raum vorzubilden. Es ist jedermann bewußt, und das Bild arbeitet es scharf heraus, daß sich durch ihn ein Gebirgswall oder, ge-

¹⁾ Für die Natur des Landes vgl. J. Partsch, Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage. 1. Teil. Breslau 1896.



Abb. 2.

Abb. 3. Übergangsräume in den Sudeten.¹⁾

nauer gesagt, ein System von Rämmen zieht, das zwei Naturlandschaften scheidet. Denn wenn irgendwo die Natur dem menschlichen Leben den Raum, in dem es seine Gemeinschaft ausbilden soll, klar erkennbar angewiesen hat, so mit der Bergfeste Böhmen und mit dem nach Osten durch die Karpathen begrenzten Mähren. Nicht so allseitig umrandet ist das Oberland. Nach Nordosten ist es ebenso offen, wie die Lausitz nach Norden hin in die niederdeutsche Ebene verfließt. Aber im Süden, bzw. im Südwesten stoßen beide auf eine Naturgrenze, auf den Gebirgswall, und eben diese zerlegt den gesamtschlesischen Raum.

Sehen wir diesen näher an, so verliert er allerdings manches von seinem scheidenden Charakter. Er stellte zwar in früheren Jahrhunderten ein viel größeres Hindernis dar als heute, denn er war mit einem dichten Walde bedeckt, der im Süden bis an den Fuß des Jeschkenzuges reichte und sich dann etwa entlang der heutigen Sprachgrenze fortsetzte. Den-

noch ist dieser Gebirgswall keineswegs verkehrsundurchlässig. Zunächst führen durch ihn und seinen Waldgürtel Pässe in großer Zahl.²⁾ Im Westen umgeht ihn die Lausitzer Senke, im Osten die Mährische Pforte, Pässe von geringer Meereshöhe, bequemem Zugang und schwacher Steigung. Zwischen ihnen reihen sich die zentralen Sudetenpässe auf, welche, wenn auch mit größerer Mühe, die Durchquerung des Gebirges gestatten, die Pässe im Räume von Landeshut-Waldenburg und vor allem der Grafschaft Glatz.

Dem Gebirge ist ferner, wenn wir näher zusehen, eigen, daß es in sich eigenartige Übergangsgebiete aufweist, die schon von der Natur gebildet sind. Wollte man jemand den Auftrag geben,

¹⁾ Richard Nitschke, Heimatkunde von Schlesien. 2. Teil. Landeskunde. Breslau 1929.

²⁾ Robert For, Die Pässe der Sudeten unter besonderer Berücksichtigung der Zentralsudeten. Forschungen zur Landes- und Volkskunde. Bd. 13, Heft 1. Stuttgart 1900.

er solle die Naturgrenze zwischen Böhmen und Mähren einerseits, Lausitz und Schlesien andererseits abmarken, er käme oft genug in Verlegenheit, wo er die Linie ziehen soll. Im Niederland¹⁾ ist der Übergang von der Lausitz nach Böhmen ein ganz allmählicher, bei Reichenberg angekommen entsteht die Frage, ob der Jeschken- oder Iserkamm die Grenze bildet, besondere Schwierigkeit macht die Zuweisung des Gläser Kessels,²⁾ östlich davon müßte die Naturgrenze jedenfalls anders laufen als die heutige Ländergrenze, nämlich weiter südlich. Hier besonders herrscht Unklarheit in der Grenzziehung des Übergangsgebietes, das in der Tat von der Natur beiden Seiten zugewiesen wurde. Das Bild zeigt in das Gebirge eingesenkte Kessel, die ihrer Naturlage nach zu dem Vorland zu beiden Seiten des Gebirges in gleiche Verbindung gesetzt werden können. Sie bilden zusammengekommen einen natürlichen Übergangstreifen zwischen Böhmen-Mähren hier und Lausitz-Schlesien dort. Wir werden im weiteren Verlauf darlegen, wie diese Übergangsgebiete historisch ihre Zugehörigkeit gewechselt haben und wie ihr morphologischer Übergangscharakter sich umgesetzt hat im Leben der Menschen.

Fragen wir nun die Geschichte, ob und wann dieser Gebirgswall trennend gewirkt hat. Ich folge für die vorgeschichtliche Periode Martin Jahn. Nach seinen Feststellungen wurde in der älteren Steinzeit das Gebirge noch nicht durchquert, wohl aber durch die mährische

¹⁾ Nitschke, a. a. O. S. 1929.

²⁾ M. Jahn, Vorgeschichte des Sudetengebietes. Der Verfasser gestattete in liebenswürdiger Weise Einsicht in ein Manuskript über diesen Gegenstand. Derf.: Die Vorgeschichte des Friedländischen. Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Friedland 1926. Bd. 3, H. 1. — Hans Seger, Die Grafschaft Glatz in vorgeschichtlicher Zeit. Glatzer Heimatsschriften. Bd. 5. Habelschwerdt 1921.

Pforte umgangen, so daß zu seinen beiden Seiten die gleiche Besiedlung herrschte. In der jüngeren Steinzeit sind dann bereits manche Pässe benutzt worden. Von da an bestand gegenüber der These von der Naturscheide eine Gemeinsamkeit hüben und drüben.

Abb. 4. Die Lausitzer Kulturen.¹⁾

Die Karte führt uns als Beweis den Raum der verschiedenen Lausitzer Kulturen vor Augen. Es zeigt sich, daß selbst unter primitiven Verhältnissen der nordböhmische Raum und Teile des Obergebietes von der gleichen Bevölkerung und Kultur erfüllt waren. Die nächste Karte bringt für die folgende Periode das Übergreifen der in Böhmen und Mähren ansässigen Kelten nach Schlesien zur Anschauung.

Wenn sich danach die Germanen ins Ober- und Elbegebiet hineinschieben, die Wandalen von Norden, die Markoman-

¹⁾ Nach Leon Kozłowski, Mapy kultury łużyckiej. Lwów 1926, Mapa II, und Ernst Petersen, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. Berlin 1929. Tafel 36.

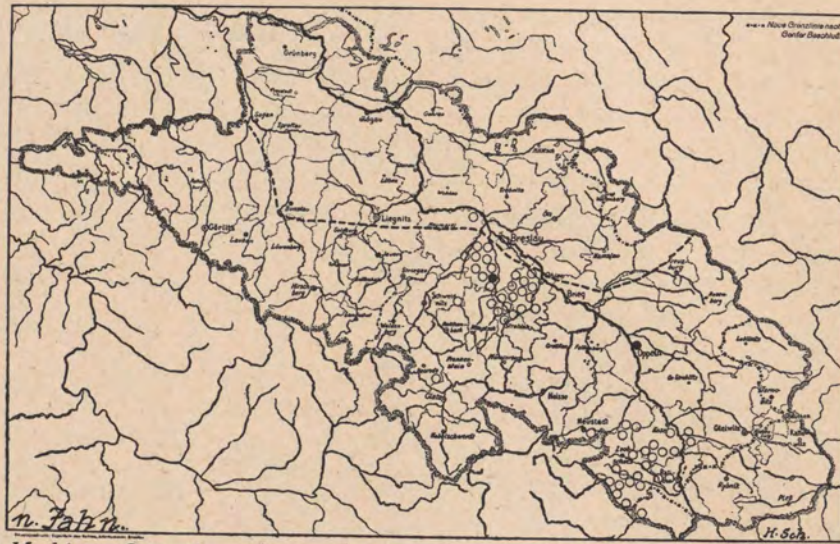


Abb. 5. Keltensfunde in Schlesien.¹⁾

nen und die Quaden vom Main her rückend entstehen zwischen diesen Völkern vielfältige Verbindungen. Sie durchbrechen in der Richtung von Glas nach



Abb. 6.²⁾

Breslau das Gebirge so stark, daß man an der materiellen Habe geradezu wandalisch-markomannische Mischformen beobachtet hat.

Auch die historische Periode zeigt zunächst kein anderes Bild. Die Linie, auf der heute die scheidende Landesgrenze läuft, gilt nicht am Beginn der Geschichte des tschechischen Reiches.

Um 975 liegt, wie schon seit dem Beginn des 10. Jahrhunderts, die Grenze der böhmischen Herrschaft an der Oder bei Breslau; sie ist zugleich die Grenze des 973 errichteten Bistums Prag.

¹⁾ Nach der Karte von M. Jahn, Völkerwanderungen vor der Völkerwanderungszeit in Schlesien. Ergb. VI des Manus, Leipzig 1928 und Angaben von Dr. Petersen und Dr. Raschke, gezeichnet von H. Schlenger.

²⁾ R. Holzman, Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert. Zeitschrift des Vereins f. Geschichte Schlesiens, Bd. LII, S. 37. Ders.: Die Urkunde Heinrichs IV. für Prag vom Jahre 1086. Ein Beitrag zur Geschichte der Gründung des Bistums Prag und seines Verhältnisses zum Bistum Mähren. Archiv für Urkundenforschung, Bd. VI, S. 181 ff.

Breslau war vor 921 von Herzog Wratislaw als Grenzfestung Böhmens gegen die jenseitigen Slawen gegründet und die ober-schlesische Landschaft der Dpolini Mitte des 10. Jahrhunderts vom böhmischen Herzog unterworfen worden. Wir sehen eine für das neue politische und geistliche Leben entscheidende Grenzführung, welche frühe Gemeinsamkeit nicht des gesamtschlesischen Raumes, wohl aber des Sudetenraumes erkennen läßt.



Abb. 7.

Böhmen und Mähren waren in der staatlichen Entwicklung den übrigen Slawen, die noch völlig im Zustand der Völkerverschmelzung verharrten, vorausgeeilt und hatten dadurch die Vorhand im Zugriff auf das Oderland gehabt. Aber noch vor dem Ausgang des 10. Jahrhunderts vollzog sich eine Verschiebung, welche Schlesien bis zum Gebirge aus der Gemeinsamkeit mit den jenseits liegenden Ländern herausriß. Auch in Polen entwickelte sich ein kraftvoller Staat unter Dago-Misika, in welchem wir wahrscheinlich einen nordischen Herrscher,¹⁾ einen Wikinger zu erblicken haben. Er

¹⁾ Außer Holzman a. a. O. vgl. L. Schulte, Beiträge zur ältesten Geschichte Polens. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. III, S. 38 ff.

griff an und gewann und warf die Grenze des Tschechenreiches von der sumpfigen Oderniederung bis auf das Gebirge zurück. Dadurch wurde zerrissen, was wir heute als gesamtschlesischen Raum bezeichnen. Die Scheide, welche damals errichtet worden ist, lebt in verschiedenen Formen und mit kleinen Verschiebungen bis zum heutigen Tage weiter. Die Geschichte hat auf sie, die ursprünglich nur politischen Charakter trug, im Laufe der Zeit noch andere unterscheidende Grenzen aufgetürmt. Sie hat aber auch zeitweise manche dieser Lagen abgetragen und die Scheidewand damit herabgedrückt. Der Wechsel dieser Zustände wird uns im folgenden beschäftigen.

Zunächst übte die neue Grenze eine Wirkung aus, welche ihrem Wesen nach jener der heutigen Staatsgrenze gleichzusetzen ist. Trennte sie doch das links der Oder liegende Schlesien von dem von Deutschland her beeinflussten Böhmen ab und ordnete es einem völlig andern Kreise ein: Dem ganzen schlesischen Obergelbiet wurde das Gesicht nach dem Osten, nach Polen hin gewendet. Es hat eines langen Prozesses bedurft, um Schlesien aus dieser Orientierung wieder in die westliche herüberzuziehen. Erst das Eingreifen des deutschen Königs Friedrich Rotbart im 12. Jahrhundert hat das Antlitz Schlesiens wieder nach Westen zu kehren begonnen. Die piastischen Teilfürsten von Schlesien, denen Barbarossa gegen den polnischen Verwandten die Herrschaft sicherte, lehnten sich an Deutschland an, ohne daß Schlesien zunächst in ein Lehnverhältnis zum Reich trat oder wieder mit Böhmen vereinigt wurde. Mehr als 200 Jahre lebten Böhmen und Schlesien als voneinander unabhängige politische Bezirke — wenn auch nicht ohne wechselseitige Beeinflussung — nebeneinander. Dann wurde

zutage, ich darf hier auf ein feineres Verständnis für die geschichtlichen Erscheinungen rechnen, von denen ich spreche. Schlesien und die Lausitzen hingen also in der Zeit, von welcher die Rede ist, durchaus von der Zentrale in Prag ab. In Prag war zeitweilig der Hof, immer die Regierung, in Prag war das oberste Gericht, in Prag trafen hier und da die Stände aller Länder der böhmischen Krone zusammen, nach Prag mußte man gehen, wenn man in diesem Staate vorwärts kommen wollte, in Prag holte man sich bis ins 18. Jahrhundert hinein die Bildung, wenn nicht die Konfession eine Schranke aufrichtete. Ungezählte Beamte haben daher in diesen Jahrhunderten über die inneren Grenzen gewechselt, welche derart niedergelegt wurden. Ihre Reihe beginnt schon mit dem Kanzler Karls IV., Johann von Neumarkt, den wir immer noch mit Klapper¹⁾ für einen Schlesier ansehen. Eine Fülle von Verbindungen familiärer Art knüpfte sich unter den großen oder weniger großen Geschlechtern hüben und drüben an. Ich kann auf diese Erscheinungen nur mit einem Worte hinweisen. Hier ergeben sich reiche Felder der Sammlung und Forschung für den Heimatfreund und den Genealogen. Nur ein höchst charakteristisches Faktum will ich anführen. Der sogenannte Kolowratsche Vertrag von 1504 bestimmte, daß in Zukunft niemand zum Bischof von Breslau gewählt werden dürfe, der nicht aus Schlesien, Böhmen, Mähren oder der Lausitz gebürtig sei. Bis zur rechtlichen Festlegung ging damals das Gemeinschaftsbewußtsein der genannten Länder um die Sudeten. Sie hatten, um mit der Sprache der Zeit zu reden, daraus ein gemeinsames Indigenat (Eingeborenentrecht) ausgebildet.

Allerdings sind gewisse Gegenwirkun-

¹⁾ E. im 1. Jahrgang dieses Jahrbuchs (1928) S. 99 ff.

gen nicht zu übersehen, welche diese geräumige Gemeinsamkeit aufzulockern drohten. Öfter haben sich engere Lebenskreise zu eigener Geltung zu bringen gesucht. In Schlesien traten zeitweise Bestrebungen auf, sich von Prag abzulösen. Man widersehte sich mit Erfolg den allgemeinen Ständetagen in Prag; 1588 erhielt Schlesien eine eigene Finanzverwaltung, die unmittelbar der Wiener Hofkammer unterstellt wurde. Indessen darf man diese Bewegung nicht überschätzen. Die schlesischen Stände waren darin nicht einmal unter sich einig. In einigen Herzogtümern waren sie für den engeren Indigenatsstandpunkt, in andern für das Zusammengehen mit den andern Ländern.

Wichtiger ist die mit der Erwähnung von Wien angedeutete Verschiebung des Zentralpunkts in die Mitte der österreichischen Länder. Im Verlaufe des 17. Jahrhunderts trat Prag immer mehr hinter Wien zurück. Hier residierte nun der Kaiser, hier sammelten sich die obersten Behörden. Schlesien wurde in vielen Belangen direkt an Wien geknüpft. Wie die Kunst des Barock überhaupt die Zusammenhänge spiegelt, von denen ich hier spreche, so läßt sie auch das Eindringen des Wiener Einflusses neben und an Stelle des Prager in Schlesien lebendig erkennen. Sie beweist aber auch, daß der Prager selbst im 18. Jahrhundert nicht gänzlich geschwunden ist. Behielt Prag doch noch den Statthalter mit seinem Rat, und wo es die oberste Instanz verlor, blieb es immer noch in einem nur wenig niederen Grade für alle Länder im Umkreise der Sudeten maßgebend. Innerhalb der sich immer weitenden habsburgischen Ländermasse war auch für engere Zusammenschlüsse, wie ihn die genannten Landschaften nun schon durch Jahrhunderte hergebracht hatten, Raum genug.

Nicht also durch innere Spaltung und

Verschiebung, sondern von außen her ist der radikale Wandel in den geschilderten Zuständen gekommen. 1635 schon hatte der Kaiser die Lausitzen an Sachsen abtreten müssen, die wir hier, um das Bild nicht allzusehr zu komplizieren, im einzelnen meist außer der Betrachtung gelassen haben. 1740 aber schnitt die preussische Eroberung von Schlesien ein noch größeres Stück aus der alten Gemeinschaft heraus und löste sie damit gänzlich auf. Das Jahr 1740 bedeutet einen Umsturz aller der Beziehungen, welche wir nun schon durch mehrere Jahrhunderte verfolgt haben. Es richtete jene Grenze wieder auf, welche wir aus der Zeit um 1000 kennen, und nicht nur in voller Höhe, sondern es türmte sie um so höher, je maßgebender der Einfluß des Staates auf die Untertanen inzwischen geworden war und gerade jetzt in der Zeit des sorgenden, aber auch auf allen Gebieten gängelnden Wohlfahrtsstaates wurde. Wieder wurden den Landen der Oder hier, denen der Elbe und March dort durch die staatliche Zugehörigkeit die entgegengesetzten Richtungen gewiesen. Es handelte sich aber nicht nur um Himmelsrichtungen, sondern um Richtungen der ganzen Lebenshaltung und Geistesverfassung. Wien und Berlin wurden die Pole, hier bestimmte weiter der Katholizismus das Leben, dort trat man in den Verband einer evangelischen Welt ein. Doch ich halte hier inne. Wir stehen diesen Fragen noch nahe genug, um uns mit diesen Andeutungen begnügen zu können, und einer neuen Aufgabe zuzuwenden.

Bisher haben wir nach jenen Einrichtungen des öffentlichen Lebens gesucht, welche dem gesamtschlesischen Raume zeitweise gemeinsam gewesen sind, und zwar nach solchen, von denen wir wissen, daß sie dank der ihnen inwohnenden Kräfte auf die Menschen

einen formenden Einfluß zu üben vermögen und daß sie dank ihrer organisatorischen Bestimmung vielseitige Fäden zwischen den Gebieten schlingen, für welche sie gelten, Einrichtungen also, welche in unserm Falle geeignet waren, Gemeinsamkeiten innerhalb des gesamtschlesischen Raumes zu begründen und herauszuarbeiten. Mit einigen Seitenblicken konnte ich gelegentlich darauf hinweisen, in welchem Sinne diese Einrichtungen in der Tat gewirkt haben. Nun aber wenden wir uns der zweiten, Eingangs schon hervorgehobenen Aufgabe zu. Zeigten wir Kulturverbindungen als Folge organisatorischer Vereinigung des Raumes, so versuchen wir jetzt Gemeinsamkeiten aufzuspüren, welche ohne solche feste Schale, durch gleichgerichtete Entwicklung innerhalb der gedachten Landschaften entstanden sind — und die vielleicht manchmal die tiefere Voraussetzung für solche organisatorische Zusammenfassung darstellen.

Das erste große gemeinsame Erlebnis dieser Art innerhalb des gesamtschlesischen Raumes ist die deutsche Kolonisation. Dieses Erlebnis ist ihm zugleich in dem besonderen Sinne eigen, daß es nicht über ihn hinausgreifend die ganzen Länder der einstigen Krone Böhmens umfaßt. Vielmehr sondert es ihn innerhalb derselben von den slawisch gebliebenen Binnengebieten Böhmens und Mährens ab. Es ist die erste historische Erscheinung, bei welcher wir der genauen Südgrenze des Raumes begegnen, der hier zur Debatte steht. In der Tat hat der Einzug des Deutschtums vor 700 Jahren an dieser Front die Grenze des gesamtschlesischen Raumes geschaffen, die im großen ganzen noch heute gilt. Die Gemeinschaft in der damals zuerst begründeten deutschen Kultur ist die grundlegende der Gemeinsamkeiten, welche wir aufzuzeigen haben. Unser erstes Kartenbild deu-

tete das an, wenn auch das Bekenntnis zur deutschen Kultur namentlich in Oberschlesien über das Geltungsbereich der deutschen Muttersprache hinausgeht.

Das Deutschtum ist dem gesamtschlesischen Raume allerdings mit noch andern östlichen Koloniallandschaften gemein. Doch zeigt er unter ihnen eine besondere und in der Hauptsache gleichartige Besiedlung. Der Böhmerwald, Südmähren und die südlichen Sprachinseln in den Sudetenländern haben ihre deutschen Einwanderer vom Süden her, aus dem bayerisch-österreichischen Gebiet empfangen. In Schlesien dagegen haben wir es mit einem Zustrom zu tun, der in der Mehrzahl mitteldeutsche Elemente umfaßt.¹⁾ Die Schlesier unterscheiden sich damit auch von den Kolonisten der niederdeutschen Ebene. Den mitteldeutschen Charakter haben sie allerdings mit den Obersachsen gemein. Die Grenzen sind nicht immer mit Sicherheit zu ziehen. Wir nehmen fürs erste als deren Niederschlag die Mundartgrenzen, und kommen damit noch einmal auf unser erstes Kartenbild zurück. Es wird zu prüfen sein, ob sich ähnliche Besonderheiten noch auf andern Gebieten finden. Haben die mitteldeutschen Siedler und namentlich jene, die sich in Schlesien niedergelassen haben, etwa auf dem Gebiete der Siedlungsformen, der Fluranlagen, des Hausbaues, der Volksbräuche solche aufzuweisen? Was die Siedlungsformen betrifft, so wird man bei den ländlichen wohl schwerlich Besonderheiten feststellen können, welche gerade dem gesamtschlesischen Raume eigen sind. Dagegen scheint eine solche, und zwar eine recht auffallende auf dem Gebiet der kolonialen Stadtsiedlung schon

¹⁾ Wolfgang Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart. Wort und Brauch. Hgb. von Th. Siebs und M. Hippe. Heft 17. Breslau 1928.

nachgewiesen. Man spricht in der Literatur von dem Doppelstraßenschema des städtischen Grundrisses als dem schlesischen, weil es vorwiegend in Schlesien und nur selten, soweit man das bisher untersucht hat, nördlich davon vorkommt.¹⁾ Dieses selbe Schema aber ist zugleich auch in Böhmen anzutreffen, und zwar fast nur in jenem Teil, der unserm Raume angehört. Es findet sich in Trautenau, Braunau und wenigstens einseitig und Böhmen-Trübau. Im bayerischen Einflußgebiet dagegen herrscht ein ganz anderer Typus vor.²⁾

Auf die gleichartigen Bedingungen des Lebens haben und drüben der Sudeten, wie sie die Kolonisation geschaffen hatte, folgte in den Jahrhunderten der beginnenden Neuzeit ein ebenso gleichartiger Vorgang des inneren Ausbaues. Namentlich das große Waldgebiet des Grenzgürtels um die Sudeten wurde davon betroffen und sah auf beiden Seiten sehr verwandte Siedlungs- und damit auch Lebensformen entstehen. Denn die Siedlung ist immer ein Ausdruck der gesamten Lebensformen, wie sie umgekehrt diese in den einmal geschaffenen Bahnen festzuhalten beiträgt. Ihre Gleichartigkeit in einem bestimmten Gebiet ist also nicht nur eine äußerliche Erscheinung, sondern zugleich Anzeichen einer inneren Übereinstimmung der Menschen und ihrer Lebensgestaltung. Am stärksten und auffallendsten hat dem Grenzgürtel und darüber hinaus sehr weiten Teilen des gesamtschlesischen Raumes die gewerbliche Entwicklung den Stempel

¹⁾ Franz Meurer, Der mittelalterliche Stadtgrundriß im nördlichen Deutschland in seiner Entwicklung zur Regelmäßigkeit auf der Grundlage der Marktgestaltung. Berlin, o. J., S. 60 ff.

²⁾ Anton Hoenig, Deutscher Städtebau in Böhmen, Berlin 1921, S. 23, Plan 27 u. 28, und die Übersichtskarte. Aus dem gesamtschlesischen Raume fällt von Städten dieses Typs nur Letzsch und Netolitz heraus.

aufgedrückt. Dadurch unterscheidet sich diese Landschaft von andern ostdeutschen, die überwiegend agrarisch sind, daß sie sehr stark industrialisiert worden ist. Diese Industrialisierung ist eine weit zurückreichende Entwicklung. Indem sie beide Seiten der Sudeten betroffen hat, ist sie schon seit Jahrhunderten dabei, die Bewohner hüben und drüben in gleichem Sinne zu bilden und zu modeln. Durch Jahrhunderte gleiche Wirtschaftsbedingungen, gleiche Beziehungen zur Außenwelt, gleiche Gedankenwelt haben nicht verfehlen können, eine Gemeinsamkeit zu schaffen.

Vor allem ist die Glasindustrie zu nennen, welche hier zu behandeln ich mir aber ersparen darf, da Sie aus dem Munde des besten Kenners ihrer Geschichte, des Herrn Bürgermeisterers Fi-

scher dieser Stadt Gablonz, einen Bericht über ihre Entwicklung erhalten werden,¹⁾ welcher ohne Verabredung unter uns auf dasselbe Grundproblem, die Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit der Entwicklung in Böhmen und Schlesien gerichtet ist. Die Sache selbst läßt das Problem mit Notwendigkeit herauspringen.

Der Glasmacherei steht längst schon an der Seite und hat sie an Umfang übertroffen die Textilindustrie. Ihr Ausgang ist die Leinweberei gewesen, die zunächst von kleinen Hauswebern geübt wurde. Einen Aufschwung erlebte sie dadurch, daß Kaufleute der handeltreibenden Städte die ländliche oder kleinstädtische Ware aufkauften um sie zum Teil

¹⁾ Siehe den Vortrag im gleichen Heft des „Schlesischen Jahrbuches“, S. 6.

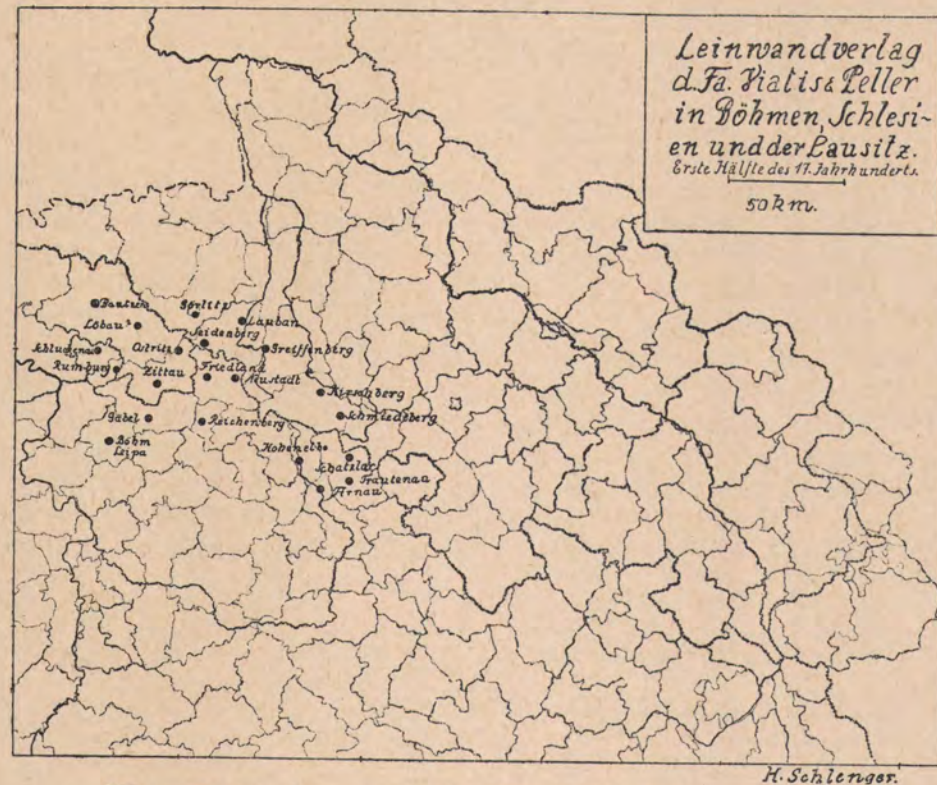
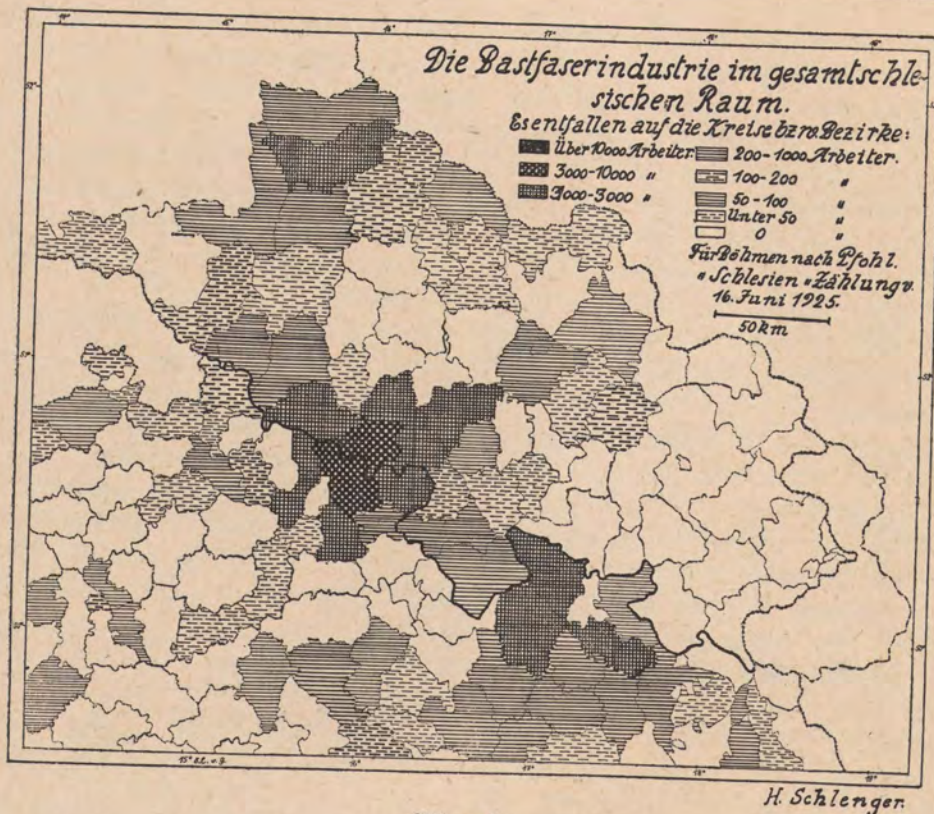


Abb. 9. Die vom Leinwandverlag der Firma Patis und Peller zu Nürnberg erfaßten Orte in Böhmen, Mähren und der Lausitz. 1. Hälfte d. 17. Jahrh.

Abb. 10.¹⁾

auf recht ferne Märkte zu schaffen.²⁾ Den Kaufleuten der benachbarten lausitzischen und schlesischen Städte sind darin im 16. Jahrhundert die von Nürnberg gefolgt. Immer weiter breitete sich die Leinweberei aus. Ein immer größeres Gebiet erhielt durch sie seine Signatur. Mein Bruder hat durch Archivstudien zeigen können, wie dann am Ausgang des 16. Jahrhunderts ein sehr beträcht-

¹⁾ Bild 19—12 Entworfen und gezeichnet von H. Schlenger. Für Böhmen nach Pfohl, Wirtschafts-atlas der tschechoslowakischen Republik. Reichenberg 1921, für Schlesien nach der Berufszählung vom 16. Juni 1925. Auf der Karte der Bastfaserindustrie ist versehentlich Kreis Neustadt (Schlesien) unberücksichtigt geblieben. Der Kreis gehört zur Gruppe 1000—3000.

²⁾ Alfred Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Gewerbe- u. Handelspolitik dreier Jahrhunderte. Breslau 1885.

licher Abschnitt von Nord- und Nordostböhmen, der Lausitz und Schlesien durch das oberdeutsche Handelskapital zu einem großen Manufakturgebiet mit einheitlicher Funktion im mitteleuropäischen Wirtschaftsleben zusammengefaßt worden ist, das unter den gleichen Wirtschaftsbedingungen lebte und durch die Nürnberger Kaufherren an die große Welt angeschlossen war.¹⁾ In jener Zeit ist auch zum erstenmal der Name für die so entstandene Einheit in Gebrauch gekommen, mit dem wir sie heute wieder belegen: Man nannte die Leinwand, welche aus diesem Gebiet ausgeführt wurde, gemeinhin nur die schlesische. Im Laufe der folgenden 200 Jahre hat sich

¹⁾ G. Aubin, Zur Geschichte der Leinweberei im Riesengebirge. Jahrbuch des deutschen Riesengebirgsvereins (Hohenelbe) 1924. S. 1—18.

immer mehr der staatliche österreichische Einfluß auf die Industrie geltend gemacht, der ebensowenig wie jener der oberdeutschen Kaufleute an der Gebirgsgrenze halt machte. Wir wissen ja, daß sich gerade Schlesien der besonderen Förderung durch die Habsburger auf diesem Gebiet erfreute. Die gleiche Handtierung auf beiden Flanken der Berge führte zu mannigfachen Beziehungen, welche deren Pässe belebten. Alt ist der Garnhandel von Böhmen nach Schlesien, dessen Weber zum Teil auf das böhmische Garn angewiesen waren. Dieser Handel brachte immer wieder die Leute aus Böhmen und Schlesien miteinander in Berührung. Auch die Bleicherei und Färberei wirkte in demselben Sinne. Selbst die Besitznahme Schlesiens durch Friedrich d. Gr. zerschnitt diese Fäden

nicht gänzlich. Wenn Schlesien nun auch in bezug auf den Leinwandexport sein Gesicht die Oder abwärts und den Nordmeeren zuwenden mußte, so ging doch Garnhandel und Veredlungsverkehr noch weiter über die neu aufgerichtete politische Grenze und an den Zollwächtern vorbei. Im Handelsvertrag mit Österreich sicherte Friedrich II. den schlesischen Kaufleuten, daß Österreich den Ausfuhrzoll auf Garn und Leinwand nicht erhöhen dürfe. So konnten sie auch nach der Abtrennung von Österreich weiter minderwertige böhmische Leinen vertreiben. Die industriellen Zusammenhänge auf diesem Gebiet sind aber weit über das 18. Jahrhundert hinausgegangen. Wie die Leinweberei heute noch dem Grenzgebiet beiderseits der Sudeten eigen ist, zeigt folgende Karte. Ich muß es mir nur an

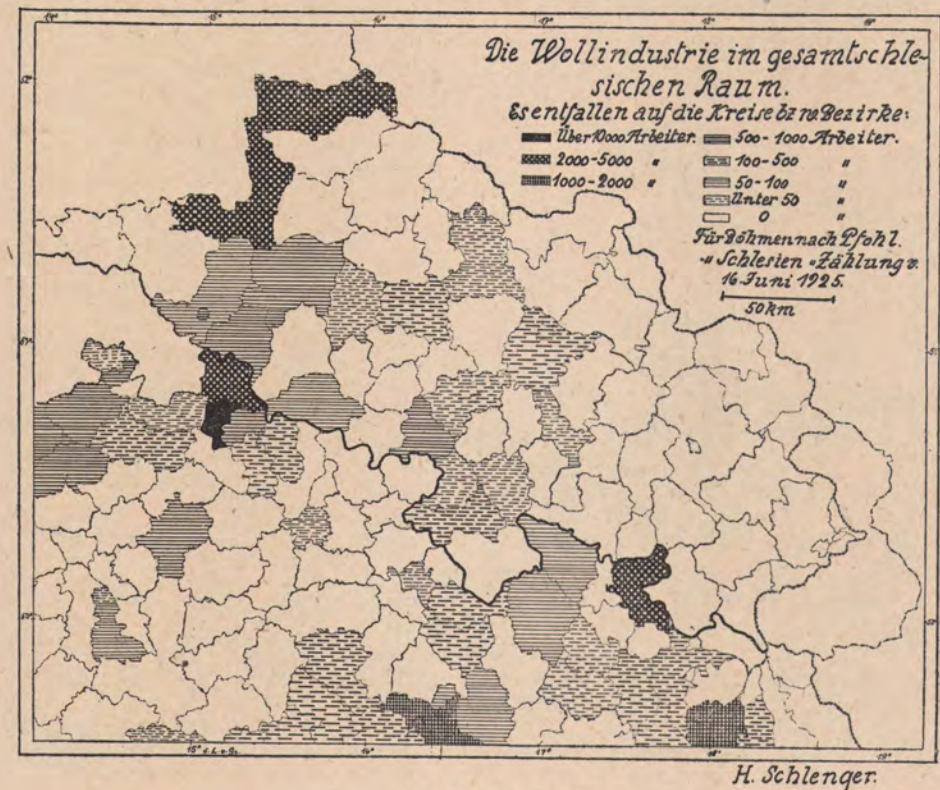


Abb. 11.

dieser Stelle versagen, diese Gedanken weiter zu verfolgen. Denn es gilt noch einige Worte wenigstens von den verwandten Industrien der Wollweberei und der Baumwollfabrikation zu sagen.

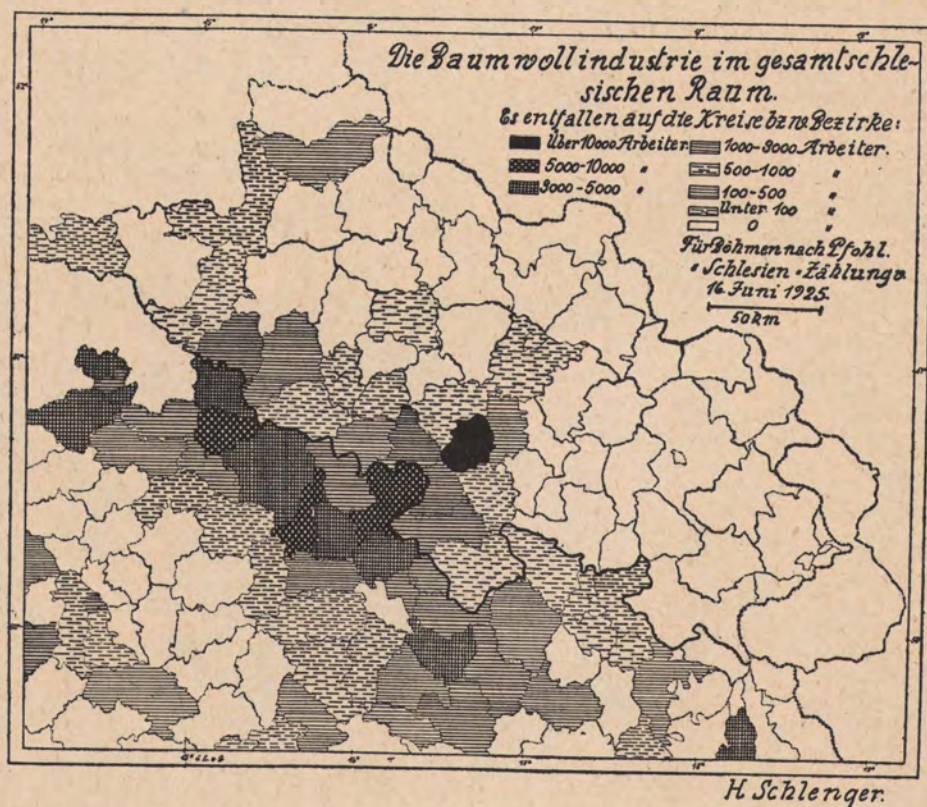
Daß auch die Wolltuchweberei sich entlang des Sudetenkamms in gleichsinniger Weise entwickelt hat, läßt das Gegenwartsbild erkennen. Daß dieser Zustand auf Grundlagen beruht, die dem ganzen Raum eigen sind, ist historisch schon genügend geklärt. Man kann ohne Mühe die dauernden Beeinflussungen hinüber und herüber der heutigen Staatsgrenzen feststellen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen. In Reichenberg, das heute mit seiner Tucherzeugung von Weltruf an erster Stelle in Böhmen steht, ist sie von dem lausitzischen Seidenberg her erst im 16. Jahrhundert eingeführt

worden. Vor den Bekehrungsversuchen aber der Liechtensteinschen Dragoner nach dem Dreißigjährigen Kriege sind mit einem Male Scharen von Reichenberger Tuchmachern nach Zittau ausgewandert.¹⁾

Ich gebe endlich noch das Bild der heutigen Verteilung der Baumwollindustrie im gesamtschlesischen Raume.²⁾ Auf ausländischem Rohstoffe beruhend, ist sie doch aus den einheimischen älteren Schwestern der Leinen- und Wollweberei hervorgegangen und somit auch noch ein Zeichen jener gleichartigen Entwicklung, welche das Wirtschaftsleben auf den verwandten natürlichen Grundlagen, durch ähnliche Bedürfnisse der Bevölkerung

¹⁾ Hermann Hallwich, Geschichte von Reichenberg.

²⁾ Arthur Salz, Geschichte der böhmischen Industrie in der Neuzeit. München u. Leipzig 1913.



und Interessen der Herrschaftsbefitzer, endlich auch unter gleichem Antrieb des Staates genommen hat. Nicht zu vergessen ist aber auch der Gemeinsamkeit, welche in dem Auftreten der gleichen Persönlichkeiten sei es in der Glas-, sei es in der Textilindustrie haben und drüben liegt. Wie in Hinsicht der Gutsbesitze und Herrschaften, so erhebt sich auch in Hinsicht der Händler- und Fabrikantenfamilien die reizvolle Aufgabe, aus genauer Lokal- und Geschlechterkenntnis die Verwobenheit der Verhältnisse im gesamtschlesischen Raume zu prüfen und darzutun.

Ich habe schon vorausgeschickt, daß ich nur Versuchsgräben durch das weite Feld der Probleme ziehen wollte, welche der Gedanke Gesamtschlesiens aufgibt, um die Methode zu zeigen, mit welcher man ihrer Herr werden kann. Die Beispiele, welche ich herausgegriffen habe, sind hoffentlich geeignet gewesen, den Blick auf die neue Fragestellung auszurichten,

welche die schlesischen Kulturwochen aufgeben. Wollen wir mit deren Programm ernst machen, dann gehört auch das dazu, daß wir uns mit möglichster Exaktheit der geschichtlichen Grundlagen unserer Zusammengehörigkeit bewußt werden. Dazu bedarf es vieler Helfer. Eine Fülle von Einzelfragen ist zu lösen, ehe wir mit Sicherheit die gewünschten Aussagen machen können. Ich habe schon auf die wertvolle Mitarbeit hingewiesen, welche die Kenner der Familiengeschichte leisten können. Eine gleiche ist von allen Heimatforschern auf dem Gebiet der Volkskunde, der Siedlungsforschung der hohen und der bescheidenen Kunstgeschichte zu erwarten. Überall gilt es, das Kulturgut zu sichern und daraufhin zu prüfen, wie weit es dem gesamtschlesischen Raume eigen und gemeinsam ist. Diese Arbeit selber aber wird dann ein gut Teil Erfüllung von dem sein, was das Ziel unserer Veranstaltung ist: Erweckung des gemeinsamen Kulturbewußtseins.

Die schlesische Dichtung der Gegenwart***

Schlesische Literatur hat von je Breite und Fülle bedeutet. Und so verzeichnet denn auch Kürschners Deutscher Literaturkalender 1930 gegen 350 lebende Schriftsteller aus dem Wohnraum des schlesischen Volkes. Zieht man von dieser Zahl jene ab, deren Persönlichkeit und Werk schon voll und ausgerundet in unserer Gemeinschaft wirkt, und fügt man zu dieser Zahl jene jüngst Verstorbenen hinzu, deren Werke noch ganz oder zum Teil das Merkmal werdender Gegenwart haben, so bleiben immerhin gewiß an die 300 Namen, die zu sichten und zur Aussprache zu stellen wären. Allein diese Zahl ist schon ein Mahnruf an Sie, daß Sie nur das Mögliche und Erfüllbare von mir erwarten sollen. Ich verstehe falsch, was ich hier soll, wenn ich an Ihrem Ohr, damit ja keiner ungenannt bliebe, in langem Zuge Namen und Büchertitel vorbeiklingen ließe. Mir und gewiß auch Ihnen geht es um die Ganzheit schlesischen Schrifttums, nicht um einzelne Dichtungen, Dichter und Verleger. Verlockend wäre ein vorbereitender Rundblick über die schlesischen Organisationen des geistigen Schaffens und des Buchwesens. Aber wo so vieles lockt, muß man verzichten. Ich meine aber, das Erste, Notwendigste, Unentbehrliche fehlt noch. Zu einer schlesischen Biographie, die wir in raschem Fortgang zu besitzen beginnen und die leider nur keine allgemeine ist, brauchen wir eine Allgemeine Schlesische Bibliothek. In strenger Auslese wäre alles zusammenzufassen, was die Jahrhunderte her das schlesische Volk dichtend und denkend geschaffen hat, was für sein eigentliches Wesen zeugt, worauf seine geistige Kraft im Leben der Na-

tion beruht. Denn ein Gemeinbewußtsein dessen, was wir sind und schaffen und werden wollen, kann sich nur aus dem jederzeit und jedermann zugänglichen dichterischen Gesamtbesitz bilden. Willibald Köhlers Sammlung „Die schlesischen Bücher“ denke ich mir erweitert und verbreitert zu einem großen gesamt-schlesischen Lesebuch, das in der angefangenen Art aus gefälligen, lesbaren, leicht käuflichen Bändchen bestünde, das nach rückwärts und vorwärts fortgeführt würde und durch die Volksbibliotheken in die Masse des schlesischen Volkes dränge.

Schlesische Literatur bedeutet heute eine Literatur von großem geistigen Eigenwert, eine Literatur, in der dieser Eigenwert erstaunlich wirksam und allgemein gegenwärtig ist. Wenigstens Geist und Sinn Jakob Böhmcs, von Johannes Scheffler sogar wesentliche Bestände des Werkes sind heute im schlesischen Schrifttum wie nur je lebendig. Josef von Eichendorff ist zumal in Oberschlesien fast zu einer magischen Legende geworden und das Lebensgefühl seines „Lugennichts“ ist in den Pulsschlägen der schlesischen Jugendbewegung, in den Büchern Hans Raboths und bei Willibald Köhler spürbar. Karl Holtei ist nicht bloß mit seiner Mundartlyrik heute gegenwärtiger denn je, sondern auch mit mancher seiner Romanfiguren, wie sie in schlesischen Büchern von heute fröhliche Urstände feiern. Dem Gebirge vergleichbar, das wir von allen Seiten umwohnen, das unserer Gemeinbarkeit Rückgrat und Zuversicht ist, ragt auch aus dem schlesischen Schrifttum dieser drei Generationen ein dreifach gegliederter geistiger Berg auf, ein Wettermacher und Quellensender unserer Dichtung: Das Werk Gerhart Haupt-

manns und Hermann Stehrs. Es ist in seinen Auswirkungen, bei so starker schlesischer Grundhaltung, nicht immer einwandfrei zu trennen. Aber das ist sicher. Zumal Hermann Stehr hält heute die jüngere schlesische Dichtung so stark im Banne seines Ethos, seiner Probleme und Kunstmittel, daß sie in weiten Grenzen Geist von seinem Geiste ist. Paul Barsch und Paul Keller ziehen sichtbare Spuren. Selbst von den Jüngeren wirken Männer wie Max Herrmann und, wie es scheint, Josef Wittig bereits beispielgebend auf das dichterische Schaffen des Raumes ein. All das will sagen: Auch die schlesische Dichtung der Gegenwart gliedert sich unter dem Eindruck einer starken und bewußt anerkannten Überlieferung sinnvoll und organisch in die geschichtliche Tiefe des geistigen Raumes ein. In solchen Fällen ist man gern mit dem Schlagwort Epigonentum zur Hand. Aber damit trifft man den Kern der Sache nicht. In Wahrheit hat das schlesische Schrifttum das, was der deutschen Literatur schlechthin fehlt und die französische etwa auszeichnet: Gefühl und Verantwortung des natürlichen und geistigen Zusammenhangs, den Willen zum Ganzen und zu den Pflichten des gültig Gemeinsamen. Ein so unverdächtig Zeuge wie Franz Jung, hat das einmal in der Zeitschrift „Der Oberschlesier“ mit einem ergreifenden Beitrag „Das Erbe“ ausgesprochen.

Schlesische Literatur bedeutet heute wie vordem eine bestimmte innere Grundhaltung und Vorliebe für gewisse Probleme. Blättert man sich durch ihre Randbezirke hindurch, so stößt man auf eine Fülle von überzeugten Menschen und Büchern, die sich mit Magie und Astrologie, mit dem Geheimreich der Seele und mit dem Übersinnlichen im Weltkrieg beschäftigen, die den Schlüssel der

Welterkenntnis in einer „Mariosophie“ oder in einer „Welteislehre“ suchen. Man wird aus solchen und vielen andern Anzeichen inne, daß in diesem Volke ein ebenso unwiderstehlicher Trieb zu weltverbesserndem wie zu welterkennendem Prophetentum lebt, eine mystisch gerichtete Grundhaltung, die Gott in den Mittelpunkt der Welt rückt und von diesem Mittelpunkt her die Fragen des Daseins stellt und zu beantworten versucht. Die schlesische Literatur der Gegenwart ist wirklich ein mächtiger Ausbruch des religiösen Gedankens und Gefühls in all seinen gegensätzlichen Möglichkeiten. Carl Hauptmann und Hermann Stehr hatten einer seelenlosen Zeit den Mahnruf „Rettet eure Seele“ ins Gewissen gebohrt. Einer der Begabtesten unter den Jüngeren, der Oberschlesier Alfred Hein, nahm diesen Ruf in seiner schönen Novelle „Delta des Lebens“ auf. Die Menschen sind Gott und wissen es nicht mehr. Aus der Grundstimmung des Eichendorffschen Lugennichts. „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, aus dem naturverbundenen und lautenfrohen Wandervogelgefühl wird hier Gott zum unmittelbarsten Erlebnis, zu reiner Musik, zum Grundakkord, in dem alle Gegensätze und Vielheiten der Welt sich auflösen und alles Menschenleid und Menschenglück zu Musik auf Gottes Flöte. Gerhart Hauptmann hatte mit seinem Roman „Emanuel Quint“ das Kernproblem des praktischen Christentums, die Nachfolge Christi, dem modernen Menschen wieder in die Nähe gerückt, doch tastend, unsicher und des Tones gänzlich ungewiß, der da zu nehmen war. Von der Jugendbewegung her wurde nun auch diese Frage mit Verantwortung und mit stürmischem Herzen aufgegriffen. Das ist Hans Blüher und „Die Aristie des Jesus von Nazareth“ 1921. Das ist Josef Wittig

und sein schicksalsvolles Buch „Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo“ 1925. Wittigs Buch ist Dichtung, Selbstbekenntnis von seltener Offenheit, das Selbstbekenntnis eines eigentwilligen Sendungsbewußtseins. In der naiven Sprache fast des Mannes der Werkstatt, der von seinen inneren Ergebnissen redet, gibt Wittig Kunde von der beglückenden Erfahrung, wie sich in seinem Leben das Leben Jesu wesentlich wiederholt, wie das Leben Gottes und des Menschen, des Meisters und des Jüngers mystisch und wirklich zusammenrinnen. Zwischen den Gegenpolen Gerhart Hauptmann und Josef Wittig gibt nun Haus-Christoph Kaergel dem Nachfolge-Christi-Problem eine neue gedankliche Wendung. Es ist der Roman „Ein Mann stellt sich dem Schicksal“ 1929. Kaergel scheint Wittig gedanklich nahe zu stehen. Wenigstens ergeben sich zwischen Wittigs folgenschwierigem Aufsatz „Mysterium der menschlichen Handlungen und Geschehnisse“ 1920 und zwischen Kaergels Roman unverkennbare Zusammenhänge im Begriff von göttlicher Vorbestimmung, menschlicher Freiheit und wertentscheidender Gesinnung. Nicht Handlungen sind frei und gut und schlecht, sondern die Gesinnungen, aus denen wir das Vorbestimmte tun. Kaergels Held ist ein kleiner Bergwerksbeamter, den ein verrufenes Mietshaus wieder gut macht. Die schwerste Probe, auf die ein Mensch gestellt werden kann, glaubt er dadurch zu bestehen, daß er in evangelischer Nachfolge Christi sich zu heldenhafter Selbstüberwindung und Selbstdemütigung durchringt, zu nichts als Liebe und Güte. Nach neuen bitteren Erfahrungen aber erkennt er, daß Christus nicht nur die Knie vor einer Dirne beugte, sondern auch die Krämer aus dem Tempel schlug. „Alle Dinge geschehen und sind nicht gut und böse.

Sie sind nur wie die Welle, sie brechen auf und reißen nieder.“ Und in dieser ewigen Bewegung, die den Tod in Leben und das Leben in Tod verwandelt, nur darin ist Gott und kein Schritt kann mehr aus diesem Gottesland hinausführen. Dieses Leben völliger Hingabe an einen Gott, der bald Tod und bald Leben, bald Glück und bald Qual bedeutet, hat der Nazarener vorbildlich vorgelebt und ihm hierin nachzuleben, ist die wahre Nachfolge Christi. In diesem Gefühl sorgloser und beglückter Hingabe an den Pulschlag und Rhythmus des Lebens, der ihnen Gott heißt, klingen Heins „Delta des Lebens“ und Kaergels Mann, der sich dem Schicksal stellt, harmonisch und eines Sinnes zusammen.

Aus diesem allgöttlichen Grundgefühl schwingt das kosmische Gemeinbewußtsein auf, das dem schlesischen Schrifttum ein so eigenartiges Gesicht gibt. Eugen Raboth hat ihm mit seinen „Kosmischen Gefängen“ Ton und Stimme gegeben. So läßt Alfred Hein in seiner Tanzlegende „Pan und Elysia“ eine arme Gänsemagd sich aus diesseitiger Zeit in Ewigkeit und göttliche Allgegenwart, in Pans Arme tanzen. So gibt Gertrud Staschik-Mulich in dem Versband „Die Gleichnisse“, der 1927 mit dem Eichendorffpreise ausgezeichnet wurde, die bildhafte Kosmonogie des göttlichen Wortes. Und dieses kosmische Allgefühl schlägt einem immer wieder aus den Versen Max Herrmanns entgegen, die den Rhythmus der Welt in Tonfall und Musik lyrischer Stimmlage wiedergeben wollen. In dieser religiösen Seelenhaltung, in dieser geschwisterlichen Einordnung aller Dinge und Wesen der Welt wurzelt das Sozialgefühl der schlesischen Dichtung. Dafür spricht schon die eindringliche dichterische Pflege der Franziskuslegende: Max Herrmanns „Buch Franziskus“, Alfons Hayduks

„Königlicher Bettler“, Leo Roszellas „St. Franziskus in Oberschlesien“, Alfred Heins „Weihnachtsgedichte in Prosa“, worunter ein Stück „Franz von Assisi“. Es mag sein, daß die schlesische Dichtung der Gegenwart den zeitbezogenen Gehalt der Franziskuslegende Reiner Maria Rilke verdankte. Jedenfalls hat ihr religiöses und kosmisch gerichtetes Sozialgefühl sich in dieser Legende eine anschauliche und gemeinverständliche Gestalt geschaffen. Und das weltbezwingende Ethos dieser Gestalt, ob nun ihr gläubig-christlicher Kern oder ihre reine menschliche Sinnfälligkeit jeweils wirksam war, hat der schlesischen Sozialdichtung ihre eigene Atmosphäre mitgeteilt. So reich und vielfältig die Vorwürfe dieser Sozialdichtung sind, so mannigfach ihr Verhältnis zu Arbeit und Armut, zu Weltleid und Weltgerechtigkeit; ob nun Hertha Pohl mit unbeholfener und stoßender Hand in ihren kleinen Geschichten kleiner Leute sachlich und kühl das soziale Elend unserer Tage aufrollt; ob Hugo Gnielczyk um ein Grubenpferd die Schicksalsnovelle des oberschlesischen Bergmanns schreibt oder Alfred Nowinski in seiner Skizze „Der Weg mit der Sonne“ das schlichte, aber unsäglich tiefe Ethos eines sechzigjährigen Arbeiterlebens in einen Wahrspruch faßt, ob schließlich Max Herrmann und Franz Jung die Lösung der sozialen Frage vom Proletariat her suchen und dichterisch verfechten: weder herablassendes Mitleid noch aufreizender Haß sind in all diesen Dichtungen der Urgrund des Sozialgefühles, des Willens, der Tat, sondern jene Liebe und Güte, die aus dem geschwisterlichen Allgemeinbewußtsein mit jeder Kreatur entspringen, die in der franziskanischen Legende ihren abendländischen und menschlich gültigen Ausdruck gefunden haben.

Aber miteinander in Gemeinschaft leben,

dienen und herrschen, Güter erzeugen und Güter verwerten, Mangel leiden und Überfluß haben, all das setzt mannigfache Rechtsverhältnisse voraus und begründet sie. Wie hat die schlesische Dichtung von heute die Frage der sozialen Rechtsordnung angegriffen? Wenn wir Heinrich Dominiks „Die kleine Exzellenz“ für einen anderen Zusammenhang aufsparen, so rücken uns die beiden Bücher von Georg Langer in den Vordergrund. Das eine, „Richter Wichura“ 1928, ist vor allem als oberschlesischer Roman gefaßt worden, wie das Buch ja auch im Untertitel heißt. Ich finde mit Unrecht. Daß das Buch in Oberschlesien spielt, ist nur von geringerem Gewicht. Denn in Wahrheit gilt der Roman dem Problem des Patrimonialgerichtes, also der Zeit, da die Grundbesitzer in ihrem Bezirk Gerichtsherrn waren und ist demnach zuvörderst ein historischer Roman. Darüber hinaus ist für Langer Begriff, Gestalt, Sendung des Richters schlechthin Gegenstand. Hier wird im Wetter von 1848 nicht nur ein neues Recht und eine neue Gerechtigkeit, sondern durch Kampf und Überwindung, durch Not und Erfahrung, durch zunehmende Kenntnis der menschlichen und göttlichen Dinge auch ein neuer Richter. Dem Helden des Buches wird ein neues und hohes Urbild seiner selbst geschenkt. „Richten ist kein Werk der Lust, ist auch kein Lohnge-spann und kein Spiel von Jedermann... Es ist demütigste Abhängigkeit von Gott, die Bitte, er möge mit seinem Odem meine Brust erfüllen, um, wenn sie dessen nicht mehr würdig ist, einem anderen, Würdigeren die Tuba des Gerichts an den Mund setzen.“ Der zweite Roman von Georg Langer „Christel Materns weiße Seele“ 1927 bringt einen zunächst alltäglichen Fall. Einem jungen Mädchen geschieht durch einen Kraftburschen Gewalt und das Gericht zwingt dem Mäd-

den die im Gesetz vorgeschriebene Genug-tunung und dem Überwältiger die gesetz-liche Strafe auf. Aus diesem Abbild des Tages macht der Dichter ein Urbild des sittlichen Handelns. Das Mädchen ist der Inbegriff der reinen Magd, in ihrer Zeit und Umwelt ein seltenes Wunder-keuschen Sinnes. Der Bursche aber ist der Inbegriff der verwilderten Kriegs-jugend unserer Tage. Da er im Gefängnis leidet, was das Gesetz ihm auferlegte, erwacht in der Geschändeten Beruf und Wille des Weibes zur Erlösung. Sie weist dargebotene edle und reine Hände zurück und holt sich den Gewalttäter aus dem Gefängnis an den Altar, nicht aus geschlechtlicher, sondern aus Liebe um der Menschheit willen. Sie setzt dem Gatten eine Frist der Bewährung und mit ihr die Bedingung ihrer ehelichen Gemeinschaft. Sie wird ihm zur Er-löserin und der endlich Geläuterte findet an einem Christabend ihr Herz und ihre Arme in Liebe offen. Das heißt: So wäre diese grauenhafte Zeit, dieses ver-wilderte Geschlecht von Männern zu er-lösen, so wäre eine neue Gemeinschaft aus Du und Du zu bilden, wenn es Frauen wie diese Christel Matern gäbe. Das heißt, das Unheil unserer Tage kommt von der Frau, weil die vergessen hat, was ihre Sendung ist. Die Frau hält das Schicksal dieser Zeit und Welt in den Händen. Und der letzte Sinn dieser beiden guten und weisen Bücher? Die Stimme des Gerichts ist Gottes Stimme. Aber das Gericht vermag weder erlittenes noch begangenes Unrecht gut zu machen. Nur der lebendige Mensch, der Verletzte und der Verlezer zusammen, beide in ihrer menschlichen Gemeinschaft des guten Wil-lens, der Liebe und Güte, nur Verzeihen und Reue in ihrer menschlichen und gött-lichen Zweieinigkeit vermögen das Böse durch ein neues Gutes auszulöschen. Da-mit sind auch Gesetz und Recht aus dem

Diesseits auf das Jenseits bezogen. Re-ligiöse Grundhaltung schafft der schlesischen Literatur jene geistige Gemein-samkeit, aus der heraus sie ihre Fragen stellt und zu lösen versucht.

Diese eigentümliche Wesensrichtung, ihre besonderen Problemstellungen ar-beitet die schlesische Dichtung der Gegen-wart, was ja, damit sie schlesisch wäre, keineswegs notwendig ist, mit Vorliebe an der Wirklichkeit, an der Lebensgemein-schaft und Gesellschaft ihrer Heimat heraus. Die schlesischen Städte haben Darsteller von zweierlei Art gefunden: solche aus zustimmender Liebe, so wenn Alfred Nowinski mit seinem Roman „Im Feuerstein“ 1928 die alte Piasen-stadt Oppeln aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schildert; solche aus abwehrender Liebe wie Max Herr-mann, der in seinem Roman „Cajetan Schaltermann“ 1920 Gericht über sein heimatliches Neize der Vorkriegszeit ab-hält. Das Industriegebiet ist lyrisch be-redet geworden in den Versen Alfons Hayduks, mit seiner Ganzheit gegenwärtig in dem Roman „Der Ruf der Fel-der“ von Bruno Arndt, „Brand“ von Walter Schimmel-Falkenau, während Arnold Witz in seinem Roman „Der Bastard“ das Grenzlandproblem, Hein-rich Dominik in seinem Roman „Die kleine Exzellenz“ das ganze Wirtschafts-gefüge Oberschlesiens aufrollte und Al-fred Hein in der Novellensammlung „Der Auerlöste“ die oberschlesische In-dustrielandschaft und ihren Menschen sel-ber stimmungsmäßig auffing und seelisch glaubhaft machte. Künstlerisch am besten kommt das schlesische Bauerntum weg. Gustav Leutelts Bücher haben unterein-ander den geistigen Zusammenhang eines großen Ganzen, verwirklichen eine dar-stellerische Idee. Nachdem er sich mit seinen „Schilderungen aus dem Iser-gebirge“ in Beobachtung, Darstellung

und in der Kunst geschult hatte, aus Mensch und Natur eine Einheit zu machen, ließ er in seinen folgenden Bü-chern den Wäldler seines Isergebirges gewissermaßen die ganze Stufenfolge geschichtlichen Seelenlebens und Kultur-wandels durchlaufen, wenn „Die Königs-häuser“ den Menschen noch im Bann seiner elementaren Triebe und der spuk-haften Mächte seiner Wälder zeigen; wenn „Das zweite Gesicht“ schon das Aufbrechen der sozialen Gegensätze im Gefolge des Unternehmertums bringt, wenn „Hüttenheimat“ mit dem Wieder-aufbau der heimischen Hüttenwerke das Problem einer neuen sinnvollen sozialen Ordnung verknüpft und „Der Glas-wald“ schließlich im Kampf zwischen Landschaft und Menschenkunst die Na-tur siegen läßt und den Menschen wieder zum reinen Dienst an der Heimat zurück-führt und so den Kreislauf schließt. Auf zwei gegensätzlichen Bildern erscheint der Bauer im politischen Triebwerk der Völker. Bruno Hanns Wittels Roman „Sturm überm Acker“ 1927 läßt in leidenschaftlichen Rhythmen, geführt von seinem Helden und Befreier Hans Rudlich, den Bauern siegreich aus seiner Knechtschaft aufsteigen, während August Scholtis in seiner Novelle „Ende“ in dem ergreifenden Leitmotiv „Josef ge-fallen für Deutschland, Johann erstochen für Polen“ den Bauer wieder von dem neuen, dem polnischen Sturm überm Acker weggesetzt sieht. Das ewige Bauernschick-sal aber hat uns Adolf Wildner mit der gelassenen Ruhe und Beherrschtheit Adalbert Stifters, mit der bezwingenden Anmut des dichterischen Gebildes dar-gestellt. Seine Erzählung „Aus Wald-hütten“ 1923 spielt in den schlesisch-böhmischen Grenzbergen und in den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges durch, was unserer Generation auferlegt war: Kriegszerstörung bauerlichen Wohlstandes

und zäher Wiederaufbau. Güte, Milde, Frieden des Herzens geht von diesem stimmungsvollen und anmutigen Buche aus, das mit dem klugen Nachdruck des wahren Volkserziehers dem Heldentum des Krieges jenes andere und größere Heldentum verborgener und harter Frie-densarbeit gegenüberstellt.

Und nun die Heimat und das Vater-land. Zweierlei Stimmung, Erfüllung und Wunsch, kreisen hier über ihrem Gegenstand. Schlesische Maler und Dichter, Adolf Menzel und Wilhelm Häring, haben im neunzehnten Jahr-hundert Preußen zuerst seine künstlerische und dichterische Legende geschaffen. Mit seinen Romanen aus der friderizianischen Zeit „Die Beata Abigail“ und „Elisa-beth Christine“ hat Walter Schimmel-Falkenau verwandten Sinnes stilvolle Gebilde geschichtlicher Dichtung geschaf-fen. Südlich des Gebirges beherrscht der großdeutsche Gedanke den Geschichtsroman. Walter von Molo suchte die Deutschen Österreichs gefühls-mäßig der preussischen Ideologie zu öffnen, sie in den Legendenzirkel des preussischen Staates und Heeres einzu-beziehen: seine Trilogie „Der Roman meines Volkes“. Karl Hans Strobl suchte mit seinem dreiteiligen Bismarck-roman die führende Heldenfigur geschicht-lich von Preußen weg und gefühlsmäßig näher an Österreich heranzubringen, also eine starke Mitte aufzubauen, den deut-schen Gedanken seiner preussischen oder österreichischen Leiblichkeit zu entkleiden, ihn in der gemeindeutsch gestimmten und modellierten Gestalt Bismarcks zu ver-körpern. Robert Hohlbach, in dem die alte Burschenschaft wahrhaft Fleisch und Blut geworden ist, läßt seinen groß-deutschen Gedanken in der alten Bur-schenschaft wurzeln. Indem er den Din-gen in ihre Tiefe nachstieg, rollte er 1928 in dem Roman „Die Raben des Roff-

häuser" das ganze Zeitalter der ursprünglichen Burschenschaft und mit ihm zugleich die deutsche Idee an sich und aus ihr das Problem eines neuen Großdeutschlands auf. Nichts mehr von Preußen und nichts von Österreich. Die politischen Binnengrenzen des einen gemeinsamen Deutschland sind ausgelöscht. Aus der Symphonie der deutschen Mundarten steigt das Lied des ungeteilten großen Vaterlandes auf. Es hieß nur schlüssig folgern, wenn Hohlbaum dann in der Romantrilogie „Frühlingssturm“ das Epos des deutschen Menschen zu schreiben begann, an einer Familienfolge den schweren deutschen Weg aus dem Dreißigjährigen Krieg in das Weimar des jungen Goethe. Der Gedanke vom großen deutschen Vaterland klingt in Schlesien mit einer nur spärlichen Kriegsliteratur aus, bei Max Herrmann als ein Bekenntnis zum Ideal des Völkerfriedens, bei Alfred Hein als ein Bekenntnis zum Kameradschaftsgeist des Frontsoldaten mit seinem Verdunbuch und dem volkstümlich gewordenen Liede: „Eine Kompagnie Soldaten“.

Wie ist diese Gedankenwelt Form und Kunststil geworden? Die schlesische Spielfreude bezeugt sich in immer neuen strengen und lebenswürdigen Ausbrüchen, in der mundartlichen Dorfkomödie Kurt Felschers, wie in Adolf Wildners „Der Buchenhof“, in den sozialen und Mysterienspielen Margarete Hütigs, im Eichendorffspiel von Alfred Nowinskis „grünem Zelt“, in dem Hofmannsthalstil von Alfred Heins „Drang zum Werk“, in den Spielleitern Walter Blachetta und Alfons Hayduk mit ihren Laienspielen und Märchendramen, in der Mittelstandstragödie Rudolf Fiegels „Menschen des Untergangs“, in dem Piscatorodrama Franz Jungs „Heimweh“. Aber man kann vor diesem bunten Farbenband des Gegensätzlichen und

Unvereinbarsten nur feststellen, daß die letzte große Leistung des schlesischen Dramas mit Gerhart Hauptmanns Beginn vierzig Jahre zurückliegt. Weitum am schlesischen Horizont ist kein Anzeichen von dramatischem Schönwetter und keine Verheißung eines neuen großen Ereignisses zu erblicken. In ähnlicher Lage findet sich die schlesische Lyrik. Zu stark an Einfluß, zu verlockend und bequem dem Nachbilden, zu mächtig an vorgeformtem Inhalt ist die Lyrik der George, Rilke, Hofmannsthal, als daß der lyrisch Erregte aber keines eigenen Ausdrucks Gewisse dagegen aufkäme. Nur das mundartliche Gedicht, wie es etwa Wilhelm Dehl sich für jedes Heimateerlebnis darbietet, hat seinen zuverlässigen Stil und der Meisterschilderer der Natur und des Tieres Hans Raboth hat in der bewußten Kunstlosigkeit des Volkstones, in der schönen Einfalt seiner Verse ein Geheimnis unwiderstehlicher Wirkung. Und der ober-schlesische Bergmann Paul Habraszka beginnt sich aus dem Rhythmus der Arbeit, aus der sinnlichsten, unmittelbarsten Anschauung, aus dem frommen Gefühl hingebenden Dienstes an der Welt, aus jener kindlichen Naivität des unverbildeten Glawen zu einem eigentümlichen Stil durchzuringen, in dem auf seine Weise das Problem der Arbeiterdichtung gelöst scheint. Das Versbuch, in dem sich uns die reife Gegenwartsform schlesischer Lyrik ankündigen will, scheint uns Willibald Köhlers „Spiegelbrücke“ 1922 zu sein. Was schon das Leitmotiv andeutet, über dem abendlich geröteten Strom eine hochgeschwungene Brücke, die sich über das Spiegelbild im Wasser zum Kreise rundet, das scheint in diesen Versen geglückt: seelische Einheit von jenseitigem Urbild und diesseitigem Abbild, Ganzheit von Idee und Wirklichkeit, von Sein und Erscheinung. Es ist Gott selber, der dem Dichter als

Brücke vom Diesseits zum Jenseits seinen Rücken hinhält. Das schlesische Grundgefühl, dem wir in seinen Wandlungen und Verzweigungen nachzugehen versuchten, ist in diesem Büchlein wahrhaft Form geworden, das in vieljährigem Umgang mit dem Lode ausgetragen wurde. Im ganzen gesehen ist das schlesische Wesen von heute im Prosabuch seiner Formverfüllung am nächsten. Der schlesische Roman der Gegenwart, soweit er von schlesischem Geiste erfüllt ist, strebt unverkennbar zu einer gewissen Stileinheit. Das liegt nicht in der äußeren Form. Denn die ist so bunt, wie die Bildungseinflüsse, die der einzelne aufnahm. Was diesen Prosabüchern eine gemeinsame Note gibt, das strömt aus ihrer inneren Form. Sie reißen die Welt von der Seele her auf und verwandeln die Welt in seelische Geschehnisse. Gemeinsam ist ihnen eine legendenhafte Stimmung und Gesinnung, gemeinsam ein schwer zu beschreibender Rhythmus, der zwischen prophetenhaftem Pathos und liedhaft musikalischer Wortartzeit schwingt. Sie verlaufen nicht in vorberechnetem geradem Zuge, sondern auf den gebrochenen Linien zwischen Freiheit und Schicksal. Unter den Figuren besteht nicht die logische Beziehung der Handlung, sondern das geheimnisvolle Einverständnis seelischer und schicksalhafter Begegnungen und Ereignisse. Es ist keine künstliche Versammlung von Romanfiguren, sondern die natürliche Gemeinschaft, die das Leben schafft. In diesen Büchern erfüllt sich die Gleichheit von Innen und Außen, von herüber und drüber, von Geist und Natur, von Mensch und Gott. Es sind Menschen, außerhalb des Alltags angesiedelt, doch im Alltag wirkend, es sind Gezeichnete einer andern Welt. Und so entsteht eine Kunst, die nicht nach der Logik der Vernunft motiviert, die außerhalb aller irdi-

schen Kausalität steht, die nach den geheimnisvollen Gesetzen des Jenseits, eines Innenjenseits, die Dinge in Bewegung setzt, die sie darstellt.

Die landschaftliche Gliederung der schlesischen Literatur gibt heute ein deutliches und aufschlußreiches Bild. Das Schwergewicht hat sich von Mittelschlesien weg in den Raum südlich des Gebirges und nach Oberschlesien verschoben. Die Spannung längs der Volksgrenzen erzeugt eine höhere geistige Temperatur. Man sieht sich neuen und entscheidenden Aufgaben gegenüberstellen. Man erkennt neue Pflichten und weiß, daß diese Aufgaben zunächst im Geistigen zu lösen und diese Pflichten vorerst von Innen heraus zu erfüllen sind. Dennoch ist die allgemeine Lage, wie die besondere Haltung der Literatur in Oberschlesien wie südlich des Gebirges wesentlich verschieden. Man braucht kein Wort zu verlieren über die Ursachen und Absichten, die zur selbständigen Umgrenzung Oberschlesiens führten. Sehr begreiflich löste diese kluge Zerteilung in Oberschlesien nun auch Antriebe zu einer bewußten geistigen Eigenlebigkeit aus. Es fiel vor einigen Jahren das Wort von ober-schlesischer Dichtung und ob sie möglich sei. Und es gab einen Klingenwechsel für und wider. Daß die ober-schlesische Landschaft ihre eigene Note, der ober-schlesische Menschenschlag sein eigentümliches Gesicht und die ober-schlesische Geistigkeit ihre besonderen geschichtlichen Leistungen hat, steht doch wohl fest. Ob sich daraus in unsern und in künftigen Zeiten ein fühlbares und erkennbares eigengesetzliches Schrifttum entwickeln wird, das heißt, ob sich hier schlesisches Wesen zu zwei verwandten Offenbarungen versondert, vermag nur die Zeit, keinerlei Vorausberechnung und keinerlei künstliche Förderung zu entscheiden. Wenn man auch sagen muß, daß das,

was heute in Oberschlesien und von Oberschlesiern geschaffen wird, sich noch nicht wesentlich vom geschichtlich erfassbaren schlesischen Wesen unterscheidet, so spielt sich heute jedenfalls die schlesische Literatur mit besonderer Kraft und Zuversicht in Oberschlesien ab, so hat sich Oberschlesien doch einen vorbildlichen und sehr wirksamen literarischen Apparat aufgebaut, rings um die beispielgebende Zeitschrift „Der Oberschlesier“. Drängt es in Oberschlesien zur Besonderung, so südlich des Gebirges zur geistigen Einheit mit dem gemeinsamen Stamm. Einmal stand das Geistesleben der Deutschen Böhmens und Mährens von je im Machtbereich des Donauraumes und dann haben sich die großen geistigen Ereignisse des Lebens immer im Süden und um Prag abgespielt. Erst während des letzten Menschenalters ist auch südlich des Gebirges ein starker Schöpfertrieb erwacht, beginnend im Altvatergebiet, dem „Der Oberschlesier“ jüngst ein schönes Heft gewidmet hat, bis herüber zum Elbedurchbruch. Und dieser Raum südlich des Gebirges beginnt sich langsam künstlerisch aus dem überlieferten Wiener und Prager Stilbereich zu lösen. An Franz Karl Ginzley und dem Waldhüttenbuch Adolf Wildners kann man noch spüren, wie stark das Altvaterländische, vom bayrischen Volk her Bedingte Stilgesetz ist. Aber schon Josef Mühlbergers Versbücher, das prächtige „Schwarze Buch“, Balladen um den Reitergeneral Spork, und das weltfromme, formvollendete, erstaunlich reife Gedichtbändchen „Singende Welt“ zeigen bei allen tiefen Prager Spuren schon schlesische Gemeinsamkeit zu Tage drängend und der jüngste, begabte, vielversprechende Kultschmied August Scholtis hat, über Oberschlesien ausgreifend, jene gemeinschlesische Seelenlage und Stilrichtung, wie sie sich in der langen

Geistesgeschichte Schlesiens erkennen läßt. Man kann gespannt sein, wie dies schlesische Wechselspiel des Versonderns und Zueinanderstrebens sich in einer nahen Zukunft auswirken wird.

Und nun auf das Ganze: Die schlesische Literatur von heute verwirklicht ein hohes Ethos und einen großen Gehalt. Aber sie ringt noch um ihre Form. Wir sehen unter dem Nachwuchs viel beglückende Begabung, aber wir sehen auch viel Dilettantentum und glauben zu bemerken, daß die Abwehr gegen alle künstliche Phrasendrescherei zumal in der Lyrik nicht entschieden genug ist. Die besondere Aufgabe, die ihr zusteht, zwischen Slawen ringsum geistig von diesen und zu diesen zu vermitteln, sehen wir leider noch nicht einmal in Angriff genommen. Vergessen wir auch in Stunden der stärksten Erregung nicht, daß wir ein geistiges Volk sind, und wenn wir darin einen Adel sehen, daß dieser Adel uns verpflichtet. Wir wissen, daß man in geistigen Dingen nur ackern und säen kann. Weiter und Wachstum stehen nicht in unserer Hand. Und so warnen wir vor den Gefahren des Machens und Züchtensvollens. Wir warnen auch davor, zwischen einer „lokalen“ und einer „gemeindeutschen“ Literatur an sich schon Wertunterschiede zu sehen. Der Geltungsbereich einer Literatur ist vollkommen unabhängig von ihrem Herkunftsbereich. Der eine Dichter kann über die Grundfläche eines Gutshofes eine Pyramide seines Werkes errichten, deren Gipfel und Wirkung die halbe Erde überschattet und der andere kann sich die halbe Erde zur Grundfläche nehmen und es braucht daraus nicht mehr als eine schuhhohe Pyramide zu werden, nach deren Dasein kein Hahn kräht. Daß ein Werk Rang habe, entscheidet allein über seine Geltung und Wirkung.

Weder unter den Alemannen verschiedener Staaten, noch unter den Nordost-

deutschen ist der Gemeinsamkeitsgedanke bisher wirksam geworden. Wir kennen die Gründe und begreifen sie. Auch die Bayern verschiedener Staaten haben die Hemmungen zu sich selber noch nicht überwunden. Wir kennen auch hier die Gründe, aber wir begreifen sie nicht. So sehen wir neben den Niedersachsen nur das schlesische Volk in sich geschlossen. Wir fühlen uns eins und arbeiten an einem geistigen Ausdruck dieser Gemeinsamkeit. Wir glauben damit an einer vorbildlichen Tat zu schaffen. Denn wir wissen, was in keinem von uns einzelnen, was in keinem der deutschen Stämme ist, das

kann auch im deutschen Volke nicht sein. Und was wir im deutschen Volk haben möchten, das müssen wir zunächst in uns selber und in jedem unserer Heimatgenossen lebendig machen. Sich dienend an ein Ganzes anschließen, das gilt für den Einzelnen gegenüber seiner Heimat, für die Heimat gegenüber der Nation, für die Nation gegenüber der Menschheit. Man muß zunächst in der Tiefe gewesen sein, wenn man in die Breite will.

Paul Garsch:

Paul Garsch, geb. 16. März 1860, Niederhermsdorf in Schlesien, lebt in Breslau.
Schrieb u. a. „Von Einem, der auszog“, Roman, Erzählungen und Gedichte.

Meteor

In Sonnen flammet der Himmel nieder,
Orion steht auf hoher Wacht.
Mich treibts aus deinen Armen wieder
Durchs Märchenreich der Mitternacht.

Dort fährt ein Stern aus Ewigkeiten,
Ein Funke nur Rubinenlichts.
Wo blieb er in den blauen Weiten?
Er war und er versank in nichts.

Und sterb ich hin, mein Herz durchschauert
Gewißheit, süß im Untergang,
Daß all die Glut mich überdauert,
Die ich von deinem Munde trank.

Dann unter Sternen, dir zum Preise,
Ihr rot Geleuchte selig brennt,
Bis sie in einer Mainacht leise
Versprüht im tiefen Firmament.

Paul Garsch:

Nicht lange mehr

Aus goldner Heimat kamst du mit,
Da Morgenvögel sangen.
Der Weg ist weit und schwer dein Schritt,
Und Nacht hält uns umfängen.
Du aber sei gebenedeit!
Durch Mühsal und durch Herzeleid
Bist du mit mir gegangen.

Nun währt es wohl nicht lange mehr,
Daß Hand in Hand wir gehen.
Gald wird um meinen Hügel her
Der Frühwind fröhlich wehen.
Dann ziehst du einsam durch die Welt.
Und wo wird unterm blauen Zelt
Der andre Hügel stehen?

Paul Barsch:

Schach

Im Siegesrausche jubelt der Gedanke:

Nun ist es Zeit! Wohlan, den Bauern vor!
Dem Gegner prallt er wuchtig in die Flanke,
Und sterbend sprengt er auf das Königstor.
Und du, mein schlanker Offizier, es gilt
Zu stellen jetzt ein edles Wild!
Bald sind auch meine tapfren Reiter nah,
Und dann auf freier Bahn den Turm
Heran zum Sturm,
Und dann Viktoria!

Das wird ein Sieg — ein Sieg! . . . Ob je ein Denker,
Ein Rechner schärfer, tiefer hat gedacht?
Ob je sein größtes Werk ein Schlachtenlenker
Noch meisterlicher, kühner hat vollbracht?
Wozu? Wozu? Kein Meister fragt danach.
Heil meiner Dame! Und dem König Schach!
Wozu? Uns grünt der Kranz! Triumphgetön!
Zweckloses Spiel, so zwecklos wie das Leben!
Und darum eben
So unermesslich schön!

Paul Barsch:

Der Krieg an der Sandgrube

Wie weit mein Wissen von Völkerstreit und Heldentum bis zum Sommer 1866, dem siebenten Jahre meines Lebens, gediehen war, weiß ich nicht. Es mag wohl schon recht umfänglich gewesen sein, denn es nährte sich gierig von kriegerischen Bildern eines Buches, das im Topfschrank hinter den guten Tassen versteckt lag, und das ich oft, scharfem Verbot zuwider, spitzbübisch hervorholte. Vertraut auch war mir das Lied vom tapferen Lagenka, denn das sang unser Gesell, der Johann Schie, jeden Tag an der Hobelbank. Mehr noch beschäftigte sich mein Denken über militärische Dinge mit dem großen Bilde, das bei Alars im Tanzsaal hing und auf dem eine Schlacht zu sehen war.

Als ich wieder einmal mit Alars Kindern in den Tanzsaal eindrang, nahm es mich so gefangen, daß ich es immerzu anschauen mußte. Staunend sah ich ein Gewimmel von Soldaten, Pferden, Kanonen, Flinten, Fahnen und Pulverrauch. Kugeln flogen in der Luft, ein Haus brannte, viele Soldaten lagen tot, und eine Kanone war zerbrochen. Frau Alar kam herein, bespaßte sich mit mir und lachte. Richtig verstand ich sie erst, als sie anfang, vom Bilde zu sprechen. Ich erstarrte bei hungrigem Lauschen und Genießen. Der Soldat auf dem weißen Pferde war der General und hieß Blücher. Die Soldaten hinter ihm waren die Preußen, die Soldaten vor ihm die Franzosen. Er zeigte den Preußen mit dem Säbel, wohin sie schießen und mit den Spießen an den Flinten stechen sollten. Die Preußen waren tapfer, und darum gewannen sie. Frau Alar sagte, Blücher sei ein Held, der niemals weiche. Wo der hinkomme, müßten die Fran-

zosen purzeln. Die andern alle zusammen seien nicht so tapfer als er, und er habe deshalb die meisten Orden. Gar zu gern hätte ich erforscht, wie die Franzosen purzelten, gar zu gern auch die Orden bewundert, Frau Alar aber ging, und wir mußten mit ihr gehen. Sie verschloß den Saal, und da war ich sehr traurig.

Vom Blücher kam ich nicht mehr los. Im Dämmerdunkel meines Weltbetrachtens war er mit seinem Schimmel eine strahlend klare Lichterscheinung. Ich malte nur noch ihn auf die Schiefertafel, in der Schule, daheim im Stübel, im Schuppen und im Schuß der Stachelbeersträucher, malte, bis er so schön war wie auf Alars Bilde. Doch ich konnte dabei nicht froh werden. Mir war eingefallen, daß ihn, der ganz vornan ritt, leicht eine Kugel treffen könne. Der Gedanke, daß er dann bei den toten Preußen auf der Erde liegen werde, ließ sich nicht ertragen. Wenn ich allein war, flennete ich laut.

Der Sattler kam in unsere Werkstatt gerannt und schrie: „s werd Krieg! Ei Reize drinne machen se schunt mobil.“

Mich berührte diese Botschaft kaum, und stumpf auch blieb ich bei den andern Nennigkeiten, die der Sattler brachte. Für mich ergab sich daraus, daß die Österreicher ein Land erobern wollten. Vor den Österreichern bangte mir nicht. Sie wohnten am Rande des Himmels, bei der Bischofskoppe, weit — weit von uns. Vetter Naß war einer. Der blieb jedesmal, wenn er der Mutter den echten Jerusalem Balsam brachte, bei uns über Nacht, und uns Kindern gab er Pfefferkuchen. Vetter Naß hatte mirs gezeigt, wo die Österreicher wohnten, und

von ihm wußte ich auch, daß sie gute Leute waren.

Immerfort kam Besuch, — Blasig, der alte Neugebauer, Milde, Stuschke, Hilbig und Frau Klar. Nur vom Kriege redeten sie mit dem Vater. Ich ging hinaus, kletterte im Garten auf den Zaun und blickte zur Bischofskoppe hin, nach Pulverrauch spähend. In unergründlicher Ferne suchten meine Augen den Krieg, und als ich ihn bald darauf in nächster Nähe sah, erkannte ich ihn nicht.

*

Durch Lorenzens Alee an unserm Zaune ritten zwei Soldaten. Nah bei mir hielten sie. Flink lief ich durch die Gartentür auf den Fußsteig. Sie drehten mir die Rücken zu. Während meines staunenden Hinscharens erwog ich die Frage, was Lorenz tun und sagen würde, wenn er sähe, daß ihm die Pferde den Alee zertrampelten. Ich war einmal hineingelatscht, weil ich einen blauen Schmetterling fangen wollte. Das hatte Lorenz gesehen, und ich kriegte Backpfeifen. Die Soldaten waren stärker als ich. Er hätte nur kommen und versuchen sollen, sie zu backpfeifen! Die hatten Säbel.

Einer mochte wohl der Anführer sein. Dicker als der andere war er. In den Händen hielt er ein großes Papier, und das faltete er über dem Halse des Pferdes auseinander. Gogleich erkannte ich, daß es eine Landkarte war. In Vaters Soldatenbuche gabs auch Landkarten. Mir schiens jedoch, als sei jene viel schöner. Sie zog mich so heftig an, daß ich nicht widerstehen konnte. Bangend zwar, doch jede Gefahr misachtend, watete ich in die verbotene Wildnis. Beinahe hätte mich das Pferd mit den Hufen geschlagen. Es huppte fortwährend wegen der vielen Bremsen. Gut, daß ich schnell zur Seite sprang! Mit dem Pferde zappelte die Landkarte, so daß ich die Strichel und

die Punkte nicht ordentlich sehen konnte. Mein Blick versing sich in einen Blumenstreif in Görlichs Weizen. Der war rot und blau und gelb und viel schöner als die Farben in meinem Taschkasten. So nah dabei war ich nie gewesen.

Schon wieder Soldaten auf Pferden! Droben auf dem Berge, hinter dem Weizen. Bei der Sandgrube. Drei — vier — fünf. Sie konnten nicht weiter, die Grube war zu tief. Sie schossen auf uns mit Pistolen. Jeder einmal. Dann schwenkten sie um und waren weg.

Die beiden Soldaten im Alee erschrecken vor dem Schießen und sausten davon. Wie der Wind gings über den Zaun hinweg, durch den Garten, über den andern Zaun, über die Gasse, schrägüber durch die Hosentrübchen zum Dominium. Der Anführer sprang mit seinem Pferde hoch hinweg über den Staketenzaun in den Schloßpark, der andere ritt an den Scheunen entlang und bog dann um die Ecke. Das alles sah ich ganz deutlich, und ich wunderte mich, daß sie sich so ängstigten, da ihnen die andern ja gar nicht nachkamen. Ein Stück unseres Zaunes hatten sie umgeritten, die Latten lagen bei den Gurken. Ich blieb im Alee und wartete auf die fünf Reiter. Ein brennendes Begehren, sie noch einmal zu sehen, noch einmal das Schießen zu hören, hielt mich so im Bann, daß ich nicht auf das Rufen der Mutter achtete. Sie kam gesprungen, gab mir eins auf den Kopf und riß mich fort.

„Stieht mer bei, ihr verzehn Nutthalfer!“ schrie sie. „Dir ward ich reichthalfer! Leest dar kälsche Drähniegel mitten nei ei a Krieg! 's is a Gootswunder, daß dich de Östreicher nich hon mausetut geschossen!“

In der Werkstatt verklagte sie mich beim Vater. Der nahm den Zollstock und wollte mich wischen. Aber er verhiß mich nur. Ich durfte nicht mehr zur

Haustür hinaus, so lange der Krieg dauerte und die Östreicher da waren. Er drohte, mir alle Knochen entzweizuschlagen, wenn ich nicht gehorche.

„Giehste naus, do biste weg!“ belehrte mich die Mutter. „Ein Kriege werd nich gefackelt. De Östreicher schissen dir glei a Looch ei a Bauch.“

Offenbarungen überwältigten mich. Aus taumelnden Gedanken löste sich die Erkenntnis, daß ich in einer Schlacht gewesen war. Sie hatte mich nicht befreit. Je länger ich über sie nachdachte, desto gröber enttäuschte sie mich. Die in Klars Tanzsaal war hübscher.

Warum wollten mir die Östreicher ein Loch in den Bauch schießen? Hatten sie aufgehört, gute Leute zu sein? Hieltten sie schon wieder drüben an der Sandgrube? Oder warteten sie im Alee, bis ich zur Haustür hinauskommen würde? Ach, wenn ich sie doch sehen könnte! Johann Schie sagte, sie seien von Zuckmantel herübergekommen. Nach Zuckmantel ging manchmal die Prozession.

Ich stahl mich durch den Hausgang in den Stall. Dort stand ich auf dem Melkschemel am offenen Fenster, dicht bei der Kuh. Ihr Maul berührte mich, und ich spürte die Hörner im Rücken. Da bog ich mich weit hinaus und klammerte mich ans Fensterholz. Der Blick umfaßte die Felder bis zur Kirche hin. Von der Sandgrube sah ich nur ein Stück. — Ob die Östreicher unser Dorf erobern wollten? — Wo sie nur sein mochten! Wie konnten sie bei der Bischofskoppe wohnen, wenn sie von Zuckmantel herübergekommen waren? —

Der Vater ging in den Hof. Hastig zog ich den Kopf zurück und suchte mit den Füßen den Melkschemel. Er fiel um, und ich purzelte hinab und lag unter der Kuh. Ehe sie mich treten konnte, war ich schon weggekrochen. Der Vater pfiff mir. Er mochte denken, ich sei wieder in

den Krieg gelaufen. Hurtig sprang ich hinaus.

Im Schuppen wurden die Bretter gestapelt, die der Brettmann gebracht hatte. Die Mutter half dem Vater, und ich mußte die Querbögel legen. Sie freuten sich, daß die Östreicher daneben geschossen hatten und daß ich noch lebte. Mich aber freute das gar nicht. Ich erhoffte mich, weil es keinen Krieg mehr gab. Wären die Östreicher nicht fortgeritten, so hätte mich der Vater nicht in den Hof und in den Schuppen gehen lassen.

Auf einmal schrie von seinem Garten her der Sattler. Ich verstand nur, daß die Preußen da seien. Vater und Mutter ließen ein Brett fallen, das sie schon hochgehoben hatten, und liefen auf die Gasse hinaus. Ich mit. Hinten bei der Brauerei waren viele Menschen, und immer neue rannten hinzu. Auch der Vater und der Sattler, und mit ihnen Steiner und Blasig und viele Weiber und Kinder. Mich hält die Mutter fest, so sehr ich auch bat und zerrte. Flinten und Helme funkelten. Die Preußen! Eine Schlacht! Für mich gab's kein Halten mehr.

„Du bleibst do!“ gebot die Mutter. „Dich lo ich nimme vom Bündel. Nei giehste!“

Hinein ging ich zwar, schlüpfte jedoch, einer troghaften Eingebung folgend, bei den Stachelbeeren durch die Latten und flüchtete an den Zäunen dahin, geheßt von der Angst, zu spät zu kommen. Ich kam zurecht.

Preußen, lauter Preußen! Kein einziger Östreicher. Aber sie machten keinen Krieg. Neben den Leuten standen sie und wischten sich den Schweiß aus den Gesichtern. Viele tranken aus Bierkufen. Jeder Preuße trug auf dem Rücken einen Tornister und eine ganz dicke Rolle. Mich zog es zu ihnen hin, doch ich mußte weit weg bleiben, weil ich mich vor dem Vater fürchtete. Der stand ganz vorn mit

den Männern. Ich war bei den Weibern und verkroch mich hinter ihre Röcke. Sie wackelten immerfort, und wenn ich die Preußen sehen wollte, mußte ich mir wieder eine Lücke suchen.

Klar Josef kam getraut. Er erzählte den Weibern, sein Vater fahre den Rittmeister nach Neisse zum Doktor. Der Rittmeister sei beim Springen über den Parkzaun kopfüber vom Pferde gestürzt und habe sich was gebrochen. Zuerst hätten die Österreicher von der Sandgrube her auf ihn geschossen, und da sei ihm nichts passiert. Ich horchte betroffen.

Einer der Preußen brüllte plötzlich. Die andern sollten sich in die Reihe stellen und still sein. In einer Rede, die er hielt und die nur so prasselte, gings von der Schlacht, die ich gesehen hatte. Beim Hinhören vergingen mir die Sinne. Fort lief ich und wußte nicht, wohin. Im Oberdorfe wollte mich Frau Hundert auffangen. Ich entsprang über den Kirchhof und sauste weiter, immer weiter. Nur ein einziges Gefühl beherrschte mich, und das schrie: Gelogen, gelogen!

Auf unserm Boden im Stroh fand ich mich wieder. Ich presste das Gesicht zwischen die Schütten und heulte. So war's ja nicht gewesen, wie es der Preuße bei der Brauerei den andern Preußen gesagt hatte! Der Herr Rittmeister war nicht wie Blücher auf die Österreicher losgestürzt, und er und sein Bursche hatten nicht gekämpft wie die Löwen. Durften denn große Leute lügen? Und gar erst die Preußen? Die Welt in mir lag zertrümmert, und ich empfand, daß mich nichts mehr freuen könne, die Österreicher nicht, die Blumen nicht und der Zuschlaß auch nicht. Durch ein finsternes Gewoge leuchtete beständig die Reitergestalt aus dem Tanzsaale: Blücher auf dem Schimmel. Mein besseres Wissen sträubte sich gegen die Behauptung, daß auch der Herr Rittmeister ein Held sei. Mir war's, als

sei dem Blücher dadurch ein Unrecht ohnegleichen geschehen. Der hätte sich nicht vor den Österreichern gefürchtet — der hätte den Säbel geschwungen und den Krieg gewonnen. Etwas hatte der Preuße bei der Brauerei von vergossenem Blute gesagt. Ich wußte, was das heißen sollte und ich heulte noch stärker. Nicht in der Schlacht hatte der Herr Rittmeister das Blut vergossen, nur, weil er über den Parkzaun gesprungen war. Er hätte ja um die Scheunen reiten können, wie der Bursche. Die zwei hatten nicht einen großen Haufen Österreicher in die Flucht geschlagen. Gelogen, gelogen! Von selber waren die Österreicher fortgeritten. Gewiß aus Angst. Ich verachtete sie. Tapfer nur war der Blücher und tapfer war ich. Wegen mir hätten die Österreicher immerfort schießen können — ich wäre nicht ausgerückt. Warum hatte das der Preuße bei der Brauerei den andern Preußen nicht gesagt? Ich flemte, daß mich der Bock stieß. Wenn ich doch totgeschossen worden wäre!

Aus Weh und Zorn schreckte mich der Ruf des Vaters. Mit einem Ruck riß ich mich empor, wuschte mir die Augen und flog zur Treppe hinab, schlimmster Ahnungen voll.

Die Eltern stapelten Bretter.

„Dalli, dalli! Gefaulenz wird nich.“

Sie lachten, prügeln mich nicht und waren auch nicht böse. Da wuch das Grausen, und mir war's, als müßte ich flattern wie die Schmetterlinge. Beim Legen der Querbölzer ging es so fix, daß mich die Mutter lobte. Wie gut, daß ich noch lebte!

Die garstigen Unstimmigkeiten aber zwangen mich wieder zum Nachdenken. Sie verdüsterten mir die Luft und ich konnte nicht mehr richtig froh sein.

Mein Verhältnis zu den großen Leuten hatte sich geändert. Ich war ein Zweifler geworden.

Fritz Walther Bischoff:

Fritz Walther Bischoff, geb. 26. Jänner 1896 in Neumarkt i. Schl., lebt als Leiter der Schlesischen Sunstunde in Breslau. Schrieb Romane, Erzählungen, Gedichte, u. a. „Ohnegesicht“, „Der Fassmünzer“.

An die Heimat

Heimat, hold in Wiesen
Unter goldenen Sternen,
Unter Wanderwolken, weiß von Sonne angeglüht,
Immer hör ich deine alten Brunnen fließen,
Immer wieder sitz ich dir zu Füßen
Von den Schlehenhecken meiner Kindheit überblüht.

Tief verschlagen in die Fremde
Wandersmann auf vielen Wegen
Nach dem Rausch, dem Ruhm, dem Tod
Schenktest du mir Atemsinn und Segen,
Sandtest deinen Heimkehrwind mir mild entgegen,
Wenn das Schicksal dunkel mir den letzten Abschied bot.

Heimat, hold in Wiesen,
Der wir uns geloben,
Der wir dienen hart nach unserer Art,
In den Ebenen der Städte, an den grünen Hügeln droben,
Wo im Wetter weh die alten Wälder toben:
Immer bist du unser, sind wir dir bewahrt.

Wo wir gehen, wo wir kommen,
Mit den Zeiten deines Glühens strömt das Blut erhell't,
Alle Wasser, die im Flusse sind hinabgeschwommen,
Haben, spiegelnd, nie dein Bild uns fortgenommen,
Alten Turm und Zinne, Berge, Wald und Feld.

Heimat, Schlesien grün in Wiesen,
Oft verraten, nie verloren
Glück uns ein, nimm mütterlich uns hin,
Wo gen Süden ziehn die alten Wanderstraßen,
Blau im Wegerich blüht der Wander Sinn —
Laß mich ruhen und die rufen, die vergaßen,
Daß du eingeboren ewig ihnen bist, wie ich dir eingeboren bin.

Hugo Gnielczyk:

Hugo Gnielczyk, geb. 20. Oktober 1888 in Ujest, D. S. Lebt in Hohnsdorf, Kreis Leobschütz. Schrieb Erzählungen, Novellen, Romane, u. a. „Das Grubenpferd“.

Mutter und Kind im Volksglauben des Kreises Leobschütz

Schutz des Kindes vor der Taufe (gegen böse Mächte).

Ehe das Kind getauft ist, haben dämonische Gewalten über es Macht; daher sucht besonders die Mutter das Kind durch allerlei Mittel und Handlungen zu schützen. Das Kind darf unter sechs Wochen nicht aus dem Bett, überhaupt nicht aus der Stube getragen werden, auch dürfen seine Bettbezüge in dieser Zeit nicht abgezogen werden; vielfach zieht man die frischen Bezüge über die benutzten. Das Kind darf nicht zu Füßen der Mutter im Bett liegen. Bis zu sechs Wochen müssen entweder der Rosenkranz oder ein Kreuz oder eine geweihte Medaille oder andere geweihte Gegenstände beim Säugling liegen. Die Mutter darf das Kind nie auch nur einen Augenblick allein in der Stube lassen, sonst kommt der böse Geist, oder es kommen die Fenisweibchen, stehlen es und legen einen „Wechselbalg“ hinein; der hat den Kopf einhalbmal so groß wie seinen Körper und ist auch am Körper mißgestaltet.

Gegen die „Wingsweiblein“ (Hohnsdorf) legt man, besonders wenn die Mutter hinausgeht, ebenfalls geweihte Gegenstände ins Kinderbett, dann aber auch eine Nadel und eine Schere. Das Kind muß auch mit Weihwasser besprengt werden. Weihwasser soll die Mutter immer zur Hand haben. Vor diesen Dingen haben die Fenisweibchen Angst. In Leobschütz schützte man sich durch Geschenke an die Fenisweiblein; man trug Kuchen

oder frisch gebackene Brote in die „Fuchsberge“.

Eine ganze Reihe solcher Begebenheiten, bei denen Kinder von Fenisweiblein gestohlen wurden, werden uns in der von mir herausgegebenen Sagensammlung aus dem Kreise Leobschütz „Am Sagenborn der Heimat“ (Rödle, Leobschütz 1922) erzählt.

In der Sage „Die Fingsweiblein in Gröbnig“ (S. 32, aufgez. v. E. Effer), heißt es: Sie hatten auch Freude an kleinen Kindern. Sie krochen zum Schlüsselloch hinein und horchten, ob die Kindesmutter schlief. Wenn die Mutter sicher sein wollte, nahm sie sich eine Schere mit ins Bett und kamen die Fingsweiblein, so zwickte sie sie mit ihr. Davor hatten die Weiblein große Angst und sie krochen wieder zum Schlüsselloch hinaus.

S. 35 erzählt Franz Peikert aus Hohnsdorf: Besonders gern vertauschten sie ihre häßlichen Kinder mit den hübschen Menschenkindern und die Wechselbälge waren dann eine entsetzliche Plage für die Pflegeeltern.

S. 38 wird von Albert Mucha aus Leisnig ein solcher Tausch berichtet:

Die Fänske-Dinger in Leisnig.

Uralt ist die Sage von den Fänske-Dingern. Die Lammelgasse hatte früher recht hohe Wegseiten, in denen die Fänske-Dinger wohnten. Diese waren zwerghafte Wesen, häßlich und zudem arg-

listig. Sie stahlen gern Kinder oder vertauschten sie. So soll es einer Frau geschehen sein, daß sie eines Tages ein fremdes Kind, einen sogenannten Wechselbalg, statt ihres eigenen neben sich vorfand. Es hatte einen ziemlich großen Kopf und am ganzen Leibe den Ausschlag. Die Frau ahnte wohl, daß die Fänskeweibeln ihr den Streich mit dem Kinde gespielt hatten, doch versuchte sie, mit dem fremden Kind ein Gespräch anzuknüpfen, um so Gewißheit zu erhalten, ob das Kind wirklich ein Wechselbalg sei. Sie hatte nämlich gehört, daß die Fänskefinder eine besondere eigentümliche Redeweise besäßen; doch das Kind blieb auf alle Fragen die Antwort schuldig. Die Frau beschloß, am selben Tage noch zu Verwandten nach Peterwitz zu gehen, um ihnen ihr Leid zu klagen. Das fremde Kind nahm sie mit, und zwar trug sie es in ein Tuch gebunden auf dem Rücken. Als sie die Lammelgasse entlang ging, sah ein Fänskeweibel das Kind und fragte, wohin es gebracht werden solle. Darauf antwortete das Kind ahnungslos:

„Ach Peterwitz zum Wiegen,
Doß mir's konn geniegen!“

Nun wußte die Frau, daß sie von den Fänske-Dingern betrogen war. Sie warf das fremde Kind sofort auf die Erde und ging nach Hause. Leider schweigt sich die Sage darüber aus, ob sie daheim ihr eigen Kind wieder vorfand.

(Handschriftlich von Albert Mucha, Leisnig.)

Wenn man das eigene Kind von den Fenisweibchen zurückhalten wollte, mußte man den Wechselbalg mit einem Besen oder einer Birkenrute unbarmherzig so lange schlagen, bis er verschwand und das rechte Kind zurückgebracht wurde. Dies war aus Rache noch mehr zerschlagen als der Balg.

Magner erzählt aus Lürmiz folgendes: Fenisweibchen vertauschen ein wunderschönes Kind.

Es war einmal eine Frau in Lürmiz, die hatte ein sehr schönes Kind. Alle Leute bewunderten es. Eines Tages in der Dunkelstunde war die Frau draußen und fütterte das Vieh. Da kamen Fenisweibchen, nahmen ihr das wunderschöne Kind und legten ihr ein häßliches Kind ins Bett. Als die Frau in die Stube hereinkam und das häßliche Kind sah, wußte sie nicht, was sie mit ihm tun sollte. Sie ging zu den Leuten und erzählte ihnen alles. Da sagten ihr die Nachbarn, sie solle eine Rute von einer Trauerbirke holen und das Kind so schlagen, bis das Blut kommt. Die Frau befolgte den Rat. Als sie nun so schlug, verschwand das häßliche Kind und ihr Kind lag wieder im Bett; aber es war noch mehr zerschlagen, als das häßliche Kind, das verschwunden war.

(Handschriftlich von Magner, Lürmiz.)

Ähnliches wird auch aus andern Dörfern erzählt. Man kann den Balg auch loswerden, wenn man ihm zum Lachen, zum Sprechen oder zum Staunen bringt, oder den „Wingsweiblein“ etwas gibt. Das Kind wurde gewöhnlich in der Mittagsstunde umgetauscht und wieder zurückgebracht (Hohnsdorf).

Spaßig ist der Bericht aus Bratsch von Rosa Willmann, der wiedergibt, wie sich zwei Fenisweibchen streiten, ob die Mutter schlafe oder nicht. Sie geraten sich dabei so in die Haare, daß am nächsten Tage noch ganze „Puußen“ davon in der Stube gefunden werden. Bekannt ist auch die Sage vom Heulpeterle aus Ratscher-Langenau, die einzige des Kreises Leobschütz, in der Bergmännchen eine Entführung vollbringen, die aber entgegen denen der Fenisweibchen glücklich ausgeht.

Frau Gnilka, Türmiz, erzählt, daß die Genisweibchen die Kinder raubten, weil sie ihren Zwergenstamm durch Vertauschen der Kinder kräftigen wollten.

Der Schimpfname „Balg“ für ein unfolgsames Kind ist noch heute im Gebrauch. Man soll aber das Kind nicht derart schimpfen, damit es nicht ein Balg werde.

Schutz des Kindes vor dem Alp.

Das neugeborene Kind bekommt öfters Anschwellung der Brust und Brustwarzenentzündung. Da sagt man: der Alp saugt an dem Kinde, während die Mutter schläft. Die angeschwellenen Brüste des Kindes, die sogenannten Milchbrüstel, enthalten „Hexenmilch“. Um den Alp abzuschrecken, wurden Exkrememente des Kindes aufgelegt.

Man soll das Kind nicht von fremden Leuten küssen lassen.

Das Kind darf man nicht unter einem Jahr in den Spiegel sehen lassen, sonst sehen die Hexen heraus (Bratsch), oder es stirbt (Hohndorf). Die Nägel soll man ihm abbeißen, die Haare nicht schneiden und unter einem Jahre nicht kämmen, sonst bekommt es einen Wichtel (Bleischwitz), oder es bekommt Grinde (Bratsch).

Kinderräsche und Windeln darf man in den ersten sechs Wochen nicht in den Hof und unter das Dach aufhängen, da das Kind sonst viel weint. Der Wind nimmt ihm die Ruhe. In Gabschütz darf Kinderräsche überhaupt nicht draußen aufgehängt werden.

Wenn ein Kind schön aussieht oder gut gedeiht, soll man es nicht „berufen“ oder „beschreiben“: Das ist ein sehr hübsches oder ein sehr starkes Kind, sonst „kriegt es ein Unheil“, es wird mager und elend, stirbt oder wird häßlich, oder es bekommt den Ausschlag. „Die A.

haben sie immer beschrien, daß sie so hübsch ist und deshalb ist sie jetzt immer krank.“ Vor Angst fahren deshalb manche Mütter ihre Kinder nicht aus. Hat man sich versprochen, so muß man schnell hinzusehen: „Unberufen!“ oder ausspucken; will man dennoch das Kind loben, muß man vorher „unberufen“ sagen. Gegen Beschreiben erhält das Kind ein rotes Armبändchen.

Einem Säugling, der zähnt, schließt man durch ein Kreuzzeichen den Mund. Will ein Kind an Gewicht nicht zunehmen, so wird es auf einer Wage gewogen, wobei niemand sprechen darf.

Wenn Kinder schreien, regnet es.

Ehe das Kind gekauft worden ist, heißt es „Poppla“ (Püpplein).

Knaben ruft man manchmal auch Hans.

Die Wöchnerin.

Wie das Kind, muß auch die Mutter gegen allerlei Zauberei und Unwesen geschützt werden. Sie muß selbst manche Handlung beachten oder unterlassen, um nicht böse Folgen für sich, das Kind und andere herbeizuführen. Außerdem wird zu ihrer Pflege von Verwandtschaft und Bekanntschaft sorgsam beigetragen. „Was der Wöchnerin in den ersten sechs Wochen passiert, verliert sie nicht mehr.“ (Dt. Neukirch.)

Die Mutter darf nicht allein bleiben und erst recht nicht allein in der Stube schlafen. Unter acht Tagen darf sie das Bett nicht verlassen und unter sechs Wochen darf sie nicht aus dem Hause gehen. In Pommerswitz darf sie vor der Einleitung das Zimmer nicht verlassen, die Schwelle nicht übertreten. Wenn sie nach der Geburt im Bette liegt und es ruft oder klopft jemand dreimal ans Fenster, dann soll sie nicht Antwort geben, besonders nicht in den ersten neun Tagen. Sie muß stets den Rosen-

kranz oder auch geweihte Dinge bei sich tragen. Der Teufel bekommt sonst Gewalt über sie (Zauchwitz).

Eine Wöchnerin lag — es war vor langer Zeit — im jetzigen Hause des ... Julius, wer weiß, wie die Leute geheißt haben — allein zu Hause. Das Kind war vierzehn Tage alt. Die Frau war ganz allein zu Hause. Da kam ein Mann zur Tür herein, der soll einen Pferdefuß gehabt haben, und sagte zur Wöchnerin: „Kauf ein Pappfegerla!“ (Siegel für Kinderpappe.) „Du wirst es brauchen für dein Kind.“ Die Frau bekam Angst, legte sich zum Kind und deckte es zu. Und indes läutet das Sanktusglöcklein. Da sprach der Mann: „Das war dein Glück, sonst wäre etwas passiert.“ (Gläsen.)

Die Betten der Wöchnerin dürfen sechs Wochen lang nicht abgezogen werden. Oft werden die neuen Bezüge über die alten gezogen. Noch vor 30 Jahren durfte kein Stroh erneuert werden (Ratscher). Stroh darf nicht aus dem Strohsack herausgezogen werden, sonst geht es um. So ist einmal von 12 bis 1 Uhr Nachts bei einer Wöchnerin über der Stube, auf dem Boden, etwas wie ein großes Fuhrwerk hin und her gefahren, so daß ein schreckliches Getöse entstand und Wände kein Hindernis boten. (Leisniz.)

Die Wöchnerin muß Tag und Nacht ein Kopfstuch tragen, sonst kommt der Böse (Gröbnig), oder sie wird von den Gulen genommen (Leisniz). Die Haare dürfen nicht „gemacht“ werden. Muß die Mutter dennoch aus der Stube gehen, legt sie auf das Kind einen Rosenkranz oder einen andern geweihten Gegenstand; sie nimmt sich selbst etwas Geweihtes mit. Das Kopfstuch muß sie umgebunden haben, damit der Böse nicht Gewalt über sie hat (Gläsen). Geht die Wöchnerin ohne Kopfstuch, kommt der Wichtelmann und fährt ihr in den Kopf; da

bekommt sie den „Wichtel“. Während der Mittagstunde darf sie in der ersten Zeit nicht aus der Stube gehen, sonst friert sie, bekommt am leichtesten Schwindelanfälle. Auf den Boden und in den Keller darf sie vor der Einleitung nicht gehen, sonst wird das Kind furchtsam, oder sie erschrickt vor etwas oder vor sich selbst, oder es passiert etwas, sie verunglückt. Andern erscheint ein großer, schwarzer Hund. Zwei Wöchnerinnen aus Pommerswitz sind zeitweise irre gewesen, weil sie in den Keller gegangen waren. Nach dem Feierabendläuten darf die Wöchnerin nicht mehr das Haus verlassen. Die Wöchnerin darf nie in andere Häuser gehen (Bauerwitz). Geht sie auf das Feld, erhebt sich ein starker Sturm, ein Gewitter oder Hagel fällt. In Nassiedel heißt es bei großem Sturm: Da war wieder eine Wöchnerin draußen.

„Als ich als siebzehnjähriges Mädchen in Gröbnig diente, da erzählte mir Frau Behrla, sie ist während der sechs Wochen aufs Feld gegangen, weit gegen Grauden und da ist ein Wirbel (Wind) gekommen und hat sie bis zum Graudener Wald mitgenommen. Und dann ist sie dort liegengeblieben und ein Förster hat sie aufgehoben.“ (Gläsen.)

Die Wöchnerin darf auch nicht in die Kirche, ins Kino oder ins Theater gehen (Bauerwitz). Geht sie in den sechs Wochen auf den Tanzsaal, so entstehen unter den Gästen Händel und Reilerei (Bratsch). In Dt. Neukirch sagt man letzteres von ledigen Schwangeren.

Die Wöchnerin darf unter keinen Umständen über die Dorfgrenze gehen. Sie darf auch nicht allein aus dem Hause gehen. Geht sie aus dem Hause, so muß sie Bettstroh mitnehmen. Falls jemand sich wundert, daß sie schon ausgeht, sagt sie: „Ich hoo's Bette mit!“ (Hohndorf.)

Die Wöchnerin darf auf keinen Fall vor der Einleitung Wasser holen, weil

das Wasser im Brunnen faulig wird (Bleichwitz), oder da sonst Würmer in den Brunnen kommen. Man achtete äußerst streng darauf. Die Wöchnerin ging höchstens in die Nähe des Brunnens und wartete, bis jemand ihr Wasser eingeschöpft hatte (Weißak). Die Wöchnerin soll nicht Wasser holen, sonst versiegt der Brunnen (Bratsch).

Gegen den Alp mußten die Mütter nicht nur das Kind, sondern auch sich selbst schützen. Um ihn fernzuhalten, wird der Schlüssel gerade ins Schlüsselloch gesteckt (Babig). Man soll den Besen verkehrt vor das Schlüsselloch stellen, damit der Alp nicht zur Mutter kommt (Gläsen). Man soll den Besen vor die Tür stellen (Gröbnig). Vor Alp und Hexen schützte man sich in Ratscher, indem man den Rutenbesen verkehrt in die Ecke bei der Stubentür stellte. Die

Mutter legte sich nur aus sitzender Haltung ins Bett, nachdem sie ihre Pantoffeln oder Schuhe kreuzweise übereinander vor das Bett gestellt hatte. Diese Gebräuche sind nach dem Kriege (1914 bis 1918) nicht mehr zu beobachten. Schwächeanfälle der Wöchnerinnen werden in Neusiedel so gedeutet: Eine Mora zieht die Frau nach rückwärts.

Stirbt eine Wöchnerin in den sechs Wochen, so bekommt sie Schere, Nadel und Zwirn ins Grab mit, damit sie für ihr Kind ein Hemd nähen kann. Auch muß alle Tage ihr Bett gemacht werden, bis die sechs Wochen vergangen sind (Bratsch). Geschieht das nicht, so findet man eine Vertiefung im Bett, als hätte ein kleines Wesen darin gelegen. Wahrscheinlich kehrt die Wöchnerin zurück (Gabschütz).

Dr. Emil Hadina:

Emil Hadina, geb. 16. November 1885 in Wien, lebt in Troppau. Schrieb u. a. den Storm-Roman „Die graue Stadt — die lichten Frauen“, „Kampf mit dem Schatten“, Sonette „Himmel, Erde und Frauen“, Novellen „Geheimnis um Eva“, den Gottfried Aug. Bürger-Roman „Dämonen der Liebe“.

Vom deutschen Volksminnesang zu Walther von der Vogelweide (Mit eigenen Übertragungen)

Bemessen an Helden- und Volks-sage, Ballade und Volkslied ist der Großteil dessen, was als Minnesang überliefert ist und von der Mitte des 12. bis Ende des 13. Jahrhunderts den Höhepunkt hatte, dürftig, volksfremd und wenig erfreulich. Dürftig: denn es kehrten immer die gleichen Motive mit den gleichen stehenden Naturbildern wieder, so daß Goethe mit Recht vom „Singsang der Minnesänger“ sprechen und Schiller gar spotten konnte: „Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr ebenso beschaffen sein. Welche Armut an Ideen, die diesen Minnesängern zugrunde liegen! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen. Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt, als Langeweile!“

Und volksfremd war diese Kunst. Aus der Provence kam sie herüber und brachte die fremde Art des Verhältnisses von Mann und Frau mit sich. Endlich, unerfreulich bleibt ihr Gesamteindruck: sie wirkt unmännlich und erscheint bei näherem Zusehen überdies als durchaus unwahr und verlogen. So entspricht es gesundem Instinkt, wenn heute der süß-

liche Zauber all der seufzenden, schwärmenden, dienenden und im Staube anbetenden Minnesänger, die meistens nicht einmal wirkliche Empfindungen aussprachen, sondern „Wahnweisen“ fingierte Verhältnisse vortäuschen ließen, gar nicht mehr verfangen will und mitleidiges Lächeln oder Vergessen erntet.

Und doch ist dieser höfisch durchzuckerte Minnesang, von dem jeder Gebildete ein schattenhaftes Phantom aus der Schulzeit wahr, nicht der einzige Zweig altdeutscher Liebesdichtung. Nicht nur im Volkslied, auch im förmlichen Minnesang selbst gibt es eine wenig bekannte und namentlich in ihren Proben schwer zugängliche Anzahl frischer, oft derber, aber gesunder und lebensfroher Dichtungen, die uns heute doppelt beklagen lassen, daß der folgende fremdländische Einfluß diese beginnende Entwicklung zerbrach oder vergiftete. Um so wichtiger ist es, daß diese Schätze des alten Volksminnesangs, an den später Walter von der Vogelweide anknüpfte, um seine in höfischen Formen geschulte Kunst wieder mit Blut und Sonne zu füllen, nicht bloß die Freude der Fachgelehrten, sondern Gemeingut aller rechten Freunde deutscher Vollblutpoesie bilden.

Von den ältesten deutschen Minneliedern ist freilich wenig erhalten, da ja die einzigen Schriftkundigen die Mönche waren. Im Jahre 789 wird den Nonnen verboten, „winileodos“ (Freundschaftslieder) zu schreiben und zu sen-

den. Um 1030 bringen die lateinischen Hexameter des von einem Klostergeistlichen gedichteten „Ruotlieb“ in einem Liebesgruß die deutschen Worte „liebes“ und „loubes“, „wunna“ und „minna“, deren volkstümlicher Reim auf alte einfache Liebestrophien hinweist, denen diese Worte offenbar entnommen sind. Auch aus einem Pfaffenbrief an eine Nonne aus dem 11. Jahrhundert, worin er ihr seine Liebe anträgt, erkennen wir, daß damals Liebeslieder mit bestimmten formelhaften Jahreszeiteingängen bekannt waren. Das Mailied, verbunden mit Tanz- und Kranzweisen, hat also um das Jahr 1000 auch das Liebesthema aufgenommen und so wurde es zuerst von Spielleuten, dann auch von Vaganten und fahrenden Schülern weitergebildet.

Erhalten ist uns eine Reihe namenloser oder unter falschem Namen überlieferter Strophen, deren Autorschaft hier nicht erörtert werden soll. Es sind dies die als „Carmina Burana“ bekannten, vom bayrischen Kloster Benediktbeuren gesammelten lateinisch-deutschen Lieder, deren etliche bis ins 12. Jahrhundert zurückreichen und die unter dem Namen der frühesten Minnesänger Rürenberger und Dietmar von Aist, Meinloh von Sevelingen und Burggraf von Regensburg überlieferten Liebestrophien. Schon meldet sich bisweilen der fremd-höfische Einfluß, so im Vergleich des Geliebten mit dem Falken, in der Rolle der aufpassenden Merker, in der unsicher auftauchenden Vorstellung der Liebe als eines Dienstes. Während aber die spätere Minnelyrik fast ausschließlich die schmachthende, selbstgefällige, im eigenen Leid schwelgende Liebe des nie erhörten Mannes besingt, weht uns hier an der Donau, in österreichischem oder bayrisch-schwäbischem Heimatland eine köstliche Natürlichkeit und unverhüllte Sinnenfreude entgegen, Mann und Frau

zeigen sich unbedenklich im Geben und Nehmen, leidenschaftlich im Genuß wie im Abschiedsweh. Den Frauen ist zartes, keusches Empfinden nicht fremd, doch skrupellos opfern sie alles für höchstes Minneglück, ja oft treten sie selbst als Werberin auf. Zum Manne blicken sie in Liebe und Bewunderung empor, er ist noch kein unwürdiges Spielzeug ihrer Launen, er steht im tätigen Leben und verbuhlt nicht seine Lebensaufgabe.

Die reizende älteste Liebeszärtlichkeit, die wir in den Briefen Wernhers von Tegernsee finden und die dort den Schluß des lateinischen Liebesbriefes eines unbekannten Mädchens bildet, ist als einzige heute noch allgemein verbreitet:

Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist verschlossen in meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüßlein,
Du mußt immer drinnen sein!

Auch die lockende Werbung des Liebenden ist, von volksliedartiger Melodie geschützt, recht bekannt geblieben:

Komm, ach, komm, Geselle mein,
D, ich warte lange dein.
Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm und mache mich gesund.

Diese Zeilen verdanken wir bereits den erwähnten Carmina Burana. Ebenso die den spröden Mädchen in den Mund gelegten Worte schalkhafter Ablehnung jedes Annäherungsversuches:

Alle hier am Wiesenrain,
Alle sind wir Mägdelein.
Die wollen ohne Mann
Diesen ganzen Sommer sein!

Der gleichen Quelle entnehmen wir die Verse, darin die Frau zum erstenmal als Werbende auftritt:

Alle Trauer will ich meiden,
Gehn wir alle auf die Heiden!
Kommt, Gespielen, an den Rain,
Gehet der Blumen holden Schein!
Ich sage dir, ich sage dir,
Mein Geselle, komm mit mir!

Süße Minne, begehre mein,
Gleicht mir schnell ein Kränzelein!
Das trägt dann ein stolzer Mann,
Der wohl Frauen dienen kann.
Ich sage dir, ich sage dir,
Mein Geselle, komm mit mir!

Wieder um ein Frauenwerben, vom Manne freudig berichtet, handelt es sich in der folgenden Liebeszene:

Eines Morgens wollt' ich gehn
Über eine Wiesenbreite.
Da sah ich ein Mädchen stehn,
Die grüßt' mich von weitem:
„Lieber Freund, wo wollt' Ihr hin?
Braucht Ihr kein Geleite?“
Ihr zu Füßen neigt' ich mich,
Trat dankbar ihr zur Seite.

Das älteste deutsche „Taglied“, so heißt der poetische Weckruf nach heimlicher Liebesnacht, ist unter dem Namen Dietmars überliefert, reicht aber gewiß viel weiter zurück. Der Wächter ist wohl angedeutet, aber der eigentliche Wecker ist noch nicht er, sondern der Vogel. Die Liebesnacht wurde noch im Freien verbracht, daher die Erwähnung des Reitrosses, das bei den späteren heimlichen Zusammenkünften im Hause unmöglich wäre. Diese Verse lauten:

Schläfst du, mein trauter Liebster? Man weckt
uns allzubald:
Schon hüpfst in Lindenzweigen ein Vöglein
lichtgestalt.
„Ich hatte sanft geschlafen — nun ruffst du
Wehe, Weh!
Lieb' blüht nicht ohne Leiden. Was du willst,
Kind, gescheh'!“
Da weint die Frau: „Du reitest hinweg, läßt
mich verlassen —
Ach, wann kehrtst du mir wieder? Sieh, meine
Freude folgt auf deinen Gassen!“

Auch der Liebesbote spielt schon eine Rolle. So, wenn er den Auftrag erhält, von der treuen Liebe des Mannes zu berichten:

Sehnender Freundin Bote, sag deiner Herrin
schön,
Es kummert tief mein Herz, daß ich so lang
sie nicht gesehn.
Ihr Minnen lieb ich heißer als aller Vöglein
Sang —
Bin ich von ihr geschieden, so ist mein Herz
von Trauer krank.

Oder der Bote überbringt die Treue-mahnung der Liebenden und trägt das Treuebekenntnis des Mannes zurück. Ohne jede Angabe des äußeren Geschehens sind auch in diesem dem Rürenberger zugeschriebenen „Wechsel“ Rede und Gegenrede dramatisch zusammengestellt:

Von seinem Buhlen lassen, das ist nicht wohl-
getan.
Wer Treue hält der Liebsten, nur der ist lobes-
sam,
Die Gütte will ich preisen.
Er soll mich lieb behalten, wie es dereinst ge-
schehn —
Und mahn ihn unsrer Worte, da wir zuletzt
uns noch gesehn!

„Was mahnst du mich, Geliebte? Das kann
mir Schmerz nur geben.
Unser beiden Scheiden will ich nie erleben!
Da müßte alle Welt es deutlich bald verstehn,
Daß sie in größtem Leide noch niemals einen
Mann gesehn.“

Doch nicht immer erhält die Liebende so tröstliche Kunde. Eine ganze Gruppe dieser alten Liebespoesie handelt von der Verlassenen und Klagenden. Noch zagend beginnt die Sorge der Liebenden in dem namenlos überlieferten Liedlein:
Es scheint mir nichts so lieblich, von köstlichem
Gewinne,
Als wie die lichte Rose und meines Buhlen
Minne.
Die kleinen Vöglein all, die singen in dem
Walde
Zur Freude mancher Brust —

Angstlicher schon beginnt die Frau des folgenden Herbstbildes um den Gelieb-

ten, der zu andern Freuden abzuschwenken droht, zu zittern und zu fürchten:

Wohin die Sommerstunden?
Die Vöglein sind verschwunden,
Es fällt der Linde Laub.
So trübt sich auch mit Staub
Mein heller Augenschein.
Mein Lieb, o laß sie sein,
All die andern Frauen!
Du sollst nicht auf sie schauen!
Als du mich erst gesehn,
Da schien ich dir so schön,
So minniglich und wohlgetan —
Des mah'n' ich dich, geliebter Mann!

Von tatsächlicher Untreue des Geliebten wissen die beiden Gedichte zu berichten, die einigermaßen bekannt sind und von denen wenigstens das zweite, Kürenberger zugeschriebene wirklich eine Frau als Dichterin zu verraten scheint. In beiden Liedern wird die Schuld auf andere Frauen geschoben, in beiden spielt der Falke eine Rolle: zuerst als Sinnbild einer glücklicheren, freiwählenden Persönlichkeit, dann als Symbol des Geliebten selbst, der nun einer reicheren Dame folgt. Echt weiblich läßt aber das Widersetzen nicht so sehr Haß und Groll, als noch immer Hoffnung auf Wiedervereinigung in der Verlassenen auflohen:

Es stand eine Frau alleine,
Sah wartend über die Heide;
Wartend auf ihren Liebsten,
Sah sieh den Falken fliegen.
O Falke, wie du glücklich bist,
Du fliegst, wo deine Freude ist,
Wählst selber dir im Walde
Den Baum, der dir gefalle.
So wollte ich es gleichfalls tun,
Erkor mir meinen Liebsten nun,
Ihn wählten meine Augen.
Das neiden schöne Frauen.
Was gönnen sie mir nicht mein Lieb?
War ich doch niemals ihres Glückes Dieb!

*

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr.
Als er mir zahm geworden und wie ich wollte,
war,
Als ich ihm sein Gefieder mit goldnem Schmuck
umwand,
Hob er sich in die Lüfte, flog weit von mir in
fernes Land.
Seither sah ich den Falken gar hoch in stolzem
Flug.
Der seidnen Fesseln führt' er an seinem Fuß
genug,
Und sein Gefieder glänzte rotschimmernd, schwer
von Gold.
Gott sende sie zusammen, die sich von Herzen
gut und hold!

Doch hoffnungslos und ergreifend klingt die Klage der Verlassenen in den Versen, die Dietmars Namen tragen:

Es dünkt mich wohl tausend Jahr',
Seit ich im Arm des Liebsten lag.
Ach, schuldig bin ich nicht fürwahr,
Daß er mich flieht schon manchen Tag.
Seither sah ich die Blumen nicht,
Noch hörte ich der Vögel Sang —
So kurz war meiner Freude Licht
Und, ach, der Jammer allzulang!

Von der werbenden, verschmähten und doch noch immer liebenden Frau, dann von der glücklich triumphierenden, die von der seligen Erfüllung ihrer Sehnsucht offen Zeugnis ablegt, berichten die nächsten zwei Dichtungen:

Wie kann's der Besten einer tun,
Daß ihm mein sehnend Leid nichts gilt?
Wie wollt' ich ganz in Freude ruhn,
Hätt' mein Verlangen er gestillt.
Weh, daß mir Leid von dem geschieht,
Der siegreich in mein Herz gezogen!
Was nützt der Zorn? Wenn er mich sieht,
Ist aller Groll im Nu verslogen!

*

Wir haben die winterlange Nacht
In Freuden wohl empfangen,
Ich und ein Ritter wohlbedacht,
Sein Wille ist ergangen.
Wie wir's in Träumen schön gedacht,
Ward zur Erfüllung es gebracht
Mit großer Lust und Liebe viel —
Er ist ganz meines Herzens Ziel!

Aller Welt zum Troß beteuert bei Burggraf von Regensburg die Liebende ihre Treue, ihre Untertänigkeit (also noch nicht das umgekehrte Verhältnis!) und ihr Glück:

Ich bin mit rechter Treue
Einem guten Ritter untertan.
Wie ich mich herzlich freue,
Wenn meine Arme ihn umfahn!
Der sich durch ritterlichen Wert
Die Gunst der ganzen Welt gewann,
Geh frohgemut und hochgeehrt!

Sie können mir alle nicht rauben,
Den ich mir längst erwählt
In rechter Treu und Glauben,
Der mich mit Liebe besielt.
Und lägen sie alle tot vor Leid,
Ich will seine Liebste bleiben,
Es nützt ihnen nichts ihr Neid!

Die wertvollsten und interessantesten Zeugnisse des alten Volksminnesangs enthält aber der sogenannte Kürenberger Wechsel, ein hunder Reigen von Männer- und Frauenstrophen, die wahrscheinlich miteinander korrespondieren, ohne daß die Männerstrophe eine direkte Antwort darstellt. Vielleicht rührt diese Sammlung von verschiedenen Dichtern her, wahrscheinlich wenigstens ein Teil der Frauenstrophen wirklich von Dichterinnen.

Das erste Strophengpaar berichtet vom Verlust des Geliebten. Daran schließt sich in der Männerstrophe die Einladung eines neuen Ritters, es doch mit ihm zu versuchen, wobei ein Seitenhieb auf den unwürdigen Vorgänger fällt:

Leid bereitet Sorge, viel Liebe höchste Lust —
Ein hofgewandter Ritter lag an meiner Brust.
Daß mir den entrißten die Merker und ihr
Neid,

Des kann mein Herz nie finden zurück zur
alten Fröhlichkeit!

„Du aller schönste Fraue, so fahr getrost
mit mir!

Lieb' und Leid will gerne ich teilen ganz mit dir.

Solang ich Leben habe, bleibst, du mir alles Licht.
Doch nimmst du einen Bösen, das gönne ich
dir nicht!“

Ähnlich klagt auch in einem zweiten Strophengpaar die Frau über Merker und zerstörtes Liebesglück. Hier aber tönt von den Lippen des Mannes lachender Spott über die Leichtgläubigkeit der Frau zurück und das Siegesbewußtsein des verfluchten Kerls, dem die Weiber leicht zu Willen sind:

Es kommt mir tief vom Herzen, daß ich
weinen muß.

Ich und mein Trautgeselle, wir scheiden in
Verdruß.

Das taten die Verleumder; Gott zahl's mit
Leid zurück!

Der uns versöhnen könnte, das wär' das aller-
höchste Glück!

„Weiber und Vogelzeug man spielend zäh-
men kann.

Lockt man sie nur richtig, dann suchen sie den
Mann!

So warb ein schmucker Ritter um eine Fraue
gut —

Denk ich daran, so jubelt gar hoch mein junges
Blut!“

Geradezu abweisend und verhöhrend antwortet der Dichter, der selbst als Ritter Kürenberger erscheint, auf die heiße Begehrlichkeit und herausfordernde Werbung einer allzu freien Schönen. Hier pulst heute noch fühlbar das wirkliche Erlebnis durch:

Ich stand am späten Abend auf einer Zinne
lang.

Da hört' ich eines Ritters lieblichen Gesang
In Kürenbergers Weise, wohl aus der Menge
allein.

Er muß das Land mir räumen — oder er
wird mein!

„Nun bring mir her in Eile mein Roß und
Eisenkleid!

Ich muß vor einer Fraue in die Ferne weit.
Die will mich zwingen, daß ich ihr holder
Buhle sei —

Will ihrer Liebe bleiben für immer frank und frei!“

Zarter und keuscher, aber doch voll offen bekannter Sinnlichkeit spricht die Liebende ihre Sehnsucht aus, der ein etwas schüchterner und ängstlicher Liebhaber antwortet:

Ich hab in meinem Herzen ein zehrend Weh empfunden,
Daß mich danach gelüftet gar oft in stillen Stunden,
Was immer mir versagt. Das macht mich krank und bleich —
Nicht mein' ich Gold noch Silber: es ist den Menschen gleich!

„Aller Frauen Schönste geht noch im Jungfernschein.
Wenn ich ihr heimlich sende den lieben Boten mein,
Gern käm' ich selbst als Werber, wär's ihr nicht zur Gefahr!
Könnst' ich ihr doch gefallen, die längst im Geist mir Liebste war.“

Noch zarter und frauenhafter klagt eine Liebende ihre Sehnsucht in die Nacht, der als Antwort die Aufforderung zuteil wird, sich ja nichts merken zu lassen und lieber alle Merker irre zu führen:

Steh ich in meinem Hemde in tiefer Nacht allein,
Und denke ich in Züchten, edler Ritter, dein,
Da blüht und glüht mein Antlitz, der Rose gleich am Strauch,
Mit weher Sehnsucht füllet mein krankes Herz sich auch.

„Sieh doch den Abendstern, wie klug kann er sich bergen!
So tu, wenn du mich siehst, vor den Merkerschergen!
Blick fest auf einen andern und täusche so die Welt —
Dann bleibt es ihr verborgen, wie es um uns bestellt!“

Während in diesem Rürenberger Wechsel fast ausschließlich die Frau als die Verbende auftritt, sind uns unter den namenlosen und Dietmars Liedern na-

türlich auch Dichtungen erhalten, die von der Sehnsucht und vom heißen Glücks-erleben des Mannes berichten. Froh, stürmisch, erobernd jauchzt sein Verlangen empor; selten mischt sich in diese starken Klänge Trauer und Sehnsuchts-schmerz. Von der jämmerlichen Schwächlichkeit des späteren Schwärmers ist noch nichts zu spüren. So in dem alten, Elinor von Poitou übermütig begehrenden namenlosen Liede:

Von dem Meere bis zum Rhein,
Wär' die ganze Welt auch mein,
Gern gäb' ich sie preis,
Läg' nur Englands Königin
In meinen Armen heiß!

Oder in den drei Dietmarsliedern:

Glück auf, nun kommt die schöne Zeit,
Der kleinen Vöglein süßer Sang!
Es grünt in Pracht die Linde breit,
Vergangen ist der Winter bang'.
Nun sieht man liebe Blumen stehn
Auf Heideplan in lichtem Schein —
Des wird gar manches Herze froh,
Auch meines will nicht traurig sein!

*

Ach, was ich Liebes nur
Selig-froh umfange!
Nie ist solcher Frauen Spur
Durch die Welt gegangen.
Höchster Preis sei ihr gebracht!
Der uns alle schuf,
Hat am reichsten sie bedacht.
Ihrer Schönheit Überfluß
Euch zu nennen, fehlt die Zeit —
Leides Ende ist ihr Kuß,
Aller Freuden Seligkeit!

*

Auf der hohen Linde traut
Sang ein kleines Vögelein,
Vor dem Walde ward es laut.
Ach, da wollt' ich wieder sein,
Wo ich war in sel'ger Stunde,
Sah im Geist die Rosen blühn —
Alles, alles drängt im Grunde
Nach der einen Frau mich hin!

Weichlicher, weniger männlich klagt es schon aus den Versen:

Der Winter, das wär mir die Zeit,
So recht geschaffen für mein Herz,
Wollt' eine Frau mit Seligkeit
Erlösen meinen Sehnsuchtschmerz.
Heil dann der langen Winternacht,
Läg' ich in ihrem lieben Schoß —
Sie hat mich tief ins Leid gebracht,
Das über Maß und Grenzen groß...

Diese klagenden, schmerzlich sehnsuchts-vollen Töne nahmen zu, als der provenzalische Einfluß, der bereits die Rheingegend mit dem neuen Kunstgeschmack vertraut gemacht hatte, auch ins Donautal allmählich übergriff. Die neue Zeit begann, der höfische Minnesang kam zum Siege. Von den Trägern des neuen Adels, eines Dienstadels der Ministerialen, die als feiner gebildete Elemente bei Hofe und vor den Frauen auch die schönen Künste zu pflegen hatten, wurde ihr Verhältnis zu den Lehnsherren auch auf deren Gattinnen erstreckt, zu deren Unterhaltung sie bestellt waren: So erscheint jetzt die Frau als die Herrin, die Minne als Dienst. Und weil diese Gattinnen der Dienstherren natürlich unter normalen Verhältnissen unerreicht blieben, nahm die Minnepoesie den quälenden Grundton ewiger Nichterfüllung an oder die Merker und Späher begannen die Hauptrolle zu spielen. Ja, bald gaben unter solchen Umständen die Dichter jede Hoffnung auf Verwirklichung ihrer poetischen Träume auf und sangen nicht erlebte, sondern nur erdachte Situationen, weil dies jedenfalls ungefährlicher und harmloser war. Die Poesie wurde aus einer rücksichtslosen Beichte zur höfischen Spielerei, wobei freilich die formale Seite der Kunst oft wunderbar fein ausgebildet wurde.

Um den Gegensatz zu der bisher geschilderten, mehr volkstümlichen Minnedichtung, die nur vereinzelt den nahen-

den Einfluß der neuen Zeit erkennen ließ, wenigstens durch zwei Beispiele zu beleuchten, seien zwei Proben der schönsten und in ihrer Art edelsten Hofpoesie angeführt. Es sind dies Lieder Friedrichs von Hausen, des berühmten Freundes Kaiser Barbarossas, und Heinrichs von Mohrungen:

Ich forme so bisweilen
Die Worte, wär' zur Stunde
Ich fern bei ihr allein.
Da schwinden rasch die Meilen,
Mein Klagen bringt ihr Kunde
Von meiner stillen Pein.
Ich gehe aus und ein
Mit immer frohem Munde,
Als müßt' ich glücklich sein —
O Gott, wie täuscht der Schein!

Hätt' nimmer ich begonnen,
Nach solchem Minnepreise
Zu werben, wär' ich frei.
Ich tat es unbesonnen —
Wohin ich kehrt' und reise,
Ist nun mein Leid dabei.
Mein Lieben, stet und treu,
Zwang mich in Zauberkreise,
Daß unser Bund entzwei
Nimmer zu brechen sei.

O wunderliches Walten!
Für all mein treues Lieben
Ist sie mir nun gehaß.
Dies Schicksal zu erhalten,
Dies Leidensamt zu üben,
Nicht ein em wünscht' ich das!
Glaubt' schon das höchste Maß
Des Jammers zu entfalten,
Doch auf der Wanderstraß
Er dreimal grimmer fraß.

Und doch bei allem Kummer
Kann Freude ich gewinnen
Durch töricht kleine Lust:
Im Wachen wie im Schlummer
Darf ich von ihr doch sinnen,
Wandert auch fern mein Fuß.
Der Trost erhebt die Brust —
Gönnt sie mir dies Beginnen,
So bin ich glückbewußt,
Weil ich ihr dienen muß!

*

Keiner lebt wohl, den mein Herzeleid be-
trübe,
Trag es still allein;
Sie vielleicht, die Holde, die ich herzlich liebe,
Hört sie meine Pein.
Ach, daß ihr nur gilt des Herzens stilles Träu-
men!
Hätte ich die Wahl, ich würde nimmer säumen,
Gerne ließ ich eines Reiches Krone,
Daß sie mir's mit ihrer Liebe lohne!

Wer mir wehren will mein heimlich-stilles
Minnen,
Unrecht handelt der.
Sitz ich einsam, steht doch sie vor meinen Sinnen,
Freundlich schwebt sie her
— Also dünkt mich — durch die feste Wand
der Mauer,
Und vor ihrem sanften Trösten flieht die
Trauer.
Himmelwärts kann ihre Hand mich tragen,
Daß tief unter mir die Zinnen ragen.

Einer hehren Liebesgöttin kann sie gleichen
In der Allgewalt.
Alle Luft und alle Klarheit müssen weichen,
Wenn ihr Ruf erschallt.
Dort zu einem Fenster tritt sie lächelnd eben,
Sonnengleich seh ich ihr Auge auf mir schweben.
Will ich sie nach Herzenslust beschauen,
Ach, da kehrt sie rasch zu andern Frauen!

Sel'ge Stunden, da zuerst ihr Anmutprangen
Mir ins Herz gebracht
Hochgemüte und in heißem Glückverlangen
Meine Lieb' erwacht!
Ihr erstrahlend Auge bracht' mir frohe Kunde,
Helles Lachen sprang von ihrem roten Munde:
Da erjauchzte ich in junger Wonne,
Meine Seele hob sich in die Sonne —

Weh, was sprech ich! Sündig ist mein
Sinn und böse
Und Gott abgewandt.
Beten soll ich, daß er mich von hinnen löse,
Alles war nur Tand.
Wie der Schwan erhob ich sterbend meine
Sänge.
Einstens aber werden meines Liedes Klänge,
Tönt die Kunde dann von meinem Leiden,
Jünger finden, die mein Los beneiden!

Diese in kunstvollem Reim- und Stro-
phenbau, in gewählter Sprache, und aus-
gesuchten Bildern hinrauschenden Liebes-
elegien gehören, wie gesagt, zum Schön-
sten und Edelsten der höfischen Minne-
poesie und üben noch heute ihre Wir-
kung aus. Und doch, wie weinerlich und
langweilig mutet auf die Dauer dies
Wühlen im Leid an, diese unwürdige
Ergebenheit, die schon von Anblick und
Erinnerung lebt, im Liebeskummer sich
berauscht und dankbar triumphiert, daß
dem ungeliebt Liebenden doch das Eine
vergönnt bleibt: an die Ferne und Fühl-
lose denken und ihr dienen zu dürfen!
Und wenn man vollends erwägt, daß
es in Wirklichkeit prächtige deutsche Rit-
ternaturen und kampferprobte Streiter
waren, die diese trostlosen Liebesklagen
ertönen ließen, so erkennt man deutlich,
wie fern Dichten und Leben geworden
sind, wie bar jedes echten Erlebniswertes
diese sentimentale Verskunst selbst in ihren
reizvollsten Blüten wurde.

Und doch ging aus dieser höfischen
Tradition der Mann hervor, der mit
einem Schläge den deutschen Minnesang
unsterblich machte: Walther von der Vo-
gelweide. Diese jähe Rettung und Er-
höhung einer schon todverfallenen Kunst
gelang nur deshalb, weil dieser Dichter
bewußt und unbewußt an die alten volks-
tümlichen Elemente, die im Donauland
wohl nie ganz erstorben waren, furchtlos
anknüpfte und, abgestoßen von der Ver-
logenheit des üblichen Frauendienstes und
ihrer kraftlosen Tändeleien, sein wirk-
liches Verhältnis zu einem einfachen
Mädchen aus dem Volke zu besingen
wagte. Nun war die Kunst wieder ent-
föhnt und geheiligt, weil sie zum Aus-
druck höchster Erlebnisfülle zurückkehrte.
Nun sang und jubelte in den gereiften
und geadelten Formen höfischer Vers-
vollendung ein ursprünglich frisches, sin-
niges und kernhaftes Vollblutwesen, dar-

in die alten köstlichen Ergüsse volkstüm-
lichen Minnesangs ihre Auferstehung und
die höfische Tradition ihre Durchglutung
mit neuem Lebensinhalt fanden.

So schloß sich der Kreis. Es ist kein
Verkleinern des großen Meisters von der
Vogelweide, wenn wir die urwüchsigen
Wiesenblumen kennen und ihrer froh
werden, deren schönste er aushob und in
seinem Garten zum Blühen brachte. Und
ohne hier in diesem Zusammenhang Herrn
Walther, mit dem die hohe Verskunst des
Minnesangs rauschend aufblühte und
versank, eingehend würdigen zu können,
möchte ich doch zum Schluß wenigstens
zwei seiner schönsten Lieder wiedergeben,
die ihre Verwandtschaft mit dem alten
Volksminnesang deutlich bekunden. Das
eine ist sein offenes, alles Gerede der
empörten Hoffreise lachend verachtendes
Bekenntnis zu dem schönen Kinde seiner
Wahl:

Herzensliebes Mägdlein,
Segne Gott dich allezeit!
Könnst' mein Dank nur besser sein,
O, wie gern wär' ich bereit!
Was soll ich dir sagen mehr,
Als daß dich keiner liebt wie ich und mir
das Herz so schwer.

Ach, sie tadeln jetzt mein Lied,
Daß ich es so niedrig wende.
Keiner von den Loren sieht
Wahrer Liebe Sinn und Ende.
Sie empfanden Liebe nie,
Die nur Glanz und Reichtum lieben.
Weh, wie lieben die!

Ruhig trag ichs, wie ichs trug,
Ruhig will ichs weiter tragen.
Schön und lieb ist mir genug,
Hör nicht, was die Leute sagen.
Was sie schwägen, ich bleib dir hold
Und nehm dein gläsern Ringlein für
aller Königinnen Gold!

Das andere Lied aber, mit dem dieser
Reigen seinen Schluß finden soll, ist
das klassische Liebeslied deutscher Volks-
poesie geworden, das freilich seinen an-

mutigsten Duft nur in der mittelhoch-
deutschen Ursprache entfalten kann und
meist verderbt und entstellt bekannt ge-
worden ist. Wie sind hier alle alten
Naturrequisiten des Minnesangs wie
Heide und Wiese, Blumen und Vogel,
Heimlichkeit und süße Sünde zu ganz
neuem Glanz erweckt, weil das starke
Jugendglück des Erlebten aus jeder Vers-
zeile funkelt! Alle Jahrhunderte haben
dieser taufreischen Blüte nichts von ihrem
Schmelz abstreifen können.

Unter der Linden
Auf der Heide,
Wo unser beider Bette war,
Könnst ihr noch finden,
Wie wir beide
Zerdrückten Gras und Blumen-schar
Vor dem Walde in dem Tal,
Landaradei.
Sang so süß die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Da war mein Liebster längst zur Stell',
Da hat empfangen
Mich sel'ge Fraue
Voll Zärtlichkeit mein Trautgesell.
Ob er mir wohl Küsse bot?
Landaradei,
Seht, wie brennt mein Mund so rot.

Und er begann
Blumen zu holen,
Zu richten eine Lagerstatt.
Der Wandersmann
Lächelt verstoßen,
Kommt heimlich er den gleichen Pfad.
An den Rosen er wohl mag,
Landaradei,
Merken, wo das Haupt mir lag.

Daß er mich umsing,
Wenns einer wüßte,
O Gott, wie schrecklich schämt' ich mich!
Wies mir erging,
Wie er mich küßte,
Darf keiner wissen — nur er und ich
Und ein kleines Waldböglein,
Landaradei,
Das wird treuverschwiegen sein!

Alfred Hein:

Alfred Hein, geb. 7. Oktober 1894 in Beuthen, D.-S., lebt in Halle a./Saale. Romane, Novellen, Erzählungen. Sein Kriegsroman „Eine Kompanie Soldaten“ erscheint jetzt in einer billigen Volksausgabe im 50. Tausend.

Im Land der heiligen Berge

Das Gebirge, unverwandelt seit Jahrtausenden, stieg herrlich klar gezackt aus den Gewitterwolken empor, die über die noch regengraue Ebene hinflogen und schließlich im lieblichen Glanz eines Regenbogens zerfielen. Die unter den Peitschen des Hagels gebeugten seufzenden Wälder an den Hängen und auf den Graten hoch droben richteten sich wieder auf, in den Wipfeln abendgoldene Kronen tragend und von milden Winden gewiegt lächelnd, als wäre nie der Blitz in die alte Eiche auf dem Wurmberg gefahren und hätte die Tausendjährige verbrannt. Da lag sie nun, die alte Königin des Bergwaldes, zerlegt und versengt, die grünen Blätter mit einem Schlag ausgedörrt, der Stamm noch glimmend und völlig trocken trotz der Schlossen, die vom Himmel niedergebrosen waren. Schon aber nisteten wieder zärtliche Vogelpaare im noch rauchenden Holz zur Nacht, machten aus den toten Blättern ein Lager, zwitscherten ihre Abendliedchen und schliefen ein. Als sie schlummerten, nahte sich eine Wildkatze mit grünen grauisigen Augen und fraß die kleinen Schläfer ohne Gewissensregung auf. Ebenso schicksalhaft überfielen zwei Wölfe alsbald danach die Wildkatze und binnen wenigen Minuten lag gänzlich ausgehöhlt neben der toten Eiche das Skelett. Friedlich schaute der Mond in den von den fauchenden Kämpfen der Tiere kaum gestörten Bergfrieden. An einer andern Stelle des Bergwaldes indes trugen Ameisen, die überaus Schläuen und voll Geiz und Arbeitswut Geschäftigen, ein

vom Hagel erschlagenes Volk von hundert Schmetterlingen — es langsam, aber mit sicherem Ziel zernagend — in ihre winzigen Höhlen, für die nächsten Tage Sinn auf diese Weise in ihre sinnlose Geschäftigkeit bringend. Von der aufgeregten Ameisengroßstadt war es wieder einen halben Wandertag weit, und dort brannte wie die Hölle selbst der ganze Wald, vom Blitz entzündet. In eine verlassene morsche Jagdkanzlei war das flammende Wolkenschwert herniedergesaut, und trotz des brausenden Regens und des schier alles löschenden Sturmes wußte sich die teuflische Flamme mit Zickzacksprüngen doch an trocken gebliebenen Ästen festzuhalten, um plötzlich knisternd Fackel um Fackel von Fichte zu Fichte zu werfen. Als die Gewitterwolken wichen, stand über diesem Bergwald, drei Tagereisen weit von jeder menschlichen Siedlung, denn das Gebirge war kein Touristenland, sondern lag fern den großen Eisenbahn- und Autostraßen, nur von wenigen armseligen namenlosen Dörfern umlagert, der Rauch wie der Zorn jenes dunklen unchristlichen Gottes, zu dem die Dorfbewohner beteten. Verängstigte Häher jagten, des Waldes beraubt, wie irrsinnig über die kahlen Bergwiesen hin und her, Bleibe suchend, Eulen hüpfeten in Sträucher und sahen gelassen in das Flammen des Waldes, und auch heute wurde es Nacht mit ewig unverrückten Sternen und einem großen vollen Mond. Der Wald brannte langsam nieder, und da die Aufregung der Menschen darüber fehlte, hatte das Feuer etwas Friedliches, es war wie Licht der Nacht-

Im Land der heiligen Berge

wache der Mutter Erde für die schlafende Sonne.

Das Dunkel schien ein schwarzes Meer zwischen Himmel und Erde zu sein, und es sah aus, als hinge die Kugel des Planeten, wie ein nach unten sich wölbender Regentropfen an der dunklen Wölbung von Ewigkeit zu Ewigkeit ausgestoßen, jederzeit mit Zertrümmerung vielleicht abfallend; wie aber den Brand des Waldes in den abseitigen Bergen niemand bemerkte, so hätte auch keiner der großen Fixsterne den Absturz des Tröpfchens Erde ins Nichts geahnt. Doch gütig blickten die Sterne auf das in den dunklen Abgrund des Raumes hineingewirbelte Kügelchen Erde, und die kleinen Grillen begannen zu sirren drunten im Tal in dieser unendlichen Halle Welt angesichts der mächtigen Berge, unbekümmert, daß hundert Schmetterlinge gestorben, der Wald brannte, kleine Meisen ermordet wurden, Eulen und Häher diese Nacht obdachlos waren, daß die Königin der Bergwälder, die tausendjährige Eiche zerbrochen dalag und die Ameisen arbeiteten. Dies zitternde Gezirp, in das dann und wann noch in den schwer duftenden Gärten der armen Bergbauern die Amseln und Nachtigallen dreinschlügen, streichelte die Herzen der wenigen Menschen der einsamen Berge. Hier flohen die Tiere vor den Menschen nicht. Diese aber trugen auch in ihren Augen keine andern Wünsche und Gelüste wie sie Reh und Amsel und sagen wir auch ruhig Rabe und Wolf haben. Aber das alles war sicher und unverfälscht ganz einfach Seele der einen großen Seele, die das ganze Gebirge beseelt, die heut brüllendes Wetter, morgen lachendes Sonnenfest brachte. Die braunen Menschen schliefen mit Ruh und Ziegen in einem Raume, sie rochen wie diese, und wenn sie den Wald durchschritten, witterten die Hirsche und Hasen nicht vorsichtig ihre Spur, sondern nah-

ten sich ihnen mit Vertrauen, wie es selbst Blume und Baum zu ihnen hatten. Wenn diese Menschen auch Schlingen den Hasen setzten, ja, ob der Wolf sie fraß, wenn sie das Unglück hatten, oder der Mensch sie auch mit einem Biß in den Nacken tötete, das war schon vorbei, ehe man zu Klagen begann. Und gegenseitiges Vertrauen heuchelte man hier auch unter den Menschen nicht. Man wuchs heran, paarte sich, wenn's an der Zeit war, ließ die Sorge für die Kinder in die Sorge für das Vieh einreihen, und die Toten schliefen friedsam im eigenen Garten, standen nie in der Nacht auf, um ins Dasein geisterweis über die stöhnende Brust der Lebendigen zurückzukehren, sondern lächelten mit ihnen, die auch nichts hatten als die Erde unter sich, sie aber verwurzelten völlig schon gen oben in ihre braune Last, aus der das ja wuchs, wovon die Lebenden mühselig ernteten, Ähre, Baum und Kartoffel.

Die Wälder aber auf den Bergen sahen unberührt seit dem ersten Tage, da dies Land aus den Meeren stieg, herab, im Winter zu kristallinen Kathedralen sich wandelnd, in denen die lautere unmittelbare Stille des azurnen Raumes leuchtend lastete und mit langsamen Fluten herniederglitt in die Herzen aller Tiere und Menschen. *

„Wir werden mit den Leuten nicht fertig,“ sagte der Kommissar an der Grenze der Bergrepublik, die zum Sowjetstaat rechnete. „Wir lassen sie weiterleben wie sie wollen. Sie brauchen nichts von uns, und wir nichts von ihnen. Mit Mühe und Not kann man sich nur unter ihnen einschleichen, wie eine Patrouille ins feindliche Lager. Sie sind mißtrauisch und unberechenbar.“

„Gerade das suchen wir, nicht wahr, Isti?“ sagte der junge Lord Beaton.

„Ich warne Sie pflichtschuldigst,“

wiederholte noch einmal sehr liebenswürdig der Kommissar, legte die Hand an die mit Sowjetstern und Sichel gezielte Mütze.

„George, haben Sie Angst?“ wandte sich der junge Lord lachend an seinen Chauffeur.

„Kein Gedanke, ich habe nichts zu verlieren als meinen Mut.“

„Und Isi —? Wie lang sind wir jetzt verheiratet? Acht Tage?“

„Wir fahren,“ sagte die junge Frau.

„Jetzt erst beginnt unsere Hochzeitsreise. Wir müssen doch etwas erlebt haben, was andere noch nie erleben konnten. Hier haben wir's. Also los!“

„Glückliche Reise!“ rief der Kommissar ihnen nach. Und schüttelte den Kopf. „Natürlich wieder Engländer. Verrückt!“

Das Auto fuhr in das Bergland mit den unaussprechlichen Namen hinein, der Lord winkte dem Kommissar und den Grenzsoldaten. Dann sah er geradeaus. Nichts als einsame Berge. Na also. Es wird schon so schlimm nicht sein.

„Dreihundert Kilometer jenseits ist wieder Zivilisation, also vier Autostunden, sagen mir sechs mit Hindernissen. Die schaffen wir durch die Hölle, was, George? Damals bei den Chinesen, da war Krieg, und wir kamen durch.“

Die Naturschönheiten ergriffen diese Menschen, die längst die Welt an allen Enden gesehen, gar nicht mehr. Sie suchten nur die Sensation. Sie wollten ein Abenteuer haben um jeden Preis.

„Nimm 100 Kilometer, damit wir an die Brüder rankommen. Ich will diese Urwälder von nahem sehen. Nur zu, George.“

Es war am Tage nach dem großen Gewitter. Nicht nur die Giche, auch Morbo, der Sohn des Fürsten des Bergvolkes, war vom Blitz erschlagen. Der Gitter folgend hatten sich aus allen Dör-

fern die Ältesten eingefunden, um die Zeremonien der Totenklage vorzunehmen. Sie aßen und tranken nicht, sie sangen ihre jahrtausendalten Psalmen, nur ihnen verständlich, fremd der großen Welt wie die Sprache der Tiger und Paradiesvögel. Als es Nacht ward, betteten sie ihn auf dem Scheiterhaufen vor dem hölzernen Schlosse des Häuptlings. Jetzt entzündeten sie den Holzstoß. Ein einziger Wehgeschrei beendete den Klagegesang, in den auch die neugierig und mitleidig herumsiehenden Frauen und Kinder einstimmten.

Dann begann der Totentanz. Einer von den Ältesten mußte dem edlen Toten nachfolgen, und zwar jener, dessen Gewand zuerst die Flammen erfaßten. Ein jeder aber mußte im Tanze so lange durch die Flammen springen, bis der erste Lichterloh im Feuer stand.

Die Frauen und Kinder schauten angstverzerrt zu: Ihr Mann? Ihr Vater vielleicht?

Da — da — die Frauen schlugen die Hände vors Gesicht, ein Kind schrie: Vater! Der aber sprang, keiner Erlösung mehr gewiß, ins Feuer mitten hinein, so die Qual kurz zu enden.

Die andern Ältesten wichen zurück und warfen sich betend zu Boden.

Der Fürst rief die Witve und die Waisen heran und beschenkte sie reich. Er gab ihnen einen seltsamen Stein, der sehr schön funkelte, er gab ihnen die drei schönsten Kühe aus seiner Herde, er gab ihnen seinen Sohn Aldo als Gatten und Vater.

Das Totenfest hatte die Gemüter mächtig erregt. Keiner arbeitete. So kam der Morgen über sie, und endlich überfiel sie der Schlummer. An den Wegen und Hängen lagerten die wilden Gestalten. Der Fürst aber starrte in den Scheiterhaufen, aus dem Klagen die Knochen der beiden Toten lasen und in

das Heiligtum des Hauses, einen kleinen Tempel trugen, auf dessen Altar fragenhaft der allmächtige Göze thronte.

Vidas, der Fürst, sann, ob auch recht geschehen war mit diesem furchtbaren Totentanz. Ob er nicht mit einem Gesetz diese Sitte aufheben sollte. Aber er schauderte zusammen und sah sich ängstlich um, daß auch keiner der Ältesten seine Gedanken erriete. Wie kein Fremder hier lebendig herauskam seit alter Zeit, der in das Land der heiligen Berge einbrach, so durfte auch der Tod eines Edlen Nachfolge erheischen, auf daß er nicht einsam in den Himmel ihres Gottes einginge.

Er segnete den Scheiterhaufen, dann stieg er auf den Berg. Er konnte nicht schlafen.

Der Fürst war bis zur Nacht auf dem Berge verblieben, da sah er die blizenden Lichter herannahen wie Sternensflug. Zuerst glaubte er, Gott nahte sich selbst, und fiel in die Knie. Dann aber erkannte er das Gefährt, sah auch, daß weiße Fremdlinge darin hockten und raste zornig den Berg herab unter sein Volk.

Bald darauf erhoben sich von fernher jaulende und zischende Laute, wie man sie hier noch von keiner Kreatur erlauscht. Das Automobil glitt aus den Millionenstädten heran, ein stählernes Tier mit wirr glitzernden, prahlerisch und heuchlerisch blitzenden Augen, die frevlerisch weit hinaus, viel greller als die erhabenen Sterne und der gütige Mond, ihr Licht auf den Weg warfen. Den Pfad, den die Eingeborenen vier Tage lang mühsam emporkrochen, schoß dieser schlängelhaft dahinschneidende Wagen in ein paar Stunden dahin. Die Vögel verstummten. Hirsche und Wölfe heulten. Eine Unruhe, die bis in die höchsten Gipfel der ältesten Kiefern hoch droben auf den Graten des Talkessels drang, um-

siedete das teuflische, jede Stille und Gemächlichkeit, das Allmähliche der Natur zerstörende Gefährt im Augenblick.

„Die Weißen kommen. Mit dem Wagen des Teufels. Sie sind schneller als Wolken im Sturm. Horcht! Wie es zischt! Wie es bellt! Wie es pfeift! Schreit es nicht wie der Wolf? Das ist nun die Sprache jener Verworfenen. Das ist nun ihre Höllenfreude, dahinzurasen, wie Dösol, der Unhold, der Gottesfeind.“

Die Ältesten schrien: Wehe! Plage um Plage kommt über uns.

Alle aber waren des Zornes voll.

Auch die Insassen des Autos wurden unruhig. Sie spürten die furchtbare elementare Feindseligkeit der ganzen Natur ringsum, Tiere, Bäume, Blumen, Menschen. Ja, herrliche, nie gesehene Blüten standen verwunschen im Mondschein am Wege, sie wagten sie nicht zu pflücken, giftig erschienen sie ihnen. Rehe flüchteten so weh, wie sie die Bergbauern noch nicht gehört hatten, aufschreiend, aus den Büschen am Wege in die Bergwälder hinauf. Als dies der junge Lord sah, da konnte er es sich nicht bei allem Unbehagen verwehren, die Flinke zu ergreifen und aus dem nun mit seinen funkelnden Riesenaugen schon ganz in der Nähe der Fürstensiedlung haltenden Auto auf die fliehenden Tiere zu schießen. Die Schüsse waren im Echo toller Donner und Blitz, unter dem die Rehe fielen, schlimmer als jüngst das Gewitter.

„Hört!“ schrien sie alle. „Hört nur! Er macht den Donner, er macht den Blitz wie jene Soldaten damals, die uns vertreiben wollten aus den Bergen. Hört! Und seht! Da stürzen die Rehe! Wie damals unsere Brüder und Schwestern lagen im Blut am Wege unserer Flucht! Seht! Seht!“

Da fauste, schneller als die Sonne Tag werden läßt, dieser großglockige Wagen heran und der kleine zarte Mann dar-

in spielt sich als Herr des Landes auf, indem er vernichtet, was ihm gerade Laune macht. Und das schmale Weibchen daneben klatscht in die Hände und lacht ihm zu.

Ein wütend aus tiefster Seele hervorbrechendes Geheul aller Eingeborenen war die jähe Antwort auf die Schüsse in die Bergnacht. Der Chauffeur schrie: „Achtung, Herr, sie kommen!“ und ließ den Wagen losfahren gerade auf die Rote der Hundert zu, die, aus ihren Hütten hervorgebrochen, mitten im Weg am Eingang des Dorfes standen.

„Fahr hinein in die Bande, sie werden schon beiseite springen!“ sagte der Engländer lachend. Aber die Lady rief: „Halt, halt! Sieh doch, sie stehen da wie geblendet! Ekelhaft verzerrt die Gesichter! Sie fletschen die Zähne!“ Alle drei sahen in die murrende Rote, die zum Teil ganz nackt vom Lager aufgeschaukelt war. Die braunen Leiber leuchteten im Mondlicht violett. Die Muskeln der Männer zuckten. Vor Erregung zitterten sichtlich die nur noch Haß statt Liebe in sich versammelnden Frauen und Mädchen. Langsam festen Schrittes näherten sie sich, alle mit mächtigen Fäusten.

Da schrie der Europäer: „Mach Kehrt!“ Der Chauffeur begann den Wagen zu wenden. Als er im Halbkreis schon stand und die Bauern merkten, daß die Flucht der Mörder und Eindringlinge beabsichtigt war, sprangen sie in großen Sägen gleich Bären und Tigerrinnen blitzschnell heran. Umringt stand der ratternde Teufelswagen.

Vidas, der Fürst, trat aus der Rote hervor und hob seinen Stab. Drohend.

Der Lord lachte. Er zog seinen Geldbeutel und zeigte einige Goldstücke.

Da schlug der Fürst mit dem Stab auf seine Hand. Genau so hatte es der russische Offizier versucht, sich ihnen zu nähern, ehe sie dann geheßt wurden wie

jene Rehe bis in dies Tal hinein, wo sie sich dann unbeseigt bis zum heutigen Tage verteidigten. Was sollten sie mit Dingen, die bei ihnen nichts galten? Vielleicht hastete Gift daran. Bestimmt aber der Fluch ihres Gottes. Fort mit allem, was von diesem weißen Teufel kommt!

Lord Beaton rief sich die Hand, die von dem Schlag einen blutroten Striemen hatte. George, der Chauffeur, zog den Revolver und zielte auf den Fürsten.

Da hatten ihn zwölf Fäuste erfasst und im nächsten Augenblick war er unter den wütend trampelnden Füßen der ihren Fürsten schützenden wilden Bergbauern verschwunden.

Isi schrie. Sie klammerte sich an ihren Mann. Sie sah, das Wagnis drohte zu mißlingen. George schien wirklich tot zu sein. Nichts mehr von ihm. Der wilde Haufen tanzte auf ihm herum in seinem Blut, trat in seine Augen.

Der Lord stand bleich. Seine Blicke fragten: Was wünscht ihr von mir? Er machte Gebärden, er wollte ihnen kein Leid antun. Er wollte die Hand des Fürsten ergreifen. Abermals traf ihn der Stoß, dieser Bettelstab, ihn, den Lord von England. Ja, hier war Vidas der Mächtige.

Friedseligkeit erfüllte die mondgänzenden Wälder droben auf den Gipfeln und Kuppen. Die Felsen schauten herab wie segnende Götter. Da schritten fern den Menschen Fuchs, Wolf und Hase mit natürlichen Gefühlen und nur das Schicksal erfüllend, das ihnen zuinnerst das Herz befohl, jenseits von Gut und Böse, ihre Bahn gleich dem Großen Bären und dem Skorpion am Himmel. Keine Wasser rauschten im Sternenglanz zu Tal und waren ein Gedicht der vollendeten Schönheit, das aber hier noch keiner mit mühsamen Lauten nachzuäffen gewagt hat. Dies Sanfte und Gemache golden lobend zog der Mond durch die Wol-

ken, von denen jede ein weißes, unendlich zartes Geheimnis war, wie sie so dahinglitt, und wer weiß was für Schätze der Ewigkeit in sich barg.

Sollte dieser Höllewagen mit den Teufeln darin, denen unschuldige Rehe Mordspielzeug waren, in diesen erhabenen Frieden hineinfahren? Ohne Pferd dahingleiten, ohne Mund laut heulend, mit Augen, die keine sind, die seit Urgedenken in geruhames Dunkel gebetete Nacht zerstörend und durch mächtigen Lichtkegel zerschneidend, daß die Berge auf und nieder glitten, als lägen diese auf der flachen Hand der Eindringlinge?

Fort mit dem aus der elenden Ebene hergejagten Phantom! Die Gesichter! Haben denn ihre Augen noch Verwandtes mit dem Blicke des Adlers und des Rehs? Ist ihre Nase nicht habgierig schnüffelnd gebogen wie der Rüssel durch Schlamm schleichernder Ungeziefer? Ist die Schönheit des Weibes nicht gefeilt und getüncht wie das blühende Gefäß? Und zittern nicht die eben Donner und Blitz Beherrschenden jämmerlich wie die Hasen?

Nun erhob einer der Ältesten seine Stimme und sprach zu seinem Volke:

„Dofol, der unserm Gott die Erde nahm, hat den Weißen den Teufelswagen geschenkt, um in unser Land hineinzutragen die Pest des Leibes und der Seele. Wie sie stinkt, diese Ausgeburt der Hölle! Und wie verrückt, wie lächerlich sehen diese Geschöpfe Dofols aus. Und wie haßerfüllt stürzen sie sich mit Donnerwerkzeugen auf alles, was zur Ehre unseres Gottes in den heiligen Bergen wohnt. Wir wollen sie richten, wie es Gott gefällt. Fort mit ihnen!“

Ein girrender surrender Ruf durch die Luft, da sprangen schon die vordersten der Rote auf das Paar und hätten ihm das gleiche grausige Schicksal im Augen-

blick bereitet wie dem armen zertrampelten vom Erdboden verschwundenen George, wenn nicht Vidas, der Weißbärtige, mit flammenden Augen Einhalt geboten hätte: „Opfert sie unserm Gott!“

Isi zitterte und schrie, Lord Richard aber sah stolz auf die Räuberbande, nur wenn sein Blick die geliebte schöne Frau traf, trafen Tränen in seine Augen.

Dann aber, als sie gebunden wurden und abgeführt, da kam die große teilnahmslose Ruhe über sie, wie sie jeden in ganz großen Gefahren ergreift — ein Nebel wirrer Gedanken, Kindheit und Zukunft, Gegenwart und Traum durcheinandertwiegend umfing sie. Schließlich schlief die gefesselte Isi an seiner Brust. Sie war auf Knien, denn auch die Füße waren geschnürt, aus dem entgegengesetzten Winkel der Hütte, in die man sie geworfen, zu ihm herangerutscht, furchtbar, Isi in dieser Lage zu sehen und gleichzeitig an die Majestät und den Zauber zu denken, mit dem sie aus der Abtei die Treppen herniederschritt, — war das vor acht Tagen — die Trauung, die das Liebesglück krönte?

„Bist du mir böse, daß ich dich in dies Abenteuer stürzte?“

„Wir haben es ja beide gewollt, Richard.“

„Warum?“

„Aus Übermut, aus tollem Glücksgefühl.“

Als die Wache draußen durch die Fensterluke die beiden flüstern sah, kamen sofort zwei der braunen Gestalten hinein und warfen den Lord wieder in den entgegengesetzten Winkel. Isi wurde mit den Füßen in die Ecke geschoben und haßerfüllt angesehen, als wäre sie das ekelhafteste Geschöpf der Welt und all die dickbäuchigen Weiber hierzuland Jugend und Schönheit in Person.

Wieder ward es Nacht.

„Was mag aus George geworden

sein?" fragte einmal Richard im Dunkel zu Isi hinüber. Die aber schlief.

Indessen hielten Vidas und die Ältesten Gericht ab. Wo vor zwei Tagen die Scheiterhaufenflamme den Tod Morbos, seines Sohnes, heiligte, stand nun das Automobil, der Teufelswagen der Fremden. Mit grellen Laternen gloszte er. Und der Mond lag auf seiner schlangenglatten Haut.

Wieder sei, so sprach Vidas, der Fürst, zornig und erhaben, der heilige Boden des heiligen Berglandes von dem Fuße sündiger Fremder entweiht worden. Mit rasender Fahrt, wie sie nur dem Satan Dösol eigen, hätten sich diese Geschöpfe, nicht würdig mehr, Menschen genannt zu werden, in das heilige Gebiet des unaussprechlichen und wahren Gottes der braunen Bergbauern, unbeseigt von den bleichen Händen, ungelockt von den sündigen Augen der Fremden jenseits des Wurmberges, hineingewagt. Sie wollten uns zermalmen, sie wollten uns niederdonnern. Vielleicht sollten sie nur auskundschaften, ob wir jetzt den Eroberungen und Verlockungen der weißen Welt zugänglicher wären. Niemals! Wir bleiben das heilige unbeirrte braune Volk der heiligen Berge. Jeder, der sich diesem Land und seinen stolzen Bewohnern zu nahen wagt, müsse sterben.

„Sterben, ja, sterben!“ schrien die Ältesten.

Einer der Ältesten aber sagte: „Die beiden Weißen stammen aus dem mächtigsten der weißen Länder, das unsere braunen Brüder jenseits des Lichtberges — dort, dort —“ und er wies nach Asien hin — „unterjocht hat. Ihr wißt, ich war da draußen damals, als man zehn Geiseln wegschleppte. Ich entkam, die andern sind für uns gestorben. Ja, sie werden zu hunderten wiederkommen mit Donnerwerkzeugen und Teufelswagen und uns vernichten.“

Vidas sprach ruhig: „Unsere heiligen Berge werden sich aufstun und uns vor den Blicken der Feinde verschlingen. Wer kennt die Falten dieses schönsten Gewandes unserer Erde? Wir, nur wir. Vertraut auf die heiligen Berge.“

Das Echo antwortete. Die Ältesten sagten: „Gebiete, was geschehen soll, unbesiegbarer, erhabener Fürst!“

„Wir werden sie auf den Wagen binden und anzünden.“

*

Am Mitternacht wurden Richard und Isi herausgeschleppt zum Opfergericht. Im Fackelschein standen die braunen wilden Männer und Frauen. Der Vollmond erschien rein und gewaltig groß über den Zacken des Gebirges, das ringsum dies Schauspiel hochragend umschloß, eine Mauer, durch die kein Hilferuf drang.

Man band die beiden auf dem Auto fest. Aber nicht vorn bei den glühenden Laternen, vor deren Unheimlichkeit die Henker zurückwichen, sondern hinten auf das Verdeck.

Dann rief Vidas den Fackelwerfer, der trat zehn Schritte zurück, schaute mutig in die grellen Augen des Untiers und warf die Fackel — — ein gewaltiger Knall, zehnmal widerhallend von den Bergwänden, ein düsterer, vom wilden blaßweißen Flammen durchrankter Regen von Klumpen und Splintern. Der Luftdruck der Explosion hatte selbst Vidas, den Fürsten, zu Boden geworfen. Der Fackelwerfer aber lag zerrissen und verbrannt vor dem Trümmerhaufen. Die beiden weißen Missetäter waren verschwunden.

*

„Isi,“ flüsterte Richard. Und streichelte sie. Sie lagen im Garten hinter der Fürstenhütte. Der Morgen graute. Sie mußten fort. „Isi, wach auf!“

Er küßte sie mit wilden Freudenküssen, daß sie noch lebten, wach.

„Du —?“ sprach lächelnd die junge Frau. „Wirklich noch du —?“

Als sie angebunden auf ihren Wagen lagen, hatte man ihnen in der letzten Minute nicht einmal gegönnt, sich anzuschauen. Rücken an Rücken, so sollten sie dem Tode übergeben werden.

„Die Dummköpfe haben die Fackel in den Benzintank geschmissen. Wir wurden durch die Explosion fortgeschleudert. Der Flug durch die Luft hätte uns natürlich schlechter bekommen können — doch, du, ich rauch' bloß noch die Zigarette zu Ende, dann geht es los. Wir müssen wenigstens auf die Bergkuppe dort.“

Isi und Richard schlichen durch die Zäune der Hüttengärten, meist auf allen vieren, langsam aus dem Dorfe. Die Hütten waren alle leer. Das Volk tobte, von der teuflischen Katastrophe noch ergriffen, auf dem Plage vor Vidas Schloß.

Vidas und die Ältesten verfluchten in wilden Gebeten und Längen den Zaubergeist der Fremden.

Als die Sonne fast im Mittag stand, waren Isi und Richard auf der Bergesspitze angelangt. Sie schauten hernieder ins Dorf. Ein Zug versammelte sich da unten. Richard sah durchs Fernglas. Voran auf einer Lanze Georges Kopf. Er sagte es Isi nicht, die doch sehr bleich und seelisch vernichtet neben ihm lag und nur müde hinunterschaute nach dem Ort ihrer abenteuerlichen Qualen. Dahinter aufgebahrt die eigenen Toten der braunen Wilden. Waren das alles Menschenleichen? Nein! Tiere? Die Rehe, die er erschossen hatte. Sie hatten die toten Tiere gesegnet und in ihren heiligen Zug aufgenommen. Sie werden sie nicht verzehren, sie werden sie wie Helden begraben.

„Wir müssen weiter,“ rief Richard

die schon wieder in Schlummer gefallene Isi an.

„Wohin?“

„An die Grenze zurück. Zu Fuß.“

Hinter den Flüchtlingen stieg die Prozession den Berg hinauf.

Richard und Isi lauschten von ferne. Wehmütige Klagegefänge erhoben sich und wurden vom Echo lang nachhaltend in dem Bergkessel gefangengehalten. Da schritten sie nun empor. Sie weiheten den erschossenen Rehen und dem Fackelwerfer bange schwere Klagegefänge. Die heiligen Berge antworteten mit siebenfachem Echo auf ihre Klagen. Sie trugen, ein jeder ein totes Tier auf dem Rücken, die traurige Last, mühselig sich opfernd für den Frevler an der Stille der heiligen Berge, empor bis auf die Grate und entzündeten ein Opferfeuer, in das sie Gott lobpreisend, den Fackelwerfer und die Rehe warfen. Gut wie immer lachte die Sonne, und die Tiere des Waldes näherten sich ihnen mit Vertrauen. Ein Wind fiel mit Summen in das Volk und sie holten ihre Trommeln und Weidenflöten hervor und tanzten. Eine unendlich weit zerfließende Feier bemächtigte sich ihrer einfältigen Herzen. Der Mond küßte sie. Wölfe schritten friedlich mit ihnen hinab ins Tal, das Raum für alle hatte, Mensch, Tier, Pflanze. Die Berge sprachen aus ihren reinen, rauschenden Wassern und was sie sagten, war nicht Zorn, sondern Güte.

Nach drei Tagen, bis in die letzten Nervenfasern erschöpfender Flucht, überschritten Isi und Richard die Grenze. Zerfetzt und beschmutzt betraten sie das Büro des Kommissars. Der wollte sie erst als Bettler hinausweisen, dann erkannte er die beiden Engländer.

„Eine tolle Sache war das,“ lachte der Lord, nun doch schon wieder diebisch froh, ein solches Abenteuer bestanden zu haben.

Auch Izi fand den Humor wieder: „Das war nun unsere Hochzeitsreise.“

Der Kommissar bekreuzigte sich. Trotz des Sowjetsterns auf der Mütze, der solchen frommen Gefühlen nicht Symbol war. Aber das ging dem Russen doch übers Menschenmögliche.

„Sie sind die Ersten, die aus diesen Bergen lebendig zurückkamen,“ sagte der Kommissar. „Aber bitte, veranlassen Sie keine Intervention bei Ihrer Regierung.“

„Ich werde mich hüten, ich komme bestimmt im Laufe meines Lebens noch einmal in dies wilde Land. Jetzt weiß

ich, wie die Kerle zu nehmen sind. Izi, kommst du wieder mit?“

Die junge Frau nickte.

Der Sowjetkommissar bekreuzte sich zum zweitenmal.

*

In die heiligen Berge kehrte langsam der Friede zurück. Die Toten waren geweiht und begraben. Der Teufelswagen war vernichtet, die Fremden durch die Macht des unaussprechlichen Gottes ins Nichts verschwunden. Ja, er lebt, der Gott der heiligen Berge, und hütet Mensch wie Tier.

Erwin Heine:

Erwin Heine, geb. 19. September 1899 in Schritzen i. B., lebt in Troppau. Schrieb „Blasä und ihr Student“, Gedichte „Das singende Herz“, „Waldseele“. Das folgende Kapitel entnehmen wir seinem eben vollendeten Roman „Herzen im Frost“

Fremde

Die enggedrängten schwarzen Häuserblöcke der Fabrikvorstadt waren vom herbstabendlichen Grau verschluckt worden. Vor dem Wagenfenster wurde es heller: der Fluß. Es ging geraume Zeit schnurgerade an ihm entlang, dann bog die Bahn in ein Nebental ein, über dem keine Rauchschwaden mehr brüteten und über dessen mattgrünen Wiesen und grauen Stoppelfeldern ein blaßroter Sonnenschimmer lag.

Ferneck hatte dieses Bild allzu oft gesehen, um davon gefesselt zu sein. Es war vielleicht schön, aber es war fremd. Es blieb ihm fremd, obwohl er jeden Rain und jeden Strauch kannte. Vielleicht auch waren seine Augen zu müde, um die Schönheit dieses Blickes in den Abend zu erkennen.

Es wurde stiller und leerer in dem Abteil. Die meisten der ruhigen, nach Kohle und schlechten Tabak riechenden Arbeiter verließen den Zug immer schon in der ersten und zweiten Station. Nur wenige von ihnen fuhren so weit wie er oder weiter.

Erleichtert blickte er sich in dem Abteil um. Was noch geblieben war, döste müde vor sich hin oder in die langsam vorübergleitende Landschaft hinaus. Nur hinter ihm mischte sich erregte Rede und Gegenrede in das harte, gleichförmige Rollen der Räder.

Politik! Selbst hier noch wurde nach Fron und Plage die Welt verbessert und ein Feuer geschürt, das sich von Phrasen und Vorurteilen nährte. Immer wieder dieses häßlich und höhnisch klingende glatte Wort, das der Name seines

Volkes in der Sprache der Fremden war! Warum nur dieser Haß und die ihn als bleiche Gefährtin begleitende Furcht?

Wenn Menschen solcher Art, wie jene hinter ihm, miteinander sprachen, klang es stets, als würfen sie sich gegenseitig Beschimpfungen an den Kopf. Und dabei waren sie doch eines Sinnes in ihrem Wünschen, in ihrem Fluchen, in ihrem Neid!

„Sie können etwas — aber sie sind gefährlich! Zwei Minister gleich — haben wir das notwendig?! Jetzt ist es nicht mehr unser Staat...“ So schlug es roh an sein Ohr. Und dann gleich die andere Stimme: „Ihnen gehört ja ohnedies schon die halbe Republik! Nicht einmal unser Prag lassen sie uns! Man hört und sieht sie überall, diese Némci. Und immer sind es Reiche, Feine! Wir sind ja nur ihre Hunde! Das ist die Befreiung...!“

Dieses gallige Hin und Her begleitete Ferneck noch beim Aussteigen. Als er, über den Bahnsteig dem Ausgang zu-eilend, sich suchend umsah, bemerkte er, wie zwei schweißglänzende rote Köpfe ihm aus tückisch kleinen Augen nachblickten. Die Augen drohten. Und er hatte doch geschwiegen, mit keiner Miene gezeigt, daß er den Schwall engstirniger Wut sich hatte nahegehen lassen!

Ferneck fühlte das Brennen der ihm nachgesandten Blicke noch, als er bereits hinter der auf steilem Hang gelegenen Kapelle des Dorfes den Waldbrand erreicht hatte. Nun war er — endlich! — mit Bäumen, Gräsern und Steinen allein. Er fühlte sich mit einemmal freier.

Es war so bedrückend, unter Menschen gehen zu müssen — unter diese Menschen! Der Wald! Ja, hier fand man am ehesten noch so etwas wie Heimat und Geborgenheit...

Der Abend schattete schon über dem Tale, das sich jenseits der Bahnstrecke hinzog. Aber als sich der Hohlweg, den Fernel bergan stieg, zum wurzelüberkrochenen Waldpfad weitete, der über die Höhe führte, grüßte noch einmal letzte Tagesröte, die über wellige Hügelrücken und vom Abendnebel umschwadete Wiesen ein sanftes Leuchten goß, das ihn freudig und hoffnungsvoll stimmte.

Fernel dachte nicht mehr an den Tag und seine Kümmernisse. Es war ihm ja doch ein Plätzchen bereitet, das ihn vor dem Ansturm des feindlich Fremden barg! Ob wohl der kleine Hansjörg schon schlafen mochte? War er brav gewesen? Hatte er seine Mutter auch tagsüber ein bißchen Rast und Sammlung finden lassen? Die Arme — es war kein Wunder, wenn sie, so kurze Zeit nach schwerer Krankheit, bei der anspruchsvollen Lebenshaftigkeit des Kindes manchmal müde und verdrießlich war! Aber heute sollte ein schöner Abend werden! Er würde Ingrid zum Waldrand führen und dort sich und ihr Traumwege bahnen durchs Gestrüpp des wirren Gegenwärtigen in ein helleres Zukunftsland und sie und sich selbst einmal herausreißen aus dem Engen und Bedrückenden des Augenblicks. Weshalb sollten sie beide nicht glücklich sein können — nicht glücklich werden können, trotz allem, was sich, aus der Vergangenheit heraufdrohend, dagegen stemmte? Es galt nur, einmal das Unrichtige und Verfehlte ihres vertrauenslosen Nebeneinanders klar zu erkennen und sich gegenseitig fest an den Händen zu fassen. Das Licht der Liebe müßte sie auf den rechten Weg führen! Gerade hier, hier auf fremdem Boden,

müßte es gelingen! Sie waren hier mehr als ein von Priesterhand vereintes Paar. Sie waren hier Eins in zwei Körpern, das geschieden und gemieden war von seiner Umwelt und das scharfsäugiger Haß belauerte, sich heute ihrer Schwäche und Müdigkeit freuend, morgen über ihre innere Fremdheit und Feindlichkeit triumphierend. Nein — so weit durfte es nicht kommen! Das bedeutete Schmach und Unterliegen im Kampfe gegen die Fremde! Vorposten ihres Volkes waren sie hier, er, Ingrid und das Kind. Niemand sollte sie schwach, an der Umgebung und an sich selbst leidend, sehen! Sie durften den Fremden nicht zeigen, daß sie, von Furcht und Abneigung bedrängt, in ihrer Sehnsucht nach dem Andern, Gewohnteren, einander nicht verstehen und fast nicht mehr ertragen konnten, weil jedes von ihnen andere Ursachen ihrer inneren Not und andere Ziele der Befreiung sah!

Der Weg senkte sich in eine Wiesenmulde, die den Blick noch einmal unbehindert über das weite dämmerige Glanzenland fliegen ließ. Fernels Augen streiften in flüchtigem, sehnsüchtigem Zuge Hügel und Höhen, Talweiten und gezackte Waldränder und glitten über die weißgrau schimmernden runden Ziedlungen hinweg, die sich scheu in wald- und bergferne Mulden schmiegen. All das war Heimat — Heimat eines Volkes, das in ihm einen Eindringling sah, der kein Recht hatte an dieser milden Schönheit. Wenn er mit seinem Schauen nur einen Punkt gefunden hätte, eine Hütte, einen Hügel, die er als Heimat hätte empfinden und grüßen können! Aber die blauen Berge der deutschen Grenzgebirge waren zu weit entfernt von hier. Ehe sie noch das Auge erreichen konnte, drängten sich Wolken und Nebelbänke zwischen Sehnsucht und Ziel und sperrten den Weg. Man war verloren hier — ver-

loren an die Fremde und hatte nichts als sich selbst und zwei Menschen. Selbst das Dach, unter dem sie schliefen, mußten sie mit Fremden teilen, die ihnen übel wollten.

Späte Blumen duckten sich am Wegrain herbstlich müde ins feuchte Moos und gelbende Gras. Fernel pflückte einen Strauß und hatte stille Freude daran. Er wollte die Blumen Ingrid bringen; das sanftblau Schimmern würde gut zu ihrem hellen Haar stimmen.

Aufwärts über tennenglatten, braunen Nadelboden und an schwarz starrenden Stämmen vorbei hastete er dann, ganz von seinem Heimfreuen erfüllt. Er kannte den Wald gut, der ihm in allen trüben Stunden Freund und Vertrauter war, und fand seinen Weg sicher durch Dunkel und Stille. Dort unten, wo sich die Bäume lichteten und in graublauen Späthimmel Zacken und Zungen schnitten, lag das Haus. Schon hörte er den Anschlag des Hundes Rex, heiser und gehässig, wie hier alle Stimmen klangen. Eine Tür schlug laut ins Schloß, ein keifender Diskant — die Frau des Schneiders — ah, und hier war schon der Graben... ein Schritt: der Zaun, das kreischende Türchen. Schon so finster — der Weg hatte heute lang gedauert; es mochte wohl bereits um die siebente Stunde sein.

Als Fernel die Haustür öffnete, schlug ihm der Geruch feuchter Windeln und aufgewärmten Gemüses entgegen. In diesem Stalle müssen wir leben! dachte er in plötzlicher Grämlichkeit und blickte fast spöttisch auf die Blumen in seiner Hand, die im Flackerlicht der im Hausflur schwelenden Petroleumlampe kümmerlich aus-sahen.

Er öffnete leise die Tür zur Küche. Hansjörg sollte durch ihn in seiner Abendruhe nicht gestört werden.

Nicht? Eine Welle des Argers bran-

dete in ihm auf. Ingrid stand an der Badewanne und wusch den Kleinen. Neben ihr die tschechische Krämerin, eifrig klatschend. Ingrid erwiderte lachend in tschechischer Sprache irgend etwas. Dann blickte sie, von dem Geräusch berührt, auf, ihr Gesicht wurde kalt und streng und hart stieß es an sein Ohr: „Schließ' doch endlich die Tür und komm' rasch herein. Siehst du nicht, daß ich das Kind bade?“

„Grüß Gott!“ sagte Fernel irgendwie beschämt und schickte dann einen von Arger und Enttäuschung gelähmten tschechischen Gruß nach, den die Krämerin mit einem breiten „Má ucta“ erwiderte, während Ingrid schwieg. Oder hatte ihren Gruß das Plätschern des Wassers, das sie jetzt mit auffallender Heftigkeit auführte, verschlungen?

Stumm legte er Hut und Aktentasche auf den Kasten. Auch die Blumen. Jetzt mochte er sie Ingrid nicht geben. Dann ließ er sich müde — wie konnte er auf einmal nur so müde sein? — auf dem Koffer nieder, der in der Fenster-nische stand.

Ingrid und die Krämerin führten ihre tschechische Unterhaltung weiter und überließen ihn seiner Erschöpfung und Enttäuschung. Er strengte sich nicht an, die Worte zu verstehen, die ihm fremd klangen, als hörte er die Sprache heute zum erstenmal. Er war noch nicht hier, er war noch nicht zu Hause.

Das Kind schrie und strampelte, als es aus der weichen Wärme des Wassers genommen und auf den harten, mit Badetuch und Windeln bedeckten Tisch gelegt wurde. Ohne Zuspruch rieb Ingrid das vom Schreien und vom Wasser rote Kerlchen ab, puderte es und wickelte es dann in die bereitgelegten Windelhöschen. Dann — „Paß auf!“ — huschte sie an Fernel vorbei und trug den weinenden Säugling ins Zimmer. Jäh brach sein Schreien ab.

Als Ingrid wieder in die Küche trat, war ihr erstes, sich nach der Krämerin umzublicken. Doch die war bereits weggegangen. Mit einem schwachen Versuch zu lächeln, machte sich Ferned bemerkbar: „Du wirst dich jetzt mit mir begnügen müssen...“

Als hätte sie nichts gehört, ging Ingrid zum Herd. Dann trug sie Teller und Bestecke auf.

„Wo bist du so lang geblieben? Es wird jetzt alles kalt sein.“

„Lege doch noch ein Scheit Holz nach; ich warte. Und bringe mir dann das Essen ins Wohnzimmer.“

Ferned hatte schon oft gebeten, die Küche nicht zum Wohn- und Essraum zu machen. Indes schien Ingrid von dieser kleinbürgerlichen Gewohnheit nicht lassen zu können. Heute fühlte er sich hier unbehaglicher denn je. In diesem ungemütlichen Durcheinander von Rinderwäse und gebrauchtem Geschirr würde er der gereizten Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, nur allzubaal nachgeben. Ingrid hatte bisher nicht bemerkt, daß er müde und von dem Verlangen erfüllt war, diesen Abend ohne Zwist zu beschließen. Was sie ihn bis jetzt hatte fühlen lassen, hätte einer Dienstmagd gebührt, die ihre Aufträge schlecht ausgeführt hatte. Wollte Ingrid damit der Krämerin imponieren?

Unwillig die Lippen schürzend, trug Ingrid die Speisen wieder zum Herd zurück und schickte sich an, sie aufzuwärmen.

„Nimm wenigstens Tischtuch und Bestecke mit, wenn du hinübergehst,“ sandte sie ihm gereizt nach, als er Hut und Aktentasche aufgriff, um sie ins Wohnzimmer zu tragen.

Nun stand Ferned in dem kühl-dunklen Zimmer, das ihm jetzt in seiner unberührten Ordnung und Stille die Zufluchtsstätte dünkte, nach der er sich ge-

sehnt. Es fiel ihm ein, daß er die Blumen mitzunehmen vergessen hatte. Aber das war immer so: In Ingrids Nähe verflog alles Schöne und Warme wie Laub im Winde. Sie hatte eine sonderbare Art zu ernüchtern und zu kränken, ohne daß sie im eigentlichen Sinne Böses sagte oder tat. Aber es wirkte aus jeder ihrer Mienen, aus dem Klang ihrer Worte wie tötender Frost.

Frost... Ja, es fror ihn in diesem Heim, in dem alles andere regierte denn Liebe. Es fror ihn hier genau so, wie draußen unter den Menschen, die er so wenig verstand, wie sie ihn verstanden. Gab es denn nichts... nichts?

Sinnend blieb er vor dem Rundfunkapparat stehen, dessen rotbraune Politur das Licht der Lampe widerspiegelte. Ein Ohr in die Welt — in die Heimat, nach der er sich sehnte! Dieses Kästchen war ihm mehr als ein Spielzeug für müßige Stunden. Es gab seinem Herzen etwas von dem Tröstlichen, das er bei dieser kühlen, immer verdrossenen Frau vermißte. Und vor allem: es barg die Stimme jener Welt, die ihm vertraut war, die mit deutschem Wort und Lied aus leblosem Körper ihm Lebenswärme schenkte und ihn für Stunden alles Bittere vergessen ließ. Hätte ihm Ingrid nicht solch eine Zuflucht sein können? Sie war doch warmes Leben, sie sprach doch seine Sprache, war seine Weggefährtin! Aber sie war liebloser und verschlossener als dieses Bauwerk von Holz und Metall, alles an ihr war Vorwurf und Widerstand und nie kam von ihr, was ihn mit dem einsamen Leben, das er hier in der Fremde führte, auch nur für kurze Zeit versöhnt hätte. Haß hätte er ertragen können und flammenden Zorn, denn dagegen hätte er mit der heißen Kraft seines Herzens ankämpfen können. Aber diese ägende Nörgelei und Mißachtung war uner-

träglich, weil sie ungreifbar und unbegreiflich war! Wie furchtbar sicher wußte Ingrid alles zu töten, was er ihr an Freude und Gefühl entgegenbrachte. Immer wieder aber hoffte er; rief Vergangenes wach, um hoffen zu können. Doch alles gute Vornehmen und Erwarten war vergeblich. An den Eiswänden ihres Selbstgefühls und ihrer Verbitterung, die nur auf Gelegenheiten zu lauern schienen, Absichtsloses in Kränken des ungeduldeten und Gutgemeintes zu übersehen, erstarrte jede Welle des Gefühls. Wie lang würde er noch die Kraft haben, diesen Kampf um die Erweckung ihres Herzens immer wieder aufzunehmen? Er wußte es: nicht länger, als er noch an ein Gutes in ihr glauben konnte!

Verunken in düster-hoffnungsloses Grübeln, schraubte er mechanisch an den Schaltnöpfen des Apparates. Er zuckte jäh zusammen, als, aus dem Lautsprecher kommend, plötzlich schrille Mißtöne die Stille zerrissen. Wortsetzen... Bruchstücke von Orchestermusik... wieder Worte. „Halloh, halloh — Radio-journal Praha...!“ Nein, das war es nicht, was er suchte — „...und hören jetzt Wiener Lieder, gesungen von...“ Auch das nicht. Er war heute zu allem andern aufgelegt, als dazu, sich solchen öligen Singsang anzuhören. War denn keiner der reichsdeutschen Sender zu finden? Ah — endlich! Das mußte Leipzig sein! „...Else Elberger die Arie Annchens...“

Wie Feuer durchfloß es ihn, starr richtete er Auge und Ohr auf die gelbe Scheibe des Lautsprechers. Else Elberger? Das — konnte es möglich sein? — doch nein, sicher, sein Ohr hatte ihn nicht betrogen: Else Elberger, das war sie, die Liebe seiner Studentenzeit, die kleine vergessene Else, die er der fremden Stadt und einem wilden Rausche geopfert hatte! Er erinnerte sich: Sie hatte schon immer eine schöne Stimme besessen und ihm manchmal auf Ausflügen vorgesungen. Da hatte sie wohl auch davon geschwärmt, sich zur Sängerin auszubilden und zur Bühne zu gehen. Er hatte über das kleine, dumme Mädel gelacht. Und nun hörte er sie wieder — im Rundfunk! Also doch?!

Es war unzweifelhaft ihre Stimme, ihre weiche, silberklare Stimme, der gründliche Schulung künstlerische Vollendung verliehen hatte. Und dieses Mädchen, das heute mit seinen Gaben Tausenden Freude bereitete, hatte er am Wege stehen lassen, um zu einer zu gehen, die weder ein Lied noch ein Lachen hatte!

Was sie sang, wie sie sang — es war wie eine Offenbarung, wie ein Gruß der Liebe und der Jugend. Wie traumhaft schön das war! Wie das Vergangene, von Sorge und innerer Not Entrückte wieder nahe war und mit diesen Tönen wieder auflebte!

Gebannt lauschte er und es war nichts Bitteres mehr in ihm. So hatte der Abend doch seine Weihe erhalten, wenn auch eine andere, als er erwartet...

Robert Hohlbaum:

Robert Hohlbaum, geb. am 28. August 1886 in Jägerndorf, lebt in Wien. Schrieb u. a. die Romantrilogie „Frühlingsstürme“, die Novellenbände „Unsterbliche“, „Himmelsches Orchester“, „Sänger und Könige“, den Burschenschaftsroman „Die Raben des Kyffhäuser“, den Zyklus „Vaterland“, den Musikroman „Das klingende Gift“.

Das Grammophon

Immer dichter umschloß ein wohl-tätiger Nebel vor den Augen des Kammerängers Delius die Ereignisse der letzten Tage, die er in der einst geliebten, heute gehassten großen Stadt verlebt hatte: Sein letztes Auftreten mit der blitzartigen Erkenntnis, daß etwas in seiner Stimme krank, unheilbar krank sei, die Bestätigung durch den Arzt, die mitleidigen Abschiedsworte der Kollegen, die doch erfüllt waren vom Pharisäertum des „Herr, ich danke Dir“. Das entsetzliche Hängen im luftleeren Raum und endlich die Flucht in die Einsamkeit. Fernab der letzten Eisenbahnstation lag das Dorf. Es gab kein Kaffeehaus, in dem man Neuigkeiten preisgegeben war, keine großen Zeitungen und vor allem keine musikalischen Menschen. Der Schul-lehrer quälte, wie es seine Pflicht war, allsonntäglich eine Stunde lang die Orgel der schlichten Kirche, am Nachmittag tanzte die Jugend zum Krächzen einer ohnmächtigen Geige, das war alles. Kein Klavier, keine künftige Primadonna. Herrlich fern von der großen Welt lag das Dorf. Immer tiefer verwühlte sich Richard Delius der betäubenden Stille, und endlich lag sein früheres Leben weit zurück in verschwimmender Ferne, ihm selbst kaum mehr als einstige Wirklichkeit bewußt, sondern nur als Traum.

Bis er eines Morgens erwachte. Der Nachbar hatte ein paar Mastochsen um einen außerordentlich hohen Preis verkauft, sich eine Reise nach der Stadt geleistet und von dieser ein großes, verhülltes Etwas seiner Frau als Geschenk mit heimgebracht.

Richard Delius fuhr aus dem Morgenschlaf. Schmerzhaft dröhnten gepresste Töne an sein Ohr. Fürs erste war es nur ein wildes, verwirrendes Gemenge. Dann unterschied er die Instrumente der Orchestermusik, Flöte, Streicher, Horn, Klarinette, Harfe... schrecklich, schrecklich das alles! Eine Weile lag er hilflos, eine unerklärliche Angst bannte ihn. Endlich sprang er auf, im Fenster des Nachbarhauses glänzte der Schalltrichter eines Grammophons.

Allmorgendlich, allabendlich, manchmal auch des Nachmittags, erfreute sich der Besitzer des neuen Wunders. Und allmählich gelang es dem Sänger, von der milden Ergebenheitsstimmung, die sein ganzes Leben hier durchwob, befähigt, sich daran ebenso zu gewöhnen wie an das Wiehern der Ackerpferde, das Schreien der Dorfjungen und das Gröhlen betrunkenen Knechte.

Der Bauer war in Geschäften abermals nach der Stadt gefahren und hatte neue Schallplatten mitgebracht. Das halbe Dorf umlagerte das Gehöft, des neuen Genusses gewärtig.

Der erste Klang bohrte sich in Richard Delius' Herz wie ein Pfeil. Zwei, drei, tausend Pfeile.

Er taumelte, einer Ohnmacht nahe. Aber dann riß ihn die Stimme, die da aus dem höhnisch glänzenden Trichter strömte, zu doppelter schmerzvoller Wachheit auf. Seine Stimme war's. Er, er sang aus dem teuflischen Instrument.

Gang jene Arie, die er an dem Abend gesungen, da er zum letztenmal die Bühne betreten.

Das Grammophon

Die Bauern lauschten, stumm genießend. Verlangten die Platte noch einmal und noch einmal, konnten sich nicht satt daran hören.

Vor Richard Delius Blick sanken die Schleier. Einer nach dem andern, der letzte. In unbarmherzig grellem Licht lag das Vergangene. Er war der junge Anfänger, voll von romantischen Träumen, er erlebte seinen ersten Erfolg, er stieg, wie auf einer Himmelsleiter aufwärts zu schwindelnder Höhe, holte sich die glänzendsten Sterne vom Himmel, daß sie seinem Leben leuchten mußten, Rosen, Frauen, heiße Nächte und klarer Tagesjubiläum, das alles jagte an ihm vorüber, wie ein wilder Film von einer wunder-vollen Musik begleitet, darüber, mächtiger als alles, seine herrliche Stimme schwebte.

Das Instrument schwieg. Langsam trollten sich die Bauern an ihre Arbeit, der Hahn krächte, die Kinder gröhlten, mistönig schrien Kühe und Pferde.

Der bunte Traum verblaßte, schrumpfte armselig ein, übermächtig wuchs der Alltag auf vor Richard Delius. War er denn blind gewesen, all die Zeit lang? Hatte er denn nicht gesehen, wie elend fahl die Mauer des Hauses, wie öde die gedehnten Ackfelder, wie aufdringlich stumm die Bauernhäuser waren? Im engen Raum überfiel ihn die Angst des gefangenen Tieres. Er rannte hinaus, die Dorfstraße lang. Trugen denn diese Lämmer heute andere Mienen als sonst? Nie war es ihm bewußt geworden, wie tödlich-boshaft sie glockten. Hatten sich die Weiber heute ganz ins Tierische gewandelt? Die da, die das Kind an der Brust hielt, glich sie nicht der säugenden Affin, die er einmal im Tiergarten der großen Stadt gesehen?!

Er hatte sich an diesem Nachmittag über die unerträgliche Spannung der Erwartung forthelfen wollen. Denn am

Abend, ja an diesem Abend, hatte er zum erstenmal den Sachs gesungen, das höchste Ziel seines künstlerischen Strebens erreicht. Die Motive umfingen ihn, der Gliederfang, das Schusterlied, der Wahn-Monolog, „Wahn, Wahn, überall Wahn!“ Gesungen hatte er's, aber jetzt erst fühlte er's. Alles war Wahn! Alles alles. Auch, ja, auch die Kühle und Stille des Waldes, die ihn in der letzten Zeit oft Labung gegeben, war Wahn. Heute quälte sie ihn, war grausam, fühllos in ihrer ruhigen Selbstgenügsamkeit. So grausam, so fühllos wie die stumpfen Menschen ringsum. So grausam, so fühllos auch wie jener, der in immer farbigerer Pracht vor seinem Erinnern erstand, ihn in sein schmerz-zendes Ohr, in seine schmerzende Seele sang: „Wahn, Wahn, überall Wahn!“ Mit einer Stimme sang er's, die voll herrlichster Pracht war, mit einer unerschütterlichen, sieghaften, sein armes, zitterndes Herz verhöhnenden Seele.

Der Bauer hatte abermals eine neue Platte eingelegt. War es ein Spuk? Mußte jeder verzehrende Traum zur Wahrheit werden? Nicht mehr von seinem zerquälten Herzen widerwillig gerufen, nein, fern von ihm, seiner Macht entrückt, sang die Stimme: „Wahn, Wahn, überall Wahn!“ Gang aus der kraftvollen, durch die Brutalität des Instrumentes vergrößerten Seele, sang es unbekümmert den Bauern mit den stumpfglockenden Augen vor, den Weibern, die säugenden Affinnen glichen. Ungehemmt strömte das Lied über das öde vergleichende, trostlose Land. „Wahn, Wahn, überall Wahn!“ In des Sängers Herz klang es anders, geheimnisvoll, tiefer, kostbarer. Aber der andere überliefte ihn. Riß ihm das Kostbare aus dem Herzen, streute es aus über die Acker, Schmutz und Kot...

Richard Delius hatte bisher mit kei-

nem der Dorfbewohner gesprochen. Nun überwand er die letzte Scheu und betrat das Nachbarhaus. Bat den Bauer, die neuen Platten nicht mehr spielen zu lassen. Stumpfes, verneinendes Schweigen. Richard Delius bot sich als Kämpfer an. Nannte eine lächerlich hohe Summe, die Habgier des Bauern zu reizen. Aber das Mißtrauen war stärker. Jetzt sah er erst, was für einen kostbaren Schatz er erworben hatte. Sein höhnisches Lächeln trieb den Gänger über die Schwelle.

Nun tönten die Worte Tag um Tag — Morgens, mittags, abends. Dem Starrsinn des Bauern gefellte sich der Haß gegen den hochmütigen Städter, der lange in ihm geschlummert, und nun, da er wußte, wo jener verletzbar war, immer grausamer seine Waffe in die Wunde des Gehäßten bohrte.

In des Gängers Bewußtsein aber versank das Bild des Bauern, immer tiefer — verschwand. Alles verschwand, versank vor seinem Blick, die Häuser, die Felder, das Land, die Tiere, die Menschen. — Ein ungeheurer, im Lichte der Frühlingssonne glänzender Schallstrichter, füllte seine Welt.

„Wahn, Wahn, überall Wahn“ tönte es aus ihm, umdröhnte Richard Delius. — Langsam aber wandelte sich das furchtbare Instrument. — An einem Morgen trug es einen menschlichen, weit aufgerissenen Mund, frische, junge Wangen, Augen voll leuchtenden Triumphes, es war das Gesicht, das Gesicht, das er einst besessen, nein, nein, es war nie sein gewesen, nie, nie, nichts hatte er mit ihm gemein, es war der Feind, der Todfeind seines Lebens. Hätte der nicht gelebt, lebte er nicht noch, dann wäre dieses Leben ruhig und ohne Qual. Vernichten mußte er ihn — den andern, den Entsetzlichen, vernichten — als hätte er nie gelebt, dann würde Frieden werden, süßer, unendlicher Frieden. Die ganze Nacht wachte Richard Delius. Seine Hand umklammerte die Waffe als letzten Halt im Nichts, das der versunkenen Welt gefolgt war. Dann nahte der Morgen, die Sonne stieg auf über dem Nichts. In ihrem Lichte lag des Verhassten Mund. „Wahn, Wahn, überall Wahn“, schrie er Richard Delius entgegen, der ruhig die Hand hob, zielte und beseligt sah, wie das Gesicht des Feindes in tausend Fetzen zersprang.

Hans Christoph Kaergel:

Hans Christoph Kaergel, geb. am 6. Februar 1889 in Striegau in Schles., lebt in Dresden. Romane, Erzählungen, u. a. „Heinrich Gudschigk“ und „Ein Mann stellt sich dem Schicksal“.

Wir vom Ostland

Die Wälder haben alle Menschenohren,
Die Wälder öffnen weit ihr großes Herz,
Und wenn die Menschen taub und stumpf geworden,
Die Wälder haben noch ein Lied für uns,
Die Wälder neigen sich vor unserm Schmerz.

Sie singen weiter, wenn die Bauern fluchen,
Wenn ewig Sand in alle Furchen fällt,
Wenn alle Wagen, die zum Westen rollen,
Am Schlagbaum stocken und versperren
Für immer bleibt die weite Welt.

Sie singen unsrer Städte alte Straßen,
Das Lied der Dome, die für Gott gebaut,
Und von der Schönheit, die in Felderbreiten
Im kleinsten Dorf der ew'gen Einsamkeit
Sich selbst bespiegelnd noch am tiefsten schaut.

Wir geben unsern Wäldern gern die hellen Lieder
Und bleiben stumm und werden wie zu Stein.
Wir schreiten unseres strengen Gottes Straßen
Und gehen aufrecht dennoch mit der Last,
Und gehen einsam weiter und allein.

Wir haben unsrer Heimat Lied verloren,
Doch lebt's im Walde und verstummt dort nicht,
Dort wird das Lied des ganzen Volks geboren
Vom Osten kommend und nach Westen lohn:
Das Lied der deutschen, heil'gen, strengen Pflicht.

Robert Kurpiun:

Robert Kurpiun, geb. am 13. April 1869 in Gandrinnen, O. Pr., lebt in Preiskretscham, O. S. — Romane, Novellen, Volkskundliches. Gestaltung des oberschlesischen Grenzlandproblems. „Der Mutter Blut“, „Das Flammenhaus“.

Aus dem oberschlesischen Volksleben

Das oberschlesische Volk hat im letzten Jahrzehnt stark im Mittelpunkt der Öffentlichkeit gestanden. Viel Kritik, gute und schlechte, mußte es über sich ergehen lassen, und sein Charakterbild schwankt im Urteil. Wer mit dem Volk den Scheffel Salz verzehrt hat, wird es verstehen, manches beklagen, manches belachen, vieles entschuldigen und mancherlei anerkennen.

Das Volkstum des Oberschlesiers ist noch unfertig, unausgeglichen. Die deutsche Rückflutwelle, im 12. Jahrhundert einsetzend, um das ehemals germanische schlesische Vandalenland wiederzugewinnen, hat wohl Niederschlesien und den westlichen Teil Oberschlesiens durch starke Zuwanderung und Blutmischung dem deutschen Kulturkreis wiedergewonnen. Doch im östlichen Oberschlesien, namentlich auf dem nichtindustriellen Lande, ist der Verschmelzungsprozeß, der sich durch die Jahrhunderte hindurch ohne Zorn, Eifer und Feindschaft in ständig aufsteigender Linie vollzog, noch nicht zum Abschluß gelangt. Die Städte, die Industrie, der Großgrundbesitz, die Intelligenz sind bereits seit langem deutsch, die andern Volkskreise, die sich zum Teil noch eines stark mit Germanismen durchsetzten polnischen Dialekts als Hauptsprache bedienen, befinden sich im langsamen Übergang zum Deutschtum. Ein Übergang zu reindeutscher Bildung, Kultur und Wirtschaft wird durchaus nicht als Renegatentum, vielmehr als Aufstieg zu höherer Lebensform angesehen, der keineswegs die alten Bande der Blutsverwandtschaft zerreißt. So war es ausnahmslos bis ge-

gen Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Vollblutpolen, sogar ein Erzbischof Stablewski, sah den polnischsprechenden Oberschlesier nicht als Volksgenossen, sondern als einen dem deutschen Kulturkreis zugehörigen Menschen an. Diese Einstellung änderte erst die etwa ums Jahr 1890 beginnende, von Posen und Galizien künstlich hereingefragene, später hauptsächlich an den Namen Napieralski und Korfanty geknüpfte, großpolnische Bewegung, ihre maßlosen Versprechungen, der naive, leichtgläubige Sinn des kindlichen Volkes, die Gefahren seines Kulturüberganges. Das rapide Anwachsen der Großindustrie sowie mancherlei Fehler, namentlich Unstetigkeiten in der Verwaltung, ließen manchen im Volk den festen Boden unter den Füßen verlieren. Der schwerste Fehler, von der gegnerischen Propaganda besonders geschickt ausgenutzt, bestand darin, daß man zur Zeit der Regelung der gutherrlich-bäuerlichen Verhältnisse die Schaffung eines selbständigen, bäuerlichen Mittelstandes als unbedingt notwendigen Bindegliedes zwischen einem riesenhaft entwickelten Latifundien und einem Übermaß von lebensunfähigen Zwergbesitz versäumte. Das schwerste Verhängnis für das unsicher gewordene Volk wurde schließlich die Besatzungszeit und der unselige Abstimmungskampf, wo alle Mächte der Hölle auf das unglückliche Volk losgelassen wurden, wo die alte Führung frevelhaft zerrissen und durch die gewissenlosen Geschäftemacher ersetzt wurde, bis das Volk am Ende seelisch, sittlich und wirtschaftlich zerrissen und vernichtet, am Boden

lag. Nur wer diese letzte schlimmste Zeit miterlebt hat, kann sich ein richtiges Bild der Zerstörung machen. In Jahrzehnten erst werden ihre Spuren getilgt sein.

Auf der Grundlage dieser Vorgänge muß der Charakter des oberschlesischen Volkes beurteilt werden. Wer es kennt, wundert sich, daß die Auswirkungen der letzten Vergangenheit nicht noch verderblicher geworden, daß Lebensmut, Lebensfreude und Humor nicht gänzlich geschwunden sind. Eine gerechte Darstellung der Wesensart dieses Mischvolkes ist schwer und verantwortlich. Mit Ausnahme der rein deutschen Volksteile, die je nach ihrer Herkunft aus den verschiedenen deutschen Gauen ihre Namenseigenheiten mehr oder weniger bewahrt haben, erscheint bei den Mischblutigen vieles noch unfertig, unausgegoren. Oft findet man bei Personen gleichen Blutes eine derartige Verschiedenheit im Wesen und Denkart, die jede Verwandtschaft auszuschließen scheint. Man steht vor Rätseln; alles ist cum grano salis zu verstehen. Feste Werturteile zu bilden, erscheint auch dem scharfen Beobachter gefährlich. In diesem Sinne sind auch die folgenden Ausführungen, obgleich auf fast vierzigjähriges Miterleben gegründet, aufzunehmen.

Der slawische Einschlag der Bevölkerung hat in die Blutmischung viel Lebendigkeit, geistige Beweglichkeit, Hellhörigkeit, Lebensfreude hineingebracht, aber auch ein wenig Oberflächlichkeit, Mangel an Kritik, Leichtgläubigkeit, im weiteren Verfolg eine gewisse Neigung zu leichter Lebensauffassung, die zuweilen fünf gerade sein läßt und lächelnd über wirtschaftliche und moralische Drähte stolpert. Kindliche Gutherzigkeit, naive Frömmigkeit wachsen auf gleichem Holz wie grausame Bosheit und freche, verlogene Lästerung. Das Volk ist leicht zu beeinflussen und zu leiten, hat ein gu-

tes Verständnis für eine feste Hand, wenn sie sich ihm aus einem guten, ehrlichen Willen entgegenstreckt.

Ein sprechendes Beispiel dieses unausgeglichenen Übergangsmenschen und zugleich eine der am meisten typischen Erscheinungen, namentlich im Lebenskreis der Industriebevölkerung, ist der „Bug“. Ich will versuchen, diesen Zeitgenossen zu schildern: Alle Welt kennt ihn. Er kommt rudelweise auf jeder oberschlesischen Straße vor. Auf dem Bahnhof, beim Krämer, im Kino, im Gasthaus, auf dem Tanzboden kann man ihn belauschen, am seltensten bei der Arbeit. Mit ihr lebt er auf Kriegsfuß, ebenso wie mit dem höchst überflüssigen Vorgesetzten, der ehrbaren Polizei und dem Richter. Die Werkstätte beehrt Bug nur, um nicht zu hungern und — um darüber hinaus, falls er wirtschaftlich veranlagt ist, etwelches für Trink- und Rauchzeug zu erübrigen.

Bug ist überall, wo man ihn gern entbehrte, nirgends, wo man seiner bedürfte. Seine Jahre schwanken zwischen 15 und 25, steigen aber nicht selten auch bis in die höchsten Semester. Bug ist überhaupt sehr schwankend, trotzdem sein Schwerpunkt recht tief liegt. Beide Hände trägt er als Kavalier stets in den Hosentaschen, Rock und Hemd offen, eine breite Uhrkette über dem Magen, die Zigarette im Munde, den Hut tief im Nacken. Unter diesem Deckel hervor ringelt sich eine kühn geschwungene, wohlpomadierte und in die Denkerstirn gezogene Schmachtfloche als Reizmittel fürs Weibliche. Als modern gebildeter Mann von Welt haßt er tödlich jede Beeinflussung des freien Willens, trägt seidene Strümpfe, Lackschuhe, Hose auf Bügelfalte, „Kraglit“, Kravatte und Kavalierstüchel, wenn er Sonntags mit „Marianka“, „zu Kino“, „im Kunzert“ oder „auf Tanzdiele“ geht. Denn das muß man.

Buz sagt stets „Pieronie!“ Das heißt auf gut deutsch: „Du Donnerwetter!“ und soll eine Beleidigung sein, wie der vereidete Dolmetscher vor Gericht allemal ernsthaft und sachkundig übersetzt. Doch seine Ansicht ist höchstens „einsaitig“. Buz hat 1000 Saiten für dieses Wortes Klang. Wut, Schimpf, Drohung, Wurschtigkeit, Wohlbehagen, Erstaunen, Verblüfftheit, Verwundung, Schreck, Hochachtung, Ergebenheit, Zuneigung, ja sogar Liebe vermag er auf ihm in wohltemperierter Tonleiter auszudrücken. Es kommt stets auf die Melodie an; der Text bleibt immer derselbe. —

Buz hat wieder mal gebummelt. War zu schön in der Schenke „Zum letzten Groschen“. Mit dem Alois hat er zuletzt eine kleine Holzerei gehabt, bloß „zu Spaß“, wie er sagt. Der Wirt zählt die zerschlagenen Humpen und Stuhlbeine für die Rechnung und wirft Buz, der nicht zahlen will, kurzerhand zum Tempel hinaus. Es ist schon Mitternacht und Spätnovember, heftiger Ost mit Schnee und Regen. Und der Weg nach Hause eine ganze Meile lang. Buz schüttelt sich und friert wie eine Raze. Wenn er morgen wieder nicht zur Schicht geht, wirft ihn der Obersteiger kopfüber raus. Aber... laufen? — Beileibe nicht! Wer wird laufen! Buz legt den Finger an die Nase. Jetzt hat er's und steuert ein paar Häuser weiter, wo der junge Doktor wohnt. Der hat ein flinkes Auto. Buz klingelt. Ein Kopf erscheint eben im Fenster. „Herr Doktor, liebster Herr Doktor, meine Frau hat das Bein gebrochen, kommen Sie schnell!“ „Wohin?“ — „Nach Pielar!“ — „Gleich!“ — Buz hat gar keine Frau. Er wartet. Das Auto klettert aus dem Tor, Buz steigt ein, hüllt sich in des Doktors dicke Decke und — fisch, fisch, fisch — sind sie in seinem Dorf.

Buz steigt aus, um von hinten her die Haustür aufzuschließen und — wird nicht mehr gesehen. Mit dem Hause hat er ebensovienig zu tun, wie mit seiner Frau. Der Doktor wartet eine Weile, fährt fluchend heim und — muß doch lachen. Drei Tage darnach steht der Scherz in der Zeitung. Buz fühlt sich gedrückt, ist stolz und — schwast. Abermals nach drei Tagen erhält er eine Doktorrechnung über 30 Mark für einen Nachtbesuch. Buz kratzt sich hinter den Ohren, fährt zwei Wochen stramm und regelmäßig an und schickt nach der Löhnung schmunzelnd dem Doktor das Geld. Gut fressen, gut bezahlen. Ehrensache. Buz ist gefahren wie ein Herr. Ein richtiger Doktor als Chauffeur — Spaß! —

Ein anderes Bild: — Lohnstag, Geldtag, für Buz der Inbegriff allen Genusses. In der Woche vorher saß blöder Hunger mit zu Tisch. Das letzte Geld war vertan; der Jude wollte nicht mehr borgen, Ersparnes fehlte; die Zähne wurden in die Wand geschlagen, der Hunger mit Kraut, Kartoffeln, Kaffee und dem salzigen Fisch aus der Tonne besänftigt und der brennende Durst darnach — o Graus, mit Wasser gebändigt. Heute ist Ernte, Flut. Im Zechenhaus spreizt sich der Mammon und malt frohe Gesichter nach der Arbeit Qual. Bier und Leichtsinnschießen ins Kraut. Doch draußen am Grubentor harret sprunghaft die Verantwortung, das gestrenge Eheweib; denn der alte Pfarrer hat dem Luderleben des Buz ein wohlverdientes Ende gemacht. Buz will einen Hacken schlagen nach der Schenke zu, hilft ihm aber nichts, sonst wäre am Abend alles hin. Scharfe hauspolitische Auseinandersetzung, nicht selten mit durchschlagendem Erfolg. Buz muß die Barschaft heraussücken; bis auf eine Mark, die ihm im Gnadenwege bewilligt wird. Unter Wut und Protest von ihm und dem Gelächter

bessergestellter Arbeitsgenossen. Sie bilden heute die große Mehrzahl.

Im „Letzten Groschen“ Großbetrieb, Umsatz fester in flüssigen Stoffen. Die Mark ist schnell vertan. Da sitzt einer, ein ganz Grüner; er hat gut verdient, läßt Geld sehen und prahlt. Drei Buz um ihn stoßen mächtig in sein Horn und werden freigehalten. Zuletzt ist alles selig. Die drei begleiten den Grünlings pflichtschuldigst heimwärts. Damit ihm unterwegs nichts passiere, legen sie ihn beiläufig in den Graben, nehmen ihm Uhr und Geld ab und lassen ihn ausschlafen. Bloß „zu Spaß“ und aus menschlicher Vorsorge. Und vergessen — wer vergißt nicht? — das Wiedergeben. Dann sind sie höchlichst verwundert, daß der Richter ganz anders darüber denkt. Schlimme Justiz heute! —

Buz muß Soldat werden, hilft nichts. Er tut, als ob ihm der Abschied von Marianka unendlich schwer fiele; innerlich wittert er Freiheitsluft. Bei den „Preußen“ ist er der Augapfel des Unteroffiziers, der ausgesprochene Schwarm des Feldwebels; der lustige Leutnant entdeckt noch großartigere Eigenschaften an seinem Burschen. Alles prallt an Buz ab; Kugel-, Hieb- und Stichfest. Zwei Stunden Nachexerzieren mit gepacktem Affen auf dem vollgeregneten Kasernenhof, auf — nieder! — auf! — nieder! daß der Dreck um die Ohren spritzt. — Spaß für Buz. Nicht tot zu kriegen. Der Unteroffizier wütet; Buz grinst.

Dann der Krieg. Der paßte Buz, ganz sein Fall, ihm auf den Leib geschrieben. Je toller, desto besser. Und immer ganz dicht ran, in Greisnähe mit Bajonett, Messer und Handgranate. Nur nicht das langweilige Geschiesse. Tagelang nur Brot und Feldrüben, wenn's nur vorwärts ging. Koppel im letzten Loch. Macht nichts.

Dann wieder ein paar knappe Stunden ganz aus dem Vollen, knüppeldick aus englischen Magazinen und französischen Weinkellern nach geglücktem Sturm. Wie die Teufel — dort im Blut und hier im Prassen! Wie daheim, nur großartiger, gewaltiger. Franzmann behauptet, die Deutschen hätten Kolonialtruppen; sie brüllen eine fremde Sprache und packen zu wie Beseffene. In den Zeitungen steht's; alle Buz freuen sich und sind sehr stolz. — Eines Tages plötzlicher Rückzug, befehlsgemäß. Buz will nicht, ist in der Nachhut Letzter und haut sich mit den Verfolgern herum, die nach den Fersen hacken. Tag und Nacht Gewaltmarsch, Dauerlauf. Am Wege liegen zwei Landstürmer, alt, kriegs- ungewohnt. Sie können nicht mehr; nur schlafen, schlafen; alles ist ihnen gleich. Buz, ganz am Schlusse, findet sie.

„He, Kamerad, auf! dalli! Hinten sind Schwarze, verfluchte Bestien, fressen euch auf!“

„Ganz egal, sollen uns auffressen!“

„Quatsch! Los!“

„Geh zum Teufel!“ schreit der eine Landstürmer, halb von Sinnen.

Buz fragt nicht viel, fix die beiden Gewehre zu dem seinen über die Schulter, dann mit jeder Hand einen der beiden Kameraden emporgerissen, untergefaßt und los. Galopp! Hinterher die Kugeln. Doch keine trifft. Der's berichtete, war einer der Geretteten, ein Thüringer, der Buz — ein Bergmann aus Rattowitz. —

Revolution! Noch nicht dagewesen! Buz tappt eine Weile im Dunkeln herum. Dann macht er mit, wie die andern. Warum? — Er weiß es selbst nicht. Abstimmung? Er fängt an, den Betrieb satt zu kriegen. In besinnlichen Stunden hat er das Gefühl, mit dem Gesicht in einer Mistpfütze zu liegen. Geld wie Heu. Arbeit überflüssig. Menschenleben?

— Zwirnfäden, die der kleine Finger zerreißt. Recht und Gütte, Treu und Glauben? — Buz, bisher deren Beobachter aus gesicherter Vogelperspektive, erkennt nur noch Gerippe und Totengebein. Speiübel wird ihm zurweilen. Auch noch nicht dagewesen. Zuviel — zuviel!

Nach acht Jahren Krieg und Blut- rauch und Seelenmord, fühlt Buz sich alt geworden und zünftig, endlich ein ehrbares Leben anzufangen. Wenn's dazu noch langt! Aus allen Ecken kracht er die Restlein guten Willens zusammen. Arbeit? Er hat sich immer etwas quer mit ihr gestanden. Und jetzt? Buz gibt sich einen Ruck, greift wieder zu Schlägel und Eisen und hofft, unter Tags stille Stunden zu finden, um aus den Scherben ein Gefäß zum Sammeln des Lebensrestes zusammenzuleistern. Denn seine Kinder schreien nach Brot. Er schuftet seine sechs Schichten im Dunkel der Tiefe, unter der Sehnsucht nach der Sonne, dem Sonntag. Nur der Bergmann weiß, wie sehr der Sonntag der Tag der Sonne ist.

Die Sturm- und Drangperiode ist abgetan, wenn auch — Buz gesteht's nur leise sich selbst — irgendwo hinten in einer Ecke immer noch der Schelm sitzt, der zuweilen mit krummem Finger winkt, so nach dem Lohnstag oder wenn's zu Barbara Bergbier gibt. Da rumort ein unruhiger Geist in Buz herum. Überhaupt mit den Geistern da unten! Buz senior weiß tausend Spukgeschichten von ihnen lustig zu erzählen, will selbst alles erlebt haben, eins toller als das andere. Staunend lauschen die Kumpels und spenden Buz Lob und Tabak. Besonders den Oberknecht, den Skarbnik, darf man beileibe nicht ärgern, oder unter Tags gar pfeifen. Das giftet ihn grausam, und er schickt sicher ein Unglück. Ein anderer Geist liegt Buz dauernd in den Ohren: Drück' dich; sieh, daß du zu

'ner guten Rente kommst! Arbeit ist Segen; du kannst aber auch mit weniger von dem Segen auskommen! Mach' dir's bequem! Das Leben in der Sonne ist so kurz; sieh zu, daß du was davon hast, genieße! Buz senior ist gerade dabei, sich eingehender mit dem Plane dieses Geistes zu befassen, da schlägt der Skarbnik zu; denn Buz hat einmal vergnügt ein Liedlein unten gepfiffen. Darob hat der Skarbnik den dreimal gewünschten Kohlenstaub explodieren lassen und Buz gegen die Wand gehauen, daß ihm alle Knochen aus den Fugen gingen.

So kam er schneller und anständiger zu einer Rente, als gedacht. Durch Wächterdienst an den Branddämmen unter Tage durfte Buz sich einen Nebenverdienst schaffen, die karge Rente zu verbessern. Die Arbeit brach die Knochen nicht, ließ dagegen viel Zeit zum Nachdenken. Buz wurde kritisch und begann sich mit Politik zu beschäftigen und öffentlich zu reden. Ob das dem Berggeist auch nicht gefiel? — Eines Nachts brach hinten, weit im Felde unter Tag, die Firs nieder und begrub drei Knappen. Buz ging gerade die nahe Hauptwetterstrecke hinab, hörte das Getöse, lief ohne Besinnen nach und fand die drei ihm wohlbekannten Kameraden verschüttet. Ihr Jammern und Schreien drang aus einem wüsten Trümmerhaufen hervor. Eiskalt fuhr die Hand des Todes Buz über den Nacken. Schnell jedoch machte er Gebrauch von seiner Denkfähigkeit. Die drei lebten noch, waren also noch zu retten, wenn sofort angefaßt wurde, obgleich von oben noch immer Gestein nachfiel. Er war ganz allein; in der Nähe kein belegter Arbeitsort, bis zum Schacht eine gute halbe Stunde. Ging er melden, so kam vor einer Stunde keine Hilfe. Dann waren die drei unten tot. Und alle hatten Weib und Kinder. Er selbst

war alt und verbraucht, seine Kinder im Brot, was kam's auf ihn an, wenn er als vierter mit jenen aus der Welt ging.

So packte er zu mit der letzten Kraft, die in ihm war. Die Brust keuchte, die Muskeln wurden zu Stricken, der Schweiß rann, Blut sickerte aus zerfetzten Händen, die Steine knirschten in stiller Wut, in den Klüften kicherten die Kobolde, die Hilferufe der Verschütteten stießen wie Dolche in das Herz des Helfers. Verzweiflung umkrampfte sein Hirn und spannte Sekunden zu Tagen. Jetzt war der Erste gerettet, atmete noch. Gleich darauf der Zweite. Beim Dritten versagte die Kraft. Buz packte eine Wut gegen sich selbst, sie riß wie ein Raubtier an den Gittern des Käfigs und zerrte an den Ketten, die das Leben mit dem Tod verbanden. Und von oben fielen fortgesetzt Trümmer um Trümmer. Wenn einer traf — — —?

Buz zerrt den letzten Knappen unter dem Geröll hervor und will befreit aufatmen. Da kracht ein Stein auf seinen Schädel, daß Buz lautlos zusammenklappt. Doch der Schädel hält. Nach einer Weile kommt er wieder zu sich und zu den andern.

Vor versammelter Belegschaft lobte der Direktor die opferfrohe Tat und dankte Buz mit gutem Wort und einem Hundertmarkschein. Buz war so sprachlos, wie nie in seinem Leben. Wozu das alles? Als Bergmann doch ohne weiteres seine Pflicht. Taten alle andern auch. Der Hunderte freute ihn jedoch trotzdem über alle Maßen. Er wußte seine Freude nicht zu fassen, mußte ihr irgendwie Ausdruck geben, wollte jedem danken, der irgend nach etwas ansah. Ein Schreiberstift aus der Kanzlei ging vorüber. Buz drückte ihm gerührt die Hand und dankte ihm für — das Geld. Und waren doch Not und Tod Paten bei dessen Geburt gewesen.

Buz war bergfertig und vertauschte seinen Brandwachtposten unter Tage mit dem eines ehrsamten Nachtwächters im Beamten-Wohnviertel oben. Wenn er nicht schlief, sah er tagsüber die Sonne. Wie froh machte ihn das! Er lebte unter ihren Strahlen auf und hub an, wie einst, das Leben von einer freundlicheren Seite zu betrachten, trotz seiner lahmen Knochen. Gewissenhaft besorgte er seine Rundgänge durch Häuser, Höfe, Gärten und verstand bald, sich durch kleine Dienste unentbehrlich und wohlbezahlt zu machen. Wenn Apfel, Birnen, Kartoffeln und Kraut reif waren, half er bei der Ernte. Familienfeste verließen nie vorchriftsmäßig ohne seine Mitwirkung. Die Höhepunkte waren die winterlichen Schlachtfeste. Dann nahm Buz als Herrscher dieses Reiches die prallen Würste und Speckstücke in Empfang, als wohlverdiente Abgabe dafür, daß er durch seine treue Wachsamkeit alle bösen Buzer von den ledernen Borstenträgern ferngehalten hatte.

Nur eines verdross ihn, daß er notgedrungen wachen mußte, während die andern so schön warm schliefen. Aber der alte Obersteiger drüben paßte höflich auf. Wenn der Obersteiger selbst einmal geburt hatte und in später Nacht vergnügt nach Hause schlenderte, liebte er es, Umschau nach Buz zu halten. Das war Buz peinlich, höchst peinlich. Und er ersann ein schlaues Plänchen, legte, wenn der Obersteiger ausgegangen war, auf den inneren Türdrücker der Gartenpforte ein kleines Steinchen und wachte krampfhaft. Kam er dann auf seinem Rundgang an die Pforte, lag das Steinchen nicht mehr auf dem Drücker und war das Fenster des Alten oben dunkel, er also zu Bett, so konnte auch Buz unbesorgt sein Schläfschen in der warmen, geschützten Ecke an der Schornsteinwand antreten.

Lange Zeit tat dieses Steinchen als getreues Sicherheitschloß vorzügliche Dienste, bis eines Nachts der Krug zerbrach. Der Obersteiger hörte beim Aufschließen der Pforte etwas auf die Fliesen fallen, glaubte, selbst einen Gegenstand verloren zu haben, fand zwar nichts, wohl aber das nächstemal, wo er im voraus das Schloß mit der Taschenlampe ableuchtete, das verräterische Steinchen auf dem Drücker. Sofort erriet er den Zusammenhang, mußte herzlich lachen, warf das Steinchen ab und erwischte ein Stündchen danach Bux

schlafend in seiner warmen Ecke. Es gab ein kleines Donnerwetter.

„Bux ist Bux und bleibt Bux!“

Das verdroß den Erwischten bis in den tiefsten Grund seiner ehrlichen Seele. Doch — nach einiger Zeit — war auch das überwunden. Zwar, vor gewagten Stücklein hütet er sich — seiner grauen Haare wegen. Aber er wird wieder ein Steinchen, ein ganz kleines, unschuldiges Steinchen suchen, finden und auflegen, um sich sein Leben nach Möglichkeit leicht und angenehm zu machen.

Das muß er; denn er ist noch nicht fertig.

Georg Langer.

Georg Langer, geb. am 15. Juni 1867 in Breslau, lebt in Breslau. — Schrieb u. a. „Schlesische Dorfgeschichten“, „Das Mädchen von Gosek“ (vaterl. Schauspiel), „Christel Materns weiße Seele“ und „Richter Wichura“.

Böhmische Legende

Als auf der Reise durchs Böhmerland

Der Herr mit den Jüngern den Weg nicht fand,
Die Wälder sich wirrten, die Berge sich schoben,
Nicht Sparren von Dach sich am Wege erhoben,
Sah endlich Herr Petrus weit drüben am Rain
Zween liegende Rinder behaglich kün.
Zween liegende Rinder, der Hirte nicht weit,
Denkt Petrus, der Jünger, und ruft und schreit:
„Auf, Hirte, da drüben vom lieben Vieh,
Erheb dich und sag uns den Weg von hie!“
Doch wie er auch schickt die Apostelstimme,
Nicht wird ihm Antwort; so kommt er zu Grimme,
Rast vorn sein Gewand und springt schon dahin.
Der Meister lächelt dem eifrigen Sinn;
Es lächeln die Jünger und bleiben stehn.
Wer hätte Sankt Peter nicht eifrig gesehn?

Da drüben am Raine der Hütelub liegt.
Den grünen Gräsern sein Leib sich schmiegt.
Zum Himmel erhoben die Augen heiter,
So sieht er die Englein auf türmender Leiter.
Von jedem Sprossen ein feierndes Lied
Herunter und über die Lande zieht.
Versunken die Rinder, die Gräser, die Welt,
Die Leiter ist nur für den Guten gestellt.
Und kommt einst die Zeit, besteigt er sie auch
Und singt mit den Engeln nach Engelsgebrauch.

Herr Petrus sahe die Leiter nicht.
Ihm lag nur immer im Angesicht,
Zu dienen dem Heiland zu ruhiger Rast.
Da hat er den Jungen hart angefaßt.



„Ein Herberg dem Meister, ein Ruhstatt dem Herrn,
Ich rief Dich, Faulpelz, schon lange von fern
Und spürest Du nicht seine heilige Nähe?“
Der Junge schweigt und zeigt mit der Zehe
Nur lässig gen Osten und rührt sich mitnichten,
Es bleiben die Augen in himmlischen Lüften.

Den Apostel bestürmt's, er rüttelt den Jungen,
Sein Auge loht; nun ist's ihm gelungen.
Ein Schrei, ein Wälzen, ein helles Jammern.
Es schlägt den Guben mit wütenden Hammern.
Die Leiter geborsten, die Engel entflohen,
Kein Flügel am glänzenden Himmelsbogen.

Verdutzt steht Petrus. Was hab ich getan?
Da rührt ihn der Meister ganz leise an
Und spricht mit der Liebe unermessen:
„Du hattest, Herr Petrus, den Himmel vergessen.
Die noch da droben im Glauben verloren,
Die Kindlein, Peter, laß ungeschoren.“
Drauf hebt er die göttlichen Hände zu Höhen.
Die Augen strahlen, die Lippen flehen.
Herr Petrus schaut aufwärts und ist erschrocken.
Am Himmel schwingen sich läutende Glocken.
Die Himmelsleiter senkt sich wieder.
Die Englein steigen und singen Lieder
Und dem Hütebuben auf betenden Knien
Entrückte Lichter ins Auge ziehen.

Indessen der Herr nach Osten gegangen
Zur Herberg, die nahe am Wege gehangen,
Sieht Petrus versunken und sinnt und sinnt:
„Ach, Meister, auch wär ich wie dieses Kind.“

Erwin Ott:

Erwin Ott, geb. 9. Dezember 1892 in Jägerndorf, lebt daselbst. Schrieb den
Hölderlin-Roman „Erlöschenes Licht“ und „Der Wanderer“. Gedichte.

Zwei Gedichte

Nachtkied

O weite Nacht, von Sternen nur erhell't,
Du trägst die großen Träume meiner Welt.
O meiner Seele stiller Bruder du,
Führst mich des Herren Schöpferfreude zu.
Und netzt von ihr die Stirn ein Tropfen nur,
Knie, heilige Nacht, ich demutsvoll in dir.

*

Einsamer Heiliger in der Nacht

All deinen Glanz hatte die Nacht genommen;
Aber dann sind die Sterne gekommen
Und der Mond über den stillen Berg.

Was am Tage an dir nur eitler Schein,
Das funkelt nun wie aus Herrgotts Schrein
Ins Ewige hinein.

Hugo Scholz:

Hugo Scholz, geb. 26. Juli 1896 in Braunau i. B., lebt ebenda. Schrieb u. a. „Die Brunbacherleute“, den Grenzlandroman „Noch steht ein Mann“.

Ein heimlicher König

Vorfrühling ist im Land. Auf den braunen Feldern ist es lebendig. „Hu“ und „Hott“ rufen die Bauern. Hell klingen blinkende Pflugscharen, die in eifriger Arbeit den Boden wenden. Schon schreitet ein Sämann langen Schrittes über die Scholle. Hoffenden Herzens streut er den Samen in den Schoß der Erde.

Nur ein Hof liegt mit verschlossenen Toren und stillen Feldern. Im Schuppen steht der Pflug müßig und rostig und es hat sich noch niemand nach ihm umgesehen. Im Stalle stampfen die Pferde und schauen durch die matten Scheiben, schütteln die langen Mähnen und stampfen wieder, als wenn sie's nicht glauben könnten, daß sie dastehen und nichts tun sollen, wo draußen Frühling ist.

Aber es hört sie niemand, denn in der Stube liegt der alte Bauer sterbenskrank. An seinem Bette kniet eine Magd und betet. Die große Kastenuhr knackt wie der harte Schritt eines Fremden, der die Dielen auf und ab geht. Durchs Fenster fällt ein Sonnenstrahl und streift leise das Krankenbett. Stöhnend hebt der Bauer den Kopf und lugt hinaus.

„Dorothea, es muß doch schon zum Einspannen gehn; schau hin, mir scheint, der Acker wird schon trocken. — Dorothea, sind die Nachbarn noch nicht draußen?“

Müde fällt das weiße Haupt in die Kissen zurück.

„Es ist noch Frost in der Erde, Bauer, es ist noch nicht dran zu denken. — Vater unser, der du bist...“

„Aber die Sonne — die Sonne — sie scheint doch schon so hell — ich denk,

es muß bald Zeit sein. Wenn ich nur heraus könnte; die Gerste soll heuer auf die hohe Lehne kommen und muß zeitig gesät werden, weil sie sonst notreif wird.“

Unruhig liegt er im Bett. Dreht das Haupt nach allen Seiten und krampft die großen, knochigen Hände zusammen, als fasse er den Pflugsterz an.

Leise huscht der Sonnenstrahl wieder davon. Aber am andern Tag kommt er wieder, und wieder richtet sich der Bauer mühsam auf und späht durchs Fenster. Seine ganze letzte Kraft sammelt sich in seinen kleinen Augen zu einem scharfen Blick.

Schlaff fällt er zurück.

„Dorothea, mir schien, als hätt' ich einen Pflug blinken geseh'n, dort, weit drüben. Schau hin, Dorothea, ob's wahr ist. Sollt's am Ende doch schon an die Arbeit gehen?“

„Es ist noch nicht dran zu denken, Bauer! — Vater unser, der du bist...“

Und wieder vergehen Tage. Und alle Morgen erhebt sich der Todkranke und späht durchs Fenster, aber es liegt wie Nebel über den Feldern.

Dann kommt ein Morgen, da hat der Bauer ein freundlich Gesicht.

„Dorothea, heut' in der Nacht, sind meine Söhne von Rußland heimgekommen und ich dachte schon, sie würden sie mir dort erschlagen haben. Groß und stark sind sie geworden und waren doch solche Bürscheln nur als sie fort mußten, noch zu Kaisers Zeit. Sie waren müde, muß denken, bis von Rußland her! Aber jetzt geh, weck sie, damit sie gleich einspannen und auf der hohen Lehne anfangen. Es ist Zeit, daß die Gerste in

Ein heimlicher König

den Boden kommt und die Umwände sollen sie mir gut eggen, daß keine Quecken wachsen.“

Die Magd schüttelt ihm das Kissen. „Herrgott im Himmel, mach ihm seine Sterbestunde leicht! — Vater unser — — —“

Im Dorfe ziehen die Bauern schon zu Tale, denn der Acker ist bestellt und der Samen eingebracht. Einige stehen auf den Feldrainen beisammen und schauen hinüber auf des Nachbarn braches Land. — Und am Morgen greifen sie zusammen und nun wird es auch hier lebendig.

Pflug und Egge lockern den Boden und hilfreiche Hände streuen den Samen hinein.

In der Krankenstube bleibt die Uhr stehen. Der Bauer hat einen letzten Blick durchs Fenster getan.

„Dorothea, es ist heute so Morgenrot gewesen. Es wird Regen kommen. Aber ich denk', die Jungens werden zuvor mit der Saat fertig. — Bete auf ein gutes Jahr!“

Dann tut er einen tiefen Atemzug und lächelt zufrieden.

Im Dorfe läutet die Sterbeglocke. Auf den Feldern nehmen die Bauern die Hüte ab. „Der Herr schenk ihm die ewige Ruhe, Amen.“

Und man trägt ihn hinaus aus dem alten Hofe, wo er geboren ist und gelebt hat, achtzig Jahre lang. Die Vögel singen; Lerchen sind von den Feldern hereingekommen und schweben über den breiten Strohdächern, Stare haben den Wipfel der Linde vor der Haustür besetzt, zwei Bachstelzen hocken an einer Pfütze am Hofe und sogar eine frühe Schwalbe schießt durch die Haustür ein und aus wie ein geschäftiger Begräbnisordner.

Das Hühnervolk steht ängstlich am Dunghaufen und selbst der Hahn ist

still und gedrückt. Die Pferde im Stalle heben die Häuse und hordchen auf das Murren der Gebete. Es ist, als fühlten alle, daß der Herr heute für immer aus dem Hofe scheide.

Schwer geht der Schritt der Träger über die Schwelle. Dreimal heben sie den Sarg und dreimal setzen sie ihn nieder. So ist es der Brauch. Vom Stalle her dringt ein wehmütiges Wiehern, der Hahn kräht und die Stare lassen einen langen Pfiff hören.

Am Gottesacker steht die Grube weit offen. Harte Fäuste heben den Sarg und senken ihn in die Tiefe. Dumpf klingen die Glocken vom Turm.

Der Vater hebt die Hand: „Ein heimlicher König ist zu Grabe gegangen. Wenn der Sonne erster Strahl über den Feldern lag, stand er draußen am Pflug und schuf das Leben. Unzählige Wesen standen unter seiner Hand und er regierte sie wie ein Fürst in Liebe und Treue. Er kannte nichts als die harte Arbeit und war doch so wunschlos glücklich dabei wie der reichste König der Welt.“

Die Bauern, die um ihn herstehen, nicken. Jeder nimmt eine Scholle und wirft sie bedächtig auf den Sarg. Ein hohler Klang kommt aus der Tiefe, als wenn der da unten seinen Nachbarn ein letztes „Vergelt's Gott“ sagte.

Dann gehen sie davon und am Friedhof wird's still. Nur der frische Boden des Grabhügels rieselt noch ein Weilchen, bis der Nachtfrost auch ihn erstarrt.

Aber als die Sonne höher steigt, da wird er grün. Vögel kommen von den Feldern her und tragen Samen herbei. Bald blüht das Grab in wilder Pracht. Der Herrgott selber hütet es und schmückt es alle Jahre und läßt die nahen Kornfelder rauschen wie ein ewiges, süßes Schlummerlied.

Maria Stona:

Maria Stona, geb. Schloß Trebowitz i. Schl. Lebt daselbst. Schrieb Romane, Erzählungen, Gedichte, u. a. „Die wilde Wollhynierin“, „Neue Gedichte“.

Ho!

Ein Straßenbild

Er versah das nicht hoch genug zu schätzende Amt des Straßenkehrers in einer kleinen Sudetenstadt. Minister in Prag wünschte sich jeder zu sein — aber Straßenkehrer, das war etwas ganz Besonderes, daran dachte nicht der erste Beste. In der Stadt gab es noch mehrere außer ihm, aber das waren ordinäre Kerle ohne Merkmale, sie nahmen ihren Beruf gleichgültig, legten keinen Schwung in ihn.

„Aber ich, Balthasar,“ sagte sich der Straßenkehrer. „Ho!“ Mehr als Ho! sagte er nie. Klein war er und gedrungen von Gestalt, sein rotes Gesicht hatte einen verwagten Zug. Er schob die Unterlippe schief und weit vor. Seine Hände — ach, wer hätte je diese Hände vergessen, der sie gesehen! — glühten Riesenwerkzeugen. Die plumpen, klobigen, dicken roten Finger rührten sich ungern und nur dann, wenn sie sich um den Griff des Besens schlossen, mit dem er den Kehricht, den zwei Frauen in Häufchen geschichtet, auf eine Schaufel schob, um ihn mit sicherem Schwung in den Karren zu werfen, dessen breiten Gurt neben der Deichsel er sich von Zeit zu Zeit über die eigene Schulter warf, sich so vor den Wagen spannend. Die Steine der Straße waren holprig, sie hob sich bergauf und das Wägelchen war hoch beladen — aber was verschlug das! Keiner anderer hätte sich zu helfen gewußt, er aber, Balthasar, kannte einen Trick — er drückte an der Deichsel von rechts nach links so lange, bis die Räder in eine Bewegung kamen. Hatte er sie erst

so weit, gehorchte ihm bald der ganze Wagen, und Balthasar, vorgespannt wie ein Roß aus königlichem Marstall, zog spielend die schwere Last bergauf. Dabei schlugen die Beinkleider um seine Stiefel. Balthasar schnürte sie nie zu, denn erstens hatte er kein Schnürband und zweitens verachtete er solch geckenhaftes Tun. Darum ragten die Krempe seiner Schuhe wie ein abstehender Kranz um seine Knöchel und die Säume der Hosen versteckten sich in ihm.

Balthasars Hände regten sich so ungern wie seine Beine. Jede Bewegung kostete ihm Überlegung und Willen, bewußten Willen. Daher der kraftvolle Zug um seine vorgeschobene Unterlippe und sein häufiges frohes Ho! Er diente seit Jahren den beiden Frauen, er fuhr ihnen den Wagen nach. Von Zeit zu Zeit lachte er vor sich hin. Er hatte so viel Freude an allem. Die Weiber sahen ihn nicht an, aber das war nur scheinbar, die Junge wie die Alte schätzten ihn, er war ihre rechte Hand, ohne seine Hilfe leisteten sie nichts. Ho! Und der Mist auf der Straße — ach, es gab nichts Wichtigeres auf der Welt als diesen Mist! Ohne einen König kam die Stadt ganz gut aus, aber ohne Balthasar würde sie im Schmutz ersticken. Also war er wichtiger als ein König.

Jetzt reckte er sich auf, die Arme schlotterten an ihm nieder, er überblickte den Platz — war denn nirgends mehr ein Häufchen? Ho! — Dort — dort — er schlenkerte darauf zu. — Wie schwer er ging, wenn er keine Last zog, ganz

halslos war er ohne seinen Wagen. Ein paar Müßiggänger gingen über den Platz, auch zwei wunderschöne Frauen, Nichtstuerinnen von Gräfenberg. Er beachtete sie nicht; er verachtete sie.

Aber seine beiden Weiber ließen die Besen ruhen und starrten den Fremden nach — Weiberart — Ho! Wieder schlotterte er zu ihnen. Jetzt wollte er ihnen einen ganzen Satz sagen, viele, viele Worte, beschimpfen wollte er sie, er fing an: „Ho-ho-ho-ho-to-to-ti-ti.“ Es klang wie die moderne Abkürzung eines Taufnamens. Sie verstanden ihn schon und lachten. Er lachte auch. Die Jüngere, rote, schob ihm den Kehricht auf die Schaufel. Da lachte er noch toller, wie nach einer Liebkosung: „Ich bin ein verfluchter Kerl — ich bin ein verfluchter Kerl,“ dachte er, „alle Straßenweiber lieben mich — Ho!“ Nur das Ho war von dem Satz zu hören, aber zu sehen war in seinem Gesicht die ganze selige Befriedigung eines unbeschreiblichen Glückes. Jetzt spannte er sich wieder vor seinen Wagen. Sein Schritt gewann Festigkeit, seine Gestalt einen Halt. Er ruckte rechts und links. Die Räder regten sich, und wieder war er Sieger. Er sah sich um, als wollte er sagen: Na ja, erst wenn man eine Last zu schleppen hat, ist man ein ganzer Kerl, sonst ist man schlapp und pendelt herum — vor dem schweren Karren zeigt sich's, was du wert bist. Das nichtsnutzige Pferd schlägt aus, das brave zieht — sei brav und zieh!

Gern hätte ich ihm Geld geschenkt für die Lehre, die ich ihm dankte — aber ich fürchtete sein Ho! Das Aufsehen, den Zusammenlauf der Kinder und ich sagte mir auch, was galt diesem Philosophen

ein Geldstück. Was er mir gegeben, konnte ich nicht entlohnern.

Liegt nicht die Versöhnung vielen Leides darin, daß so jubelvolle Freude aus von uns unbegriffenen Ursachen möglich ist — aber auch der furchtbare Hohn auf die strebende Menschheit, die ein Trottel mit dem Ergebnis seiner persönlichen Glückseligkeit überflügelt!

Während ich so über ihn nachdachte, geschah ein Unerwartetes. Polternd fauste ein Wagen daher — Pferde waren durchgegangen. Balthasar konnte nicht schnell genug zur Seite springen wie die Weiber. Er ward von den Rädern erfaßt, zu Boden geschmettert und das Gefährt fauste über ihn hin. Ein Schreien erhob sich aus zwanzig Kehlen. Alles rannte zu Balthasar. Man hob ihn auf. Man stützte seinen Kopf. Blut rann über seine Hände, die großen Schaufeln seiner Arbeit. Er sah an sich nieder, aber das Lächeln verlor er nicht. Seine Blicke waren irr geworden. Er gewahrte sich von köstlichem Purpur umflossen. — War das Märchen seines Lebens doch herrlich gewesen — ein Bettler war er ihnen allen erschienen — aber er wußte es besser — ein Königssohn war er — und nun sahen es alle, wie die Wandlung sich vollzog. Ein König der Sudeten in rotem Purpur gebettet. „Ho“ — lallte er jubelnd — „ho!“ — dann sank er zurück, in letzter Verklärung küßte sein Blick den Himmel und dankte beglückt den Dienern, die ihn auf ihre Arme hoben, um ihn in sein Königreich zu tragen — in die Leichenkammer, in der die ersten und die letzten Könige der Welt ruhen...

Gustav Willsher:

Gustav Willsher, geb. in Ratkau, Schles., lebt in Prag.
Mundartdichtungen. Compositionen.

Was ech sein möcht!

Ech möcht a Hasla sein,
das wär schon fein!
Komm stell, wenn all's vól Schneē,
bis zum Zamm ei die Heß,
zu dir ei's Gartla rei,
kuck dir bei'n Fenster nei
un nächst du: „Husch!“ —
spring ech, recht vóler Gräd,
daß du of mech gerēdt,
wēd'r ei'n Pusch!

Dās wär eim Went'r recht,
sommersch wārsch āber schlecht:
grād ei d'r schēnst'n Zeit
wär ech vo dir recht weit!
Do möcht ech, dās wär fein,
lieber a Hahnla sein!
Ei āller Morg'nfrūß
weck ech dech: Kikriki!
Du kemmst zur Haustür raus,
ruffst un strāßt Kärnlen aus
eim Hof afür;
„Piep, Hahnla, komm zu mir!“
Stolz wie a Kawakier
gratscht ech zu dir.

Dōch, wār d'r Tāg virbei,
mūßt ech ei's Steigla nei,
sah dech die ganza Nācht
nie, bis die Mād aufmācht.
Do möcht ech, dās wār fein,
lieber a Hündla sein!

Gustav Willsher / Was ech sein möcht!

Gen em dech Tāg um Nācht,
halt dech gār treu bewācht,
posst' dir die Handlen ā,
leg mech zu'n Füßlen drā,
los dech nie aus.
Kemmt m'r war, dar dech plogt,
'mend gār em's Gutsein frogt,
beiß ech na naus!

Bruno Hanns Wittek:

Bruno Hanns Wittek, geb. 15. Februar 1895 in Freudenthal in Schles., lebt in Troppau.
Schrieb Romane, Novellen, Gedichte, u. a.: „Sturm überm Acker“ (Hans Gudlich-Roman), „Romantischer Garten“, „Seele im Licht“, „Peter Leutrecht“.

Als ich am Abend durchs Korn gegangen.

Es war Sehnsucht in mir und weltweites Verlangen,
Als ich am Abend durchs Korn gegangen.
Ein Suchender war ich, müde vom Tag.
In den wogenden Feldern der Heimat lag
Der Abendwind, der mir Grüße entbot
Und sein wissendes Atmen ums goldene Brot.

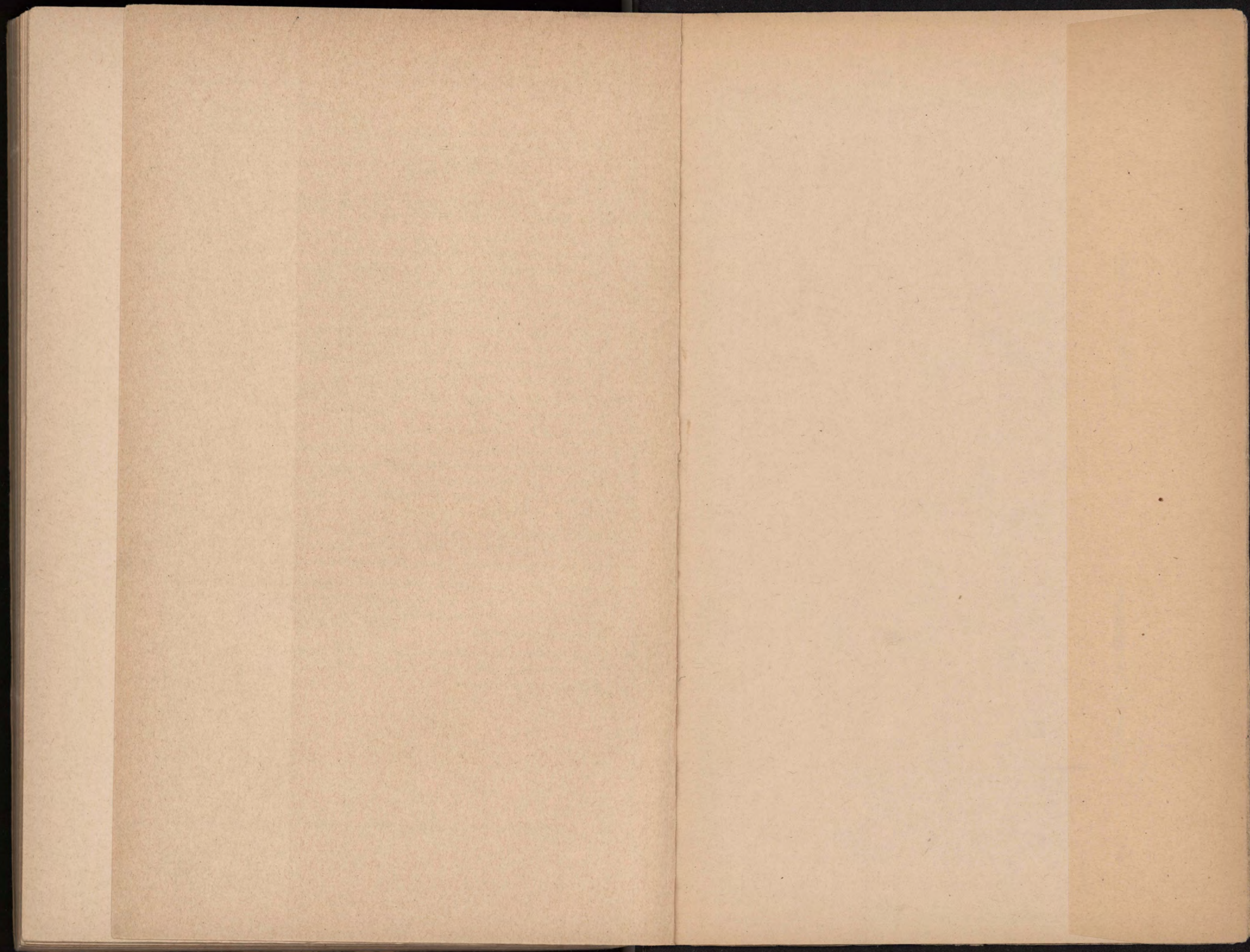
Und siehe, es kam auf mich zugeschritten,
Was ich am Tage erlebt und erlitten,
Der Güte und Gnade und Reife voll.
Und letztes Hassen und tieffter Groll
Fielen wie schwellende Früchte vom Ast,
Auf die Wiesen der Seele, selbst selige Last!

Und ich ahnte: wie weit wir auch suchen gehen,
Zwischen uns und Gott wird die Sehnsucht stehen —
Als des rufenden Blutes seligste Pein.
Aber die Heimat wird unsere Königin sein
Und die gütige Mutter, die still und groß
Das Haupt uns bettet in ihren Schoß.

Anhang

- ★ Die 7. Schlesische Kulturwoche findet zugleich mit der Enthüllung des Gregor Mendel-Denkmals 1931 in Neutitschein statt.
- ★★ Obige Darlegung war zum Teil erst möglich durch die Arbeit der statistischen Heimatarchive. Diese beschäftigen sich mit Bevölkerungs- und sozialpolitischen Fragen an Hand des statistisch erfaßbaren diesbezüglichen Materials einiger sudetendeutscher Landschaften. Der Beobachtungsraum soll sich mit der Zeit über das gesamte sudetendeutsche Gebiet erstrecken können und dieses zuletzt als Ganzes behandeln.
Die Archive geben Arbeitsberichte heraus, wovon der erste in den nächsten Tagen vorliegt. Der Ankauf dieser zwanglos erscheinenden Berichte soll die Möglichkeit immer weiteren Eindringens in die Materie schaffen, d. h. soll die weitere Möglichkeit der Arbeiten sichern.
- ★★★ Das einschlägige Bildmaterial für diesen Beitrag verdanken wir dem deutschen Kulturbund als Herausgeber des ostoberschlesischen Heimatkalenders, der uns die Bildstöcke zur Verfügung stellte.
- ✦ Mit dieser Abhandlung setzen wir die landschaftsweise geordneten Beiträge über die bildende Kunst der Gegenwart weiter fort. (Siehe I. und II. Jahrgang des Schlesischen Jahrbuches.) Um die Bebilderung dieses Aufsatzes hat sich die Zeitschrift „Der Oberschlesier“, Erscheinungsort Oppeln, D.-S., besonders verdient gemacht.
- ✦ ✦ Vortrag, gehalten aus Anlaß der 6. Schlesischen Kulturwoche in Gablonz am 28. Juni 1930. Die vom Verfasser rechtzeitig beigestellten Bilder fielen bedauerlicherweise einem technischen Versehen zum Opfer.
- ✦ ✦ ✦ Auch dieser Beitrag stammt von der 6. Schlesischen Kulturwoche. Ausnahmsweise wurde er wegen seiner besonderen Bedeutung für Oberschlesien vor dem Erscheinen des Jahrbuchs in der Monatschrift „Der Oberschlesier“ veröffentlicht.
Außer dem Beitrag Wostry-Prag über Schlesien und die Prager Universität wird auch die Studie Ostmitteldeutschland von Volz-Leipzig dem nächsten Jahrbuch vorbehalten.





Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 3336/III



013-007373-03-0